
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Geschichte Karls V.

Von

Hermann Baumgarten.

Dritter Band.

Stuttgart 1892.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Vorwort.

Als ich vor sieben Jahren dem ersten Band dieser Geschichte Karls V. einige Bemerkungen vorausschickte, meinte ich, daß ich mich fast durchweg auf die Benutzung des gedruckten Materials würde beschränken können und müssen. In der Hauptsache ist es auch für den zweiten und dritten Band dabei geblieben; immerhin ergab sich die Notwendigkeit in einigen wichtigen Punkten von dem ursprünglichen Vorsatz abzugehen. Als ich im März und April 1886 das Wiener Archiv besuchte, thaten sich vor mir in der sog. Brüsseler Kanzlei so große Schätze auf, daß ich die Notwendigkeit erkannte, wenigstens das Wichtigste auszuheben. Namentlich die Korrespondenz des Kaisers mit seinem Bruder Ferdinand erschloß einen Blick in Verhältnisse, von denen die gedruckten Quellen kaum etwas ahnen ließen. Im nächsten Frühling wiederholte ich den Besuch des Wiener Archivs, wurde aber leider durch Erkrankung zu vorzeitigem Abbruch genötigt. Wesentlich um diese doch nun als unerläßlich erkannten archivalischen Studien in dem nötigen Umfange betreiben zu können, legte ich im Frühling 1890 meine Professur nieder. Aber nur eine einzige Reise in die Archive von München, Dresden und Wolfenbüttel wurde mir vergönnt; als ich im November 1890 mich zu einem längeren Aufenthalte nach Mar=

burg begab, nötigte mich Krankheit zu schleuniger Rückkehr. Auf eine tiefer dringende Durchforschung des Wiener Archivs habe ich unter diesen Umständen verzichten und mich darauf beschränken müssen, durch die kundige Hand des Herrn Dr. W. Englmann mir diejenigen Stücke ausziehen oder abschreiben zu lassen, welche mir besonders wichtig schienen. Die für die Beziehungen der Schmalkaldener zu Frankreich wesentlichen Marburger Akten habe ich durch die Güte des Herrn Archivrat Könnecke hier benutzen können. Außerdem hat mich unser Stadtarchivar Dr. O. Winckelmann erheblich dadurch gefördert, daß er mir seine urkundliche Geschichte der Begründung des Schmalkaldischen Bundes und des Nürnberger Friedens im Manuskript zu lesen gestattete *). Ebenso war es mir eine große Unterstützung, daß ich durch die Güte Heinrichs von Sybel die beiden ersten Bände der von Friedensburg mit größter Sorgfalt herausgegebenen Nuntiaturberichte in den Aushängebogen benutzen durfte. Endlich bin ich meinem zu früh verstorbenen Kollegen Zöpffel zu Dank verpflichtet. Er hatte eine große Sammlung von Abschriften und Auszügen aus den Archiven von Berlin, Weimar und Marburg zur Geschichte der Jahre 1538—1548 veranstaltet, zu deren Verarbeitung er nicht gekommen ist. Nach seinem Tode hat seine Witwe diese Sammlung unserer Bibliothek geschenkt. Das auf die Frankfurter Verhandlungen des Jahres 1539 Bezügliche habe ich ihr wesentlich entnommen.

Wenn nun auch manche wichtige Punkte auf diese Weise in ein helleres Licht gerückt werden konnten, so bin ich doch mehr als je von der Notwendigkeit durchdrungen, der Geschichte der Reformationszeit eine sehr viel solidere Grundlage zu geben,

---

*) Im Texte ist das Buch mit dem Titel: „Die ersten Jahre des Schmalkaldischen Bundes und der Nürnberger Anstand" angeführt.

als sie bis jetzt besitzt. Zwei wesentliche Dinge sind allerdings in den letzten Jahren in Angriff genommen worden: die Herausgabe der Reichstagsakten zur Zeit Karls V. und die Publikation der Nuntiaturberichte über Deutschland seit dem Jahre 1533. Wenn einst diese beiden Sammlungen vorliegen, wird es sehr viel heller sein. Aber nichtsdestoweniger muß ich mit allem Nachdruck auf mein Ceterum censeo zurückkommen: das allerwichtigste ist die Herausgabe der vollständigen*) Korrespondenz Karls V. Man wird sich ja wohl aus diesem dritten Bande überzeugen, daß eine genaue Kenntnis der Absichten und Verhältnisse des Kaisers für das Verständnis der Begebenheiten absolut unentbehrlich ist. Diese Kenntnis aber vermag sich bei der Massenhaftigkeit, Schwierigkeit und Zerstreutheit der Papiere ein einzelner Forscher nicht zu verschaffen. Nun scheint es ja leider, als ob von der für diese Aufgabe berufensten und verpflichtetsten Körperschaft, der Wiener Akademie, ihre Lösung nicht zu hoffen ist, da sie, statt die in ihrem Auftrage vor 39 Jahren von Lanz begonnene, aber nur bis 1520 geführte Publikation fortzusetzen, sich in das unabsehbare Unternehmen der Herausgabe der venezianischen Depeschen vom Kaiserhofe verstrickt hat. Wenn selbst diese Publikation in der richtigen Weise dirigiert worden wäre und nicht mit Umgehung der wichtigsten Berichte eines Gasparo Contarini und Andrea Navagero bei dem Jahre 1538 eingesetzt hätte, um dann sofort wieder eine große Lücke klaffen zu lassen, selbst dann würde man es beklagen müssen, daß die Akademie diese neue Last auf

---

*) Darunter verstehe ich jedoch keineswegs einen vollständigen Abdruck aller Schriftstücke. Wenn dieses Prinzip neuerdings bei zwei wichtigen Publikationen befolgt worden ist, so zeigen eben sie, zu einer wie großen Verschwendung von Kräften und Zeit diese Methode nicht nur für die Herausgeber, sondern auch für die Leser führt.

sich genommen hat, statt das 1853 Begonnene durchzuführen. Denn es versteht sich doch von selbst: wo man die reichsten Dokumente der Handelnden selbst besitzt, beschäftigt man sich zunächst mit diesen und nicht mit den Berichten der daneben Stehenden. Es war sehr begreiflich, daß Ranke vor sechzig Jahren, als er die neuere Geschichte auf die ursprünglichen Quellen zu gründen anfing, auf die venezianischen Relationen großen Wert legte; wenn er heute im Wiener Archive säße, würde er vor allen Karl und die Seinigen selbst hören. Neben den Korrespondenzen des Kaisers, seiner Geschwister, Räte und Gesandten sinken die venezianischen Relationen und Depeschen zu einer Quelle zweiten Ranges herab.

Nun drängt sich die Frage auf: werden wir die Geschichte der Reformationszeit noch lange ohne eine so wesentliche Grundlage treiben müssen? Die Münchener historische Kommission hat neben ihren anderen Aufgaben mit den Reichstagsakten, die Berliner Akademie mit den beiden großen Hohenzollern für lange Zeit genug zu thun. Ich weiß nicht, ob ich da eine Anregung wagen darf. Kürzlich haben wir gelesen, daß vom Reichstage eine große Summe für die Erforschung des Limes bewilligt worden ist. Ohne Zweifel ist in einer Zeit, wo uns die sehr ernste Gefahr droht, das unersetzliche klassische Fundament unserer Bildung erschüttert zu sehen, jede auf die Erforschung dieses klassischen Altertums gerichtete Thätigkeit unserer ernstesten Teilnahme wert. Nichtsdestoweniger nimmt es sich etwas drollig aus, daß gewissermaßen von allen Dächern, oft in sehr unverständiger Weise, die unvergleichliche Bedeutung der deutschen, namentlich der neueren deutschen Geschichte, für unsere Bildung gepredigt wird und das hergestellte deutsche Reich bisher für diese deutsche Geschichte lediglich nichts unternommen hat. Das für Olympia Gethane ist unseres wärmsten

Dankes gewiß; sollte das Reich aber nicht auch an die Aufgrabung der Quellen seiner eigenen Geschichte denken müssen? Freilich, die vom Bundestag übernommenen Monumenta Germaniae sind ein herrliches Werk. Aber hört wirklich mit dem Jahre 1500 die Größe und die Schwierigkeit der deutschen Geschichte auf? Ist der letzte große Kampf der Nation auf dem Boden des alten Reichs nicht ernstester Beachtung der Nachkommen wert? Wenn in der Reichstagssitzung vom 16. Januar d. J. ausgesprochen wurde: „das geeinigte deutsche Reich müßte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln dafür Sorge tragen, daß die Geschichte seines Volkes gefördert werde," so ist das eine Wahrheit, der nur konsequente Anerkennung gewünscht werden muß.

Für die Notwendigkeit, speziell der Reformationszeit das hellste Licht zuzuführen, sprechen aber besonders gewichtige Gründe. Auch derjenige, welcher nur noch für sogenannte reale Interessen Sinn hat, wird zugeben, daß für Deutschland die konfessionelle Spaltung und besonders die feindselige Stellung der beiden großen Konfessionen zu einander eines der ernstesten Hindernisse gesunder Entwickelung ist. Selbstverständlich kann sie durch historische Forschung nicht geheilt, vielleicht aber doch gemildert werden. Seit zwanzig Jahren hat sie an dem Zank über die Reformation eine der ergiebigsten Quellen gefunden. Janssen und Genossen haben zur Erregung katholischer Leidenschaften mehr gethan, als irgend welche anderen Schriftsteller derselben Schule. Sie haben es aber doch nur gekonnt, weil eine Menge der wichtigsten Verhältnisse jener Zeit in der That noch im Dunkel liegen. Solche Leidenschaften des Tages müssen vor der vollen geschichtlichen Erkenntnis verstummen. Wenn wir sehen, daß die Entwickelung unseres Volkes in jener Zeit nicht durch das Verdienst oder die Schuld irgend eines Menschen,

sondern durch übermächtige Verhältnisse, durch die gesamte Weltlage und die besonderen deutschen Zustände, durch das Zusammenwirken der allerverschiedensten Kräfte und Richtungen bestimmt worden ist, so werden wir uns bescheiden, daß es nicht anders gehen konnte, als es gegangen ist, und aufhören, uns mit leidenschaftlichen Anklagen das Herz erleichtern zu wollen. Bis jetzt sind wir aber nicht nur über die Thätigkeit des Kaisers, sondern auch über das Thun und Lassen fast aller einzelnen Kreise sehr mangelhaft unterrichtet. Namentlich liegt das Streben der hauptsächlichen katholischen Fürsten, der bairischen Herzoge, der Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig in auffallendem Dunkel. Auch der Gang der Reformation in einer Reihe der wichtigsten Reichsstädte ist nichts weniger als völlig aufgeklärt.

Aber es handelt sich nicht allein um die Reformationszeit, sondern ebenso um die Zeit der Gegenreformation, oder kurz gesagt, um die anderthalb Jahrhunderte von Maximilian I. bis zum Westfälischen Frieden. Die Monumenta Germaniae werden, denke ich, nicht mit dem Jahre 1500, sondern mit dem Regierungsantritte Maximilians ihre große Arbeit abschließen. Vom Auftreten des Großen Kurfürsten an hat Preußen die natürliche Aufgabe, die Geschichte der nationalen Herstellung in ihren Hauptrichtungen klar zu legen. Aber die dazwischen liegenden anderthalb Jahrhunderte entbehren bis jetzt der entsprechenden Fürsorge. Was für sie an Quellenpublikationen zu besorgen ist, geht über die Kräfte und den natürlichen Beruf eines deutschen Einzelstaates hinaus. Hier kann nur das Reich die Last tragen, die deutsche Entwickelung in allen ihren Beziehungen durch die notwendigen Veröffentlichungen aufzuhellen. Denn diese Entwickelung ist wie immer, so ganz besonders in der Zeit der großen religiösen Kämpfe an universelle Verhält-

nisse geknüpft. Wir müssen die Beziehungen unserer Kaiser und der wichtigsten Stände zum gesamten Auslande genau kennen. Wir müssen aber auch das innere Leben noch ganz anders ergründen, als bisher möglich war.

Doch ich halte inne. Es kommt mir nicht in den Sinn, ein genaues Programm aufstellen zu wollen, das nur aus der reiflichen Erwägung der dazu Berufenen hervorgehen kann; ich möchte nur dazu anregen, den unstreitig wichtigen Gegenstand ernstlich zu überlegen. Bis das Reich etwas in der gewünschten Richtung thut, wird günstigstenfalls wohl einige Zeit vergehen; inzwischen mögen die lokalen Kräfte sich den bezeichneten Aufgaben zuwenden. Besonders wichtig für die Reformationszeit schienen mir, wie schon gesagt, neben der Korrespondenz Karls V., Quellenpublikationen zur Geschichte der hauptsächlichen katholischen Stände. Die Archive von München, Dresden und Wolfenbüttel bieten dafür eine beneidenswerte Fülle des wichtigsten Materials.

Als wir hier vor bald zwanzig Jahren neben der Herausgabe des Urkundenbuchs der Stadt Straßburg die Publikation ihrer politischen Korrespondenz in der Reformationszeit ins Auge faßten, lebten wir der Hoffnung, daß, wenn das eben dem Reiche wiedergewonnene Straßburg sich beeile, seinen Beitrag zur Geschichte der großen Zeit zu liefern, seine alten Genossen wie Ulm, Augsburg, Frankfurt, Braunschweig, auch Nürnberg, es doch wohl ebenso angemessen finden würden, ihren Bürgern zu zeigen, was die Vaterstadt einst im großen nationalen Kampfe gethan und gelitten habe. Namentlich von Ulm, Augsburg und Braunschweig würde die allgemeine deutsche Geschichte wichtige Aufklärungen empfangen. Daß die politische Korrespondenz Straßburgs einen erheblichen historischen Wert besitzt, zeigt jeder Blick in die neueste Litteratur, wird auch der vor-

liegende Band beweisen. Möchten doch die genannten Städte nicht zu lange mehr säumen, wieder in die Reihe einzutreten, in der sie einst so rühmlich wirkten! Möchten aber auch die historischen Vereine der verschiedenen Länder und Provinzen der einseitigen Liebhaberei für das Mittelalter oder gar für die römische Zeit entsagen und sich etwas mehr der modernen Zeit widmen, in der sie ihrer Natur nach leichter nützen und durch deren Behandlung sie das lebendige Interesse der Mitwelt besser erwecken könnten.

Es stimmt eigen, wenn man das, was andere Nationen besonders für ihre neuere Geschichte unternommen haben, mit dem vergleicht, was dafür bisher bei uns geschehen ist. Nicht nur das große England, sondern auch das kleine Belgien hat schon vor bald sechzig Jahren begonnen, alles, was sich in den Archiven und Bibliotheken Europas für die Geschichte seines Landes findet, verzeichnen zu lassen. Holland und Frankreich haben in jüngster Zeit zu demselben Zwecke Arbeiter ausgesandt. Für unser Mittelalter haben die Monumenta Germaniae dieselbe Aufgabe mit größter Sorgfalt verfolgt. Was aber besitzen wir derartiges für unsere neuere Geschichte? Da ist der einzelne Forscher darauf angewiesen, mit seinen notwendig beschränkten Mitteln und Kräften sich ein unter allen Umständen ungenügendes Material zu beschaffen. Er würde schon ganz anders gestellt sein, wenn zunächst wenigstens unsern großen Botschaften in London, Paris und Madrid historische Kräfte beigegeben würden, welche den Auftrag erhielten, die Anfragen deutscher Forscher zu beantworten, die von ihnen gewünschten Abschriften und Auszüge zu erleichtern. Kein Volk verfügt über einen solchen Reichtum sorgfältig ausgebildeter historischer Arbeiter wie wir; aber recht viele dieser Kräfte liegen mehr oder weniger brach. Ohne erheblichen Aufwand würden wir

uns mit ihnen eine beneidenswerte Organisation schaffen können. Und würde es etwa unsern Botschaftern schaden, wenn sie Männer neben sich hätten, welche mit der Geschichte des Landes genau vertraut wären, in dem sie wirken sollen? Also stelle man neben die militärischen und technischen auch historische Attachés. Mit einem jährlichen Aufwande von 30—40000 Mark würde man der deutschen Geschichte und auch der deutschen Politik einen großen Dienst leisten.

Nachdem ich so viele Wünsche vorgetragen habe, seien mir noch einige Worte über meine eigene Arbeit gestattet. Wohlwollende Kritiker haben früh angefangen, sich mit der Sorge zu beschäftigen, wie ich im stande sein würde, den ungeheuren Stoff zu bewältigen. Daß das bei einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller Beziehungen des die Welt umspannenden Reiches Karls V. nicht möglich sein würde, liegt auf der Hand. Gewisse Dinge mußten in den Vordergrund gerückt, andere zurückgeschoben werden. Daß für den Deutschen die Wirkung des Kaisers auf die deutschen Angelegenheiten das Wichtigste ist, versteht sich wohl von selbst, und eine dementsprechende Behandlung ist um so berechtigter, als doch auch für den Kaiser das eigentliche Gelingen seiner Absichten vornehmlich davon abhing, ob er die Reichssachen nach seinem Sinne werde ordnen können oder nicht. Meine Hauptaufgabe bestand also darin, zu zeigen, wie stand es in jedem wichtigen Moment mit den Absichten und Kräften des Kaisers, welche Umstände ermöglichten oder verhinderten die Erfüllung seiner wichtigsten Aufgabe, die katholische Einheit im Reiche herzustellen, und wie verhielten sich zu ihm die deutschen Protestanten und Katholiken? Hauptsächlich durch drei Mächte hat sich der Kaiser sein ganzes Leben lang gehindert gesehen,

seinen kaiserlichen Beruf als Schirmvogt der römischen Kirche zu erfüllen: durch den Papst, Frankreich und den Türken; diesen dreien verdankt der deutsche Protestantismus vornehmlich die Möglichkeit seiner Ausbildung und Behauptung. Um die Beziehungen des Kaisers zur Kurie und zu Frankreich möglichst klar legen zu können, habe ich das Verhältnis zur Pforte, das überdies meistens in einer gewissen starren Monotonie ruht, summarisch behandeln müssen. Was Deutschland angeht, sah ich mich genötigt, die kirchlichen und theologischen Dinge, welchen so viele andere ihre ganze Aufmerksamkeit geschenkt haben, mit kurzen Andeutungen zu erledigen. Mit Verwunderung wird man sehen, wie außerordentlich kurz und — ich gebe es zu — ungenügend in diesem Bande die Reichstage von 1529 und 1530 behandelt sind. Hätte ich sie aber so wie die früheren Reichstage schildern wollen, so würde davon vielleicht die Hälfte dieses Bandes in Anspruch genommen worden sein, ohne daß ich in der Lage gewesen wäre, die bisherige Einsicht irgend nennenswert zu erweitern. Es schien mir dagegen sehr wesentlich, die Thätigkeit der katholischen Stände und ganz besonders das Verhalten des Schmalkaldischen Bundes eingehender zu schildern, als bisher geschehen ist. Denn die bis auf diesen Tag nachwirkende Katastrophe von 1547 ist doch schon in den dreißiger Jahren vorbereitet worden.

Daß meine Darstellung dieser Dinge in sehr vielen Punkten von der Ranke's abweicht, habe ich nicht angemessen gefunden, im einzelnen hervorzuheben. Ranke hat sich wesentlich auf den Standpunkt der sächsischen Politik gestellt, die mir in vielen kritischen Momenten fehl gegriffen zu haben scheint. Er sieht öfter große Erfolge der Schmalkaldener, wo ich nur bedenkliche Mißerfolge entdecken kann. Auch von der Stellung und den Absichten des Kaisers denkt er wesentlich anders. Ein Haupt=

grund dieser Differenzen liegt darin, daß wir heute über ein ganz anderes Quellenmaterial verfügen, als vor einigen fünfzig Jahren.

Als einen empfindlichen Mangel dieses Bandes muß ich es bezeichnen, daß er die im zweiten Bande versuchte Schilderung der amerikanischen Eroberungen und ihrer Rückwirkung auf Spanien nicht fortführt. Ich gestehe, daß mir die zur Bewältigung des wüsten, von den Spaniern neuerdings aufgehäuften Materials nötige Kraft fehlte; überdies tritt ja eine Einwirkung seines ins Grenzenlose erweiterten amerikanischen Reiches auf das Verhalten des Kaisers kaum irgendwo deutlich hervor, eine fast rätselhafte Erscheinung, die sich erst aufklären würde, wenn wir überhaupt von dem Stande der kaiserlichen Finanzen genauere Kunde erhielten, während wir jetzt nichts besitzen, als einige zusammenhanglose Daten. Woher freilich jene Kunde kommen soll, ahne ich nicht; denn in den bis jetzt eröffneten Quellen sind nicht einmal die Rudimente dafür zu entdecken. Vielleicht hat sich König Franz wenigstens von Zeit zu Zeit über die Lage der kaiserlichen Finanzen eingehend berichten lassen, was dann mit so sehr viel anderem für die Geschichte der Zeit unentbehrlichen Material in den französischen Bibliotheken und Archiven begraben liegt. Seit Decrue's nützlichem Buche über Montmorency hat die französische Geschichtsforschung nichts Nennenswertes über die Zeit Franz' I. bis gegen das Ende der dreißiger Jahre zu Tage gefördert. Es ist fast unbegreiflich, daß Männer wie die beiden du Bellay und so viele andere Diener des glänzenden Königs keinen Biographen locken. Wir besitzen doch wenigstens seit bald fünfzig Jahren eine, wenn auch sehr ungenügende Korrespondenz Karls V. und sie mußte damals im fernen Auslande geholt werden; die Franzosen haben die Hauptmasse der Korrespondenz des Königs

Franz bequem in Paris und lassen sie dennoch unberührt! Wären ihre Schätze wenigstens so registriert, daß sie der fremde Forscher ohne enormen Zeitaufwand benutzen könnte!

Daß ich in diesem Bande den Gang der Erzählung erheblich beschleunigt habe, wird wohl allgemein gebilligt werden. Gehen meine Absichten in Erfüllung, so wird ein vierter Band die Zeit bis zum Ende des Schmalkaldischen Kriegs schildern und ein fünfter den Schluß bringen.

Den Vorstehern und Räten der Archive von Wien, München, Dresden, Wolfenbüttel und Marburg, den Herren Dr. Bernays in Madrid, Brosch in Venedig, Englmann in Wien, Jochner in München und Winckelmann hier, ganz besonders aber den Herren Professoren Barack und Müller, durch deren unermüdliche Güte mir die hiesige Bibliothek eine unschätzbare Förderung gewährt hat, sage ich herzlichen Dank.

Straßburg, März 1892.

H. B.

Inhalt.

übernimmt die Leitung des Kriegs gegen Barbarossa. Außerordentliche Begeisterung in Spanien S. 172. Sammlung aller Streitkräfte bei Cagliari S. 173. Landung in Afrika S. 174. Belagerung und Einnahme Goletta's S. 175. Unschlüssigkeit des Kaisers S. 176. Angriff auf Tunis S. 176 f. Tunis eingenommen. Neuer Streit über Fortsetzung des Kriegs S. 177. Landung des Kaisers in Sicilien. Ergebnisse des Kriegs S. 178 f.

Der Kaiser in Rom. Verhältnis zu Frankreich S. 180. Tod Sforza's S. 181. Ein kaiserliches Gutachten über die Lage S. 181 f. Unversöhnlichkeit der kaiserlichen und französischen Wünsche S. 183. Bündnis Frankreichs mit dem Sultan S. 184. England; Tod der Königin Katharina S. 184 f. Baiern sendet dem Kaiser Hilfe; Frankreich erobert Savoyen und Piemont S. 185 f. Des Kaisers Thätigkeit in Sicilien und Neapel S. 186 ff. Seine Kriegsrüstung S. 189. Seine Verhandlungen mit dem Papste S. 190 ff. Gesteigerte Forderungen Frankreichs. Neue Politik Karls gegen England S. 193 f. Paul III. in Erwartung des Kaisers S. 195. Einzug in Rom S. 196. Feierliche Erklärung des Kaisers über den Krieg S. 197 ff. Sein Abkommen mit dem Papst; Berufung des Konzils S. 201 f. Französische Antwort auf des Kaisers Rede S. 202. Letzte Verhandlungen S. 203 f. Der Bruch S. 204 f.

Der dritte Krieg mit Frankreich. Des Kaisers Annäherungsversuche an England scheitern S. 206 ff. Wo soll der Angriff auf Frankreich erfolgen? S. 208 ff. Einfall in Südfrankreich S. 210. Scheitert vollständig S. 211. Ebenso der Angriff im Norden S. 212. Vergebliche Bemühungen um Frieden S. 213. Vorstellung des kaiserlichen Rats S. 214 ff. Beziehungen zu England S. 217. Verzicht des Kaisers auf Dänemark; Nachgiebigkeit in Ungarn S. 218. Vergebliche Bemühungen bei Frankreich und dem Papst S. 219 f. Rückkehr des Kaisers nach Spanien; Schwierigkeit der Seefahrt S. 221 f. Stimmung Spaniens S. 222 f. Geldbewilligung der Cortes S. 223. Karl zur Defensive genötigt; französischer Angriff auf die Niederlande S. 224 f. Königin Marie dringt auf Frieden S. 225. Waffenstillstand für den Norden S. 226. Erfolge der Kaiserlichen in Italien S. 226 f. Karls Klagen über den Papst und des Papstes Anschuldigungen gegen Karl S. 228 f. Florenz S. 229. Siege der Franzosen in Piemont S. 230.

Friedensverhandlungen. Erste Anknüpfungen S. 232 f. Waffenstillstand. Der Papst nachdrücklich für Frieden S. 234. Schwierigkeiten der Verständigung S. 235 ff. Vergebliche Verhandlungen S. 238. Liga zwischen dem Kaiser, dem Papst und Venedig S. 239 f. Frankreichs Abwendung vom Papst S. 240. Zusammenkunft des Kaisers und des Papstes in Nizza S. 241 f. Ankunft des Königs Franz. Verhandlungen S. 242 ff. Zehnjähriger Waffenstillstand S. 244. Beratungen über den Türkenkrieg S. 245. Zusammenkunft des Kaisers mit König Franz S. 246 f. Beider Aeußerungen über das Resultat derselben S. 248 f. Rückgang der kaiserlichen Macht S. 250 f.

Der Schmalkaldische Bund. Ohnmacht der Reichsgewalt S. 252 f. Die Freunde König Ferdinands S. 253 f. Seine Isolierung und Schwäche gegen die Ketzerei S. 255. Wirkung der päpstlichen Politik S. 256 ff. Die Wiedertäufer S. 259 f. Theologischer Hader in Württemberg S. 261. Kirchliche Bestimmungen des Kadaner Friedens S. 262 f. Förderung des Protestantismus durch Württemberg S. 263. Längere Passivität des Kaisers in der religiösen Frage S. 264 f. Sein erneuter katholischer Eifer nach dem afrikanischen Siege S. 266. Lage der Protestanten S. 267. Isolierung des Landgrafen S. 268 f. Die Natur des Schmalkaldischen

Fünftes Buch.

Der Reichstag zu Augsburg.

Nach neunjähriger Abwesenheit kehrte der Kaiser im Mai 1530 ins Reich zurück. Es waren neun Jahre, so ereignisreich für die Welt, wie sie selten erlebt werden, für niemand aber so voll von den wunderbarsten Wandlungen, wie für den jungen Herrscher. Er zählte jetzt freilich erst dreißig Jahre, aber es gab nicht viele, die in einem langen Leben erfahren, was sich ihm in diese neun Jahre zusammengedrängt hatte. Als er nun im April und Mai 1530 über die Alpen stieg, gekrönter Kaiser, Herr Italiens, im innigsten Bunde mit dem Papste, in Frieden mit Frankreich, in sich selbst völlig gereift, schickte er sich an, dem Reiche die lange ersehnte Herstellung der kirchlichen Einheit zu bringen; unter den allergünstigsten Auspizien, wie es schien.

Als wir uns zuletzt mit den deutschen Angelegenheiten beschäftigten (2, 591 ff.), fanden wir die religiöse Bewegung von neuer Kraft vorwärts getrieben. Die heftige Entzweiung zwischen Kaiser und Papst, die Verstrickung König Ferdinands in die ungarischen und böhmischen Sorgen, die völlige Lähmung der Reichsgewalten bot den Anhängern Luthers volle Freiheit, auf den Speierer Reichstagsabschied von 1526 gestützt, das neue kirchliche Wesen immer fester zu begründen, immer weiter auszubreiten. In Sachsen und Hessen gewann es eine dauerhafte Ordnung, in vielen Reichsstädten wurden die Trümmer

der alten Kirche immer zuversichtlicher über die Seite geschafft. Allerdings fehlte es ja auch dieser Kirche nicht an eifrigen Vorkämpfern, welche der Bewegung um so schroffer entgegentraten, je bedrohlicher sie um sich griff. Verloren die Reichsgewalten immer mehr die Möglichkeit, den Gang der Dinge zu bestimmen, so mußte der Gegensatz unter den evangelischen und katholischen Ständen natürlich stets größere Macht gewinnen. Fast wie heute zogen sich schon damals die Grenzgebiete der beiden Bekenntnisse von einem Ende Deutschlands zum andern hin; überall stießen die Gegner nahe aufeinander, einander fürchtend, belauernd oder auch wirklich bedrohend. Weder der eine noch der andere Teil konnte eigentlich diesen Zustand erträglich finden; ein jeder mußte eine Entscheidung ersehnen.

Wenn wir uns recht lebhaft in diese äußerst gespannte Lage versetzen, wird uns erklärlich, was sonst schwer begreiflich wäre, daß eine sehr plumpe Fälschung im Beginne des Jahres 1528 den längst gefürchteten Zusammenstoß der feindlichen Kräfte wirklich herbeizuführen drohte. Ein hoher Beamter des Herzogs Georg von Sachsen, den wir ja längst als den eifrigsten und ernstesten Gegner Luthers kennen, trat mit dem jungen Landgrafen Philipp, dem Schwiegersohne Georgs, in nahe Beziehungen. Eines Tages (es war im Februar 1528) ließ er sich von dem Landgrafen dazu bringen, ihm ein höchst wichtiges Geheimnis zu offenbaren, daß nämlich im Sommer des vorigen Jahres die katholischen Stände mit Ferdinand ein großes Bündnis zur Ausrottung der lutherischen Sekte und zur Vernichtung ihrer hauptsächlichen fürstlichen Anhänger geschlossen hätten. Die Sache an sich schien der Lage der Dinge durchaus zu entsprechen; man konnte sich fast wundern, daß etwas derartiges nicht längst zu stande gekommen war. So geschah es, daß, als nun der Urheber jener Enthüllung, Otto von Pack, dem begierigen Landgrafen eine angebliche Kopie jenes Bündnisses mitteilte, dieses Aktenstück nicht nur bei dem Landgrafen, sondern auch bei dem Kurfürsten von Sachsen, bei Luther und

Melanchthon, ja einen Augenblick sogar bei den Reichsgewalten Glauben fand, obwohl es nicht nur viele Unwahrscheinlichkeiten, sondern sogar einige Unmöglichkeiten enthielt. Der Landgraf war so fest von seiner Echtheit überzeugt, daß er kein Bedenken trug, es zu veröffentlichen, ja schlankweg gegen seine geistlichen Nachbarn im Süden zu den Waffen griff*).

Natürlich konnte nun doch aber eine solche Täuschung sich nicht lange behaupten. Sobald der Landgraf seine Quelle nannte, kam an den Tag, daß dieser Otto von Pack seit Jahren das förmliche Gewerbe eines Fälschers betrieben hatte, ohne dadurch jedoch bis dahin das Vertrauen seines Fürsten verloren zu haben. Ebenso war es den verdächtigten katholischen Ständen leicht, die Unmöglichkeit des angeblichen Bündnisses nachzuweisen, was freilich Luther, welcher doch die Unbedachtsamkeit des Landgrafen scharf tadelte, nicht hinderte, seine Echtheit gegen den Herzog Georg in einem mit maßloser Heftigkeit geführten Federkriege bis in das Jahr 1529 festzuhalten. Die Gefahr des unmittelbaren Zusammenstoßes der feindlichen Parteien ging ziemlich rasch vorüber; aber die durch diesen Handel erzeugte Gärung blieb. Es mußte sich den katholischen Ständen die Ueberzeugung aufdrängen, daß ihre bisherige Passivität für ihre Existenz ernste Gefahr bringen konnte. Wenn einmal die sich mehr und mehr konsolidierende junge Kirche wie bisher um sich griff, wenn sodann einer der mächtigsten evangelischen Fürsten so rasch war, das Schwert zu ziehen, wie sie es eben bei Landgraf Philipp erlebt hatten, so mußten sie zu ihrer Selbsterhaltung ein anderes Verfahren einschlagen, als bisher. Denn dieser Landgraf bewies nicht nur für die Sache Luthers einen wahren Feuereifer, sondern er wußte die religiösen In-

*) Ich kann hier natürlich auf die über diese Pack'schen Händel geführte Polemik nicht eingehen. Wenn Ehses in zwei Schriften nachzuweisen sucht, daß nicht Pack, sondern der Landgraf der eigentliche Urheber der Fälschung gewesen sei, so wird er wohl keinen unbefangen Prüfenden davon überzeugen.

teressen mit den kühnsten politischen Kombinationen zu fördern. Er hatte seit 1526 Herzog Ulrich von Württemberg bei sich aufgenommen und betrieb dessen Zurückführung in sein Land mit der größten Emsigkeit*). Herzog Ulrich brachte ihn von selbst in Beziehungen zu Frankreich, wenn dieselben nicht schon vorher bestanden. Im Frühling 1528 finden wir den Landgrafen in eigentümlichem Verkehr mit König Franz: dieser bietet jenem, seinem „teuersten Verbündeten", seine Hilfe für die Gewinnung der römischen Königskrone an, der Landgraf weist das zurück, bittet dagegen um eine große Geldsumme; werde sie ihm gewährt, so wolle er König Ferdinand angreifen**). Auf der andern Seite hat er Pack zu Johann Zapólya reiten lassen, um mit dem Wojwoden eine gemeinsame Offensive zu verabreden. So schickt sich dieser junge vierundzwanzigjährige Herr an, die großen Verwicklungen der europäischen Politik für die Förderung seiner evangelischen Pläne auszunutzen.

Gewiß war dafür nie ein günstigerer Moment, als im Februar und März 1528, da die kaiserliche Sache rettungslos verloren schien (s. 2, 605 ff.), der Kaiser wie gelähmt in dem fernen Spanien saß; aber diese Gunst sollte, wie wir wissen, bald schwinden; jeder Monat des Sommers und Herbstes brachte ja einen neuen Erfolg des Kaisers. Dagegen zog freilich an der Donau ein neues Gewitter herauf, gegen welches König Ferdinand das dringendste Interesse hatte, die deutschen Kräfte zur Abwehr zu sammeln. So entschloß sich denn der Kaiser, seinem Bruder Vollmacht zur Ausschreibung eines Reichstages zu erteilen, nachdem seit der Versammlung von 1526 verschiedene Versuche, die Stände in Regensburg zusammenzubringen, zu nichts geführt hatten. Als der Kaiser

*) Stoy, Erste Bündnisbestrebungen evangelischer Stände S. 184 ff.

**) Varrentrapp, Acht Briefe Melanchthons. Forschungen zur deutschen Geschichte 16, 5 ff.

jene Vollmacht am 1. August gab, mußte er seine Lage noch für recht kritisch halten; ganz anders standen die Dinge schon, als endlich am 30. November der wieder für die Statthalterschaft gewonnene Pfalzgraf Friedrich das Ausschreiben erließ, und von nun an besserte jede Woche die Aussichten des Kaisers.

Aber eine Entscheidung in dem großen europäischen Kampfe war doch noch keineswegs erfolgt, als sich im Februar und März 1529 die Stände in Speier versammelten. Nach den bisherigen Erfahrungen konnte niemand mit Sicherheit sagen, ob sich das Glück nicht abermals den Gegnern des Kaisers zuwenden werde. Aber es lag allerdings sozusagen in der Luft, daß sie dicht vor dem vollständigen Erlahmen seien. Wenn das Reich, wie jedes hinfällige Wesen, den Druck der allgemeinen Weltverhältnisse besonders stark empfand, weil ihm die Kraft der souveränen Selbstbestimmung längst abhanden gekommen war, so wirkte dieser Druck im Frühlingsanfang des Jahres 1529 fast ebenso zu gunsten der katholischen Stände, wie er im Jahre zuvor ihre Gegner gestärkt hatte. Diese hatten die Gunst der Verhältnisse nicht auszubeuten vermocht, vielmehr war durch den verwegenen Stoß des Landgrafen lediglich das katholische Lager zum lebendigen Bewußtsein der ihm drohenden Gefahren gebracht worden. Wenn einige oberdeutsche Bischöfe in die Lage gekommen waren, den durch nichts verschuldeten Angriff des Landgrafen mit schweren Geldsummen abkaufen zu müssen, so lag darin für den gesamten Klerus die dringende Mahnung, die bisherige Indolenz abzuschütteln. Die weltlichen Fürsten hatten ebenfalls Grund genug, besser als bisher für ihre Sicherheit zu sorgen, und endlich entfaltete König Ferdinand diesmal eine ungewöhnliche Thätigkeit, um die der alten Kirche treu gebliebenen Stände zeitig und vollzählig in Speier zusammenzubringen, wo der Reichstag wiederum abgehalten werden sollte*).

*) Ney, Geschichte des Reichstags zu Speier S. 43, wo überhaupt das Nähere über diesen Reichstag zu sehen.

Das gelang ihm denn auch mehr als je seit der großen Wormser Versammlung. Man kann sagen: auf diesem Speierer Tage des Jahres 1529 war das Reich zum erstenmal seit acht Jahren wieder würdig vertreten, und nun geschah es, daß sich diese ansehnliche Versammlung nicht nur mit ihren Neigungen, wie das ja auf allen bisherigen Reichstagen der Fall gewesen war, auf die römische Seite stellte, sondern diesen Neigungen auch einen entsprechenden Ausdruck zu geben wagte. Freilich, was sich seit 1526 in der Welt und im Reiche zugetragen hatte, mußte doch selbst in diesem Augenblicke auf die Behandlung der kirchlichen Fragen merklichen Einfluß üben. Wenn auch Kaiser und Papst sich abermals fest zur Bekämpfung der Ketzerei zu verbinden trachteten, die Erfahrungen, welche sie in den letzten Jahren miteinander gemacht hatten, konnten nicht spurlos verwischt sein, und ebensowenig ließ sich ignorieren, daß der Abfall von der alten Kirche in den letzten Jahren eine sehr viel festere Gestalt gewonnen hatte. Endlich trieb die Notwendigkeit der Lage, nicht die Unterdrückung der Ketzerei, sondern die Abwehr des Türken vor allem ins Auge zu fassen.

Alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß die kaiserliche Proposition diesmal in wesentlich anderem Tone sprach, als auf den früheren Reichstagen. Als die Stände im Frühling 1526 zusammentraten, hatte der Kaiser, wie bei allen früheren Versammlungen, die strenge Durchführung des Wormser Edikts gefordert. Jetzt zum erstenmal verzichtete er darauf. Er wußte, daß das jetzt nicht mehr möglich sei, oder doch den augenblicklichen Zeitverhältnissen nicht entspreche. Er begnügte sich damit, jeden weiteren Abfall von der alten Kirche, jede weitere Schmälerung derselben bei des Reiches Acht und Aberacht zu verbieten. Er erklärte, der Abschied von 1526 sei von vielen Ständen gröblich mißverstanden und aus dem Mißbrauch des Artikels, wonach sich jeder in Sachen des Glaubens bis zum Konzil so halten solle, wie er es gegen Gott und den Kaiser zu verantworten denke, sei „großer Unrat und Mißverstand wider

unseren heiligen christlichen Glauben" entstanden. Diesen Artikel hob er deshalb, damit nicht weiterer Unfug mit seiner Mißdeutung getrieben werde, „aus kaiserlicher Machtvollkommenheit" auf und befahl den Ständen, statt dessen jener Forderung gemäß zu beschließen*).

Die entschiedene Mehrheit der Versammlung stimmte ohne weiteres dem Begehren des Kaisers zu. Schon nach wenigen Tagen legte der für die Beratung der Frage gebildete Ausschuß einen Antrag vor, wonach diejenigen Stände, welche sich bisher dem Wormser Edikt gemäß gehalten, dabei auch ferner bis zum Konzil bleiben, diejenigen aber, welche von ihm abgewichen, sich jeder weiteren Neuerung enthalten sollten, außerdem aber in ihren Gebieten dem römischen Gottesdienste freien Raum gewähren. Die Einwendung der evangelischen Stände, daß der vor drei Jahren einstimmig gefaßte Beschluß nicht durch eine Mehrheit umgestoßen werden könne, fand keine Beachtung, die von einigen Fürsten angestellten Vermittelungsversuche führten zu nichts. Nun hatten sich die Evangelischen längst mit dem Gedanken getragen, falls ein Reichstag abermals ihre Lehre verdamme, dagegen zu protestieren. Jetzt sollte diese Verdammung ausgesprochen, nicht nur jede weitere Ausbreitung des Evangeliums gehindert, sondern der römischen Kirche die Macht gesichert werden, von neuem in die ihr entrissenen Gebiete einzudringen. Wurde dazu der Abschied von 1526 kassiert, so verlor alles, was seitdem von den Evangelischen für die Begründung ihrer Kirche gethan war, den letzten gesetzlichen Grund. Nahmen sie diese Entscheidung an, so stand ihr ganzes Wesen in der Luft. Sie beschlossen dagegen eine feierliche Protestation einzulegen. Das geschah am 19. April.

Damals konnte man noch nicht wissen, wie es dem Kaiser gelingen werde, seinen Streit mit dem Papste und Frankreich

*) J. J. Müller, Historie von der evangelischen Ständte Protestation S. 20 ff.

beizulegen, und die Protestanten hielten noch immer an der Hoffnung fest, ihre mißliche Lage durch eine Botschaft an ihn zu bessern: „Kaiserliche Majestät," wie sich der Rat von Nürnberg ausdrückte, „zu einem anderen Gemüt zu bewegen." Während sie also beschlossen, ihr Glück am kaiserlichen Hofe zu versuchen, trieb sie doch der Ernst der Lage, ihre bisher noch zerstreuten Kräfte zu sammeln. Denn das Gothaer Bündnis hatte trotz vielfacher Verhandlungen*), welche in den Jahren 1526 und 1527 namentlich von dem Landgrafen mit den oberdeutschen Städten gepflogen wurden, keinerlei Erweiterung gewonnen. Der Speierer Abschied von 1526 und die ganze Lage der Dinge schien ja so beruhigend, daß die Städte die Notwendigkeit nicht empfanden, sich mit den norddeutschen Fürsten in eine Verbindung einzulassen, welche vielleicht zu allerlei Mißlichkeiten führen konnte. Bis dahin war es den führenden Gemeinden, Nürnberg und Straßburg, gelungen, die Gesamtheit der Reichsstädte als festgeschlossene Einheit zu erhalten und auf diesen starken Zusammenhang sowohl die allgemeinen städtischen, als ihre besonderen religiösen Interessen zu stützen. Jene städtischen Interessen hatten ja bis dahin mit der Politik der Fürsten in scharfem Widerspruch gestanden, und es mußte deshalb in hohem Grade bedenklich erscheinen, die Einheit der Reichsstädte dadurch zu lockern, daß einige der vornehmsten Gemeinden sich mit einigen Fürsten in ein besonderes Bündnis einließen. Nun aber erwies sich schließlich doch das religiöse Moment stärker als das städtische. Im April 1529 gelang es den Anhängern Roms, die Phalanx der Reichsstädte zu sprengen: eine beträchtliche Anzahl derselben erklärte sich für die Beschlüsse der Majorität des Reichstages, worauf dann den zum Evangelium haltenden nichts übrig blieb, als sich den fünf protestierenden Fürsten anzuschließen. Es waren 14 oberdeutsche Städte, welche am 24. April der Protestation der Fürsten zu-

*) S. das Nähere bei Virck im Programm des Weimarer Gymnasiums von 1887 und bei Stoy, Erste Bündnisbestrebungen.

stimmten. Aber nur Straßburg, Nürnberg und Ulm hatten unter denselben ein erhebliches Gewicht.

Es versteht sich von selbst, daß mit diesen Vorgängen die Lage der Protestanten, welche jetzt erst diesen Namen trugen, eine vollständige Aenderung erfahren hatte. Zum erstenmale standen sie offen als das da, was sie in Wirklichkeit immer gewesen waren, eine schwache Minderheit. Wollten sie sich gegen die gewaltige Mehrheit der an Rom festhaltenden Stände und gegen die täglich drohendere Macht des Kaisers behaupten, so mußte das „kleine Häuflein" der Protestanten sich fest zusammenschließen. In der That wurde sofort auf dem Speierer Reichstage eifrig darüber verhandelt, und wenn die Städte früher den fürstlichen Anerbietungen mit spröder Zurückhaltung begegnet waren, so zeigten sie jetzt ein freundliches Entgegenkommen. Die beharrlichen Bemühungen des Landgrafen schienen endlich den besten Erfolg haben zu sollen.

Da geschah es nun aber, daß der seit Jahren zwischen Luther und Zwingli mit wachsender Heftigkeit geführte Streit über das Abendmahl unerwartete Schwierigkeiten bereitete. Die Mehrzahl der oberdeutschen Städte hatte sich der Zwinglischen Auffassung mehr oder weniger angeschlossen. Die Meinung des Landgrafen ging dahin, alle, welche ihren Glauben allein auf die Schrift gründeten, Niederdeutsche wie Oberdeutsche, ja auch die Schweizer, zu einem großen evangelischen Bunde zu vereinigen, ohne sich durch die Differenzen über einzelne Glaubenssätze beirren zu lassen. Diese Ansicht stieß aber schon in Speier in der Umgebung des Kurfürsten von Sachsen auf Bedenken. Melanchthon, welcher seinen Herrn auf den Reichstag begleitet hatte, sah zwar nicht wie Luther in der Abendmahlsfrage so den alles entscheidenden Mittelpunkt des ganzen religiösen Lebens, daß mit den in diesem Stücke abweichenden eine innige Gemeinschaft unmöglich sei*); aber ihn schreckten die

*) Man sehe sein Schreiben an Schwebel und Oekolampadius aus dem April 1529. Corp. Ref. 1, 1047 f.

politischen Konsequenzen. Die Anhänger Roms hatten zeitig erkannt, wie außerordentlich förderlich ihnen der Streit zwischen Wittenberg und Zürich werden könne, und denselben in jeder Weise zu schüren gestrebt. Hier in Speier stellten sie sich nun so, daß die Lehre Zwinglis im Abschiede unbedingt verurteilt wurde, während sie die Anhänger Luthers wohl eine gewisse Nachsicht hoffen ließen, wenn sie nur gegen die „Sakramentierer" mit ihnen gemeinsame Sache machten. Wie hätte sonst Melanchthon schreiben können: „Wenn wir sofort die Straßburger verdammt hätten, wäre ohne Zweifel die Entscheidung nach unserem Sinne gefallen *)". ?

In Speier konnten nun allerdings diese Gedanken noch nicht durchdringen. Aber kaum hatten sich die Sachsen von dem Landgrafen und den Oberdeutschen getrennt, so erschien ihnen der Gedanke, sich mit den „Sakramentierern" zum Schutze des Evangeliums verbinden zu sollen, höchst abschreckend. Besonders Melanchthon wurde von einer tiefen Angst ergriffen. „Es ist eine große und gefahrvolle Sache, schreibt er; es kann eine Umwälzung des Reichs daraus erfolgen." Er beschwört seine Nürnberger Freunde, sich nie mit den Zwinglianern in ein Bündnis zu begeben. „Denn nicht allein das Reich, sondern auch die Religion kommt dadurch in Gefahr **)." Ist es nicht eigen, den Reformator so voll Sorge um das Reich zu finden, um dieses heilige römische Reich?

In Wahrheit handelte es sich allerdings um eine sehr ernste Frage, welche höchst bedeutende politische, wie religiöse Konsequenzen in sich schloß. Drang der Landgraf mit seiner Absicht durch, so gewann er die Leitung der evangelischen Kräfte; sein Sinn aber war ein durchaus anderer, als der in Wittenberg und am sächsischen Hofe herrschende. Gelang ihm die feste Verbindung der deutschen Protestanten mit den Schweizern, so konnte der jungen Kirche ein kühn aggressiver, ein wesentlich

*) Corp. Ref. 1, 1059.
**) Corp. Ref. 1, 1067 ff.

politischer Charakter aufgeprägt werden. Sie stellte sich dann in die Mitte des großen Weltkampfes, sie scharte alle Gegner des Kaisers um sich und wenn sie damit Erfolg hatte, so war allerdings eine Umgestaltung des Reichs das vielleicht unvermeidliche Ergebnis. Die Richtung, welche Luther in den letzten Jahren eingeschlagen hatte, die vorsichtig schonende Behandlung der kirchlichen Einrichtungen, die streng konservative Anlehnung an die gegebenen politischen Ordnungen, die rücksichtslose Unterordnung alles Thuns unter den dogmatischen Gesichtspunkt, diese Richtung konnte sich dann schwerlich behaupten. Nicht der Geist Luthers, sondern der Geist Zwinglis beherrschte dann den deutschen Protestantismus, dieser scharfe, helle, weit in eine ferne Zukunft vorgreifende Geist, welcher das politische Leben so gut zu erneuern trachtete, wie das religiöse, welcher mit allen Ueberlieferungen und Empfindungen des Mittelalters vollständig gebrochen hatte, und das heilige römische Reich deutscher Nation mit Recht als ein wesentliches Stück dieses Mittelalters erkannte, als ein mit dem neuen Glauben und dem neuen Leben durchaus unverträgliches Ding.

Gewiß waren in diesem Punkte die Gedanken Zwinglis die schärferen und konsequenteren; entsprachen sie aber auch den wirklichen Verhältnissen? Waren nicht die Menschen und die Zustände noch unlöslich mit diesen mittelalterlichen Ueberlieferungen verwachsen? und gab es eine Kraft, welche der ungeheuren Aufgabe einer solchen Umbildung des Reiches genügt hätte? In Wahrheit sind Jahrhunderte nötig gewesen, sie zu lösen. Hätte sich der deutsche Protestantismus auf diese Bahn gewagt, so würde er das Reich in eine ungeheure Verwirrung gestürzt haben, in welcher er leicht seinen Untergang gefunden hätte. Indem sich Luther und Melanchthon an die bestehenden Ordnungen des Reiches anschlossen, ihre Kirche innerhalb derselben aufbauten, wählten sie freilich einen Grund, welcher mit dieser Kirche in unauflöslichem Widerspruche stand; aber sie thaten damit doch das einzig mögliche. Auch der von ihnen

gewählte Weg barg unendliche Schwierigkeiten und Gefahren in sich, zunächst die Gefahr, der konservativen Tendenz zu Liebe die Kraft der Bewegung zu lähmen; aber dieser Weg führte doch nicht in ein Chaos unübersehbarer Verwicklungen, in die Abhängigkeit von Weltmächten, welche die junge Kirche niemals zu bemeistern, in ihrem Sinne zu lenken im stande gewesen wäre.

Der Landgraf, welcher eben jetzt mit Zwingli in die innigste Verbindung trat*), lebte nichtsdestoweniger der Zuversicht, diese tiefen Gegensätze, deren Tragweite er nicht zu übersehen vermochte, müßten sich ausgleichen, die Kraft des gemeinsamen evangelischen Glaubens müsse über die, wie er meinte, untergeordneten dogmatischen Differenzen den Sieg davontragen, wenn nur die beiden, von ihm gleich verehrten Häupter in unmittelbaren persönlichen Verkehr träten. Er wußte ja wohl, daß Luther von der Bedeutung Zwinglis kaum eine Ahnung hatte, daß er ihn eigentlich ganz mit Karlstadt und Konsorten zusammenwarf. Durfte er da nicht hoffen, daß eine persönliche Begegnung von den heilsamsten Folgen sein werde?

Es war doch eine Täuschung, mußte eine Täuschung sein. In Wittenberg herrschte eine unüberwindliche Abneigung gegen den in der That grundverschiedenen Zwinglischen Geist. Man war schon deshalb gegen die vom Landgrafen vorgeschlagene Zusammenkunft, weil man davon ein noch näheres Zusammenrücken desselben mit dem Züricher Reformator fürchtete, der schon jetzt nur zu viel Einfluß auf den jungen, heißblütigen Herrn habe. Nichts kann bezeichnender sein, als daß Melanchthon in einem Gutachten für den Kurprinzen Johann Friedrich die Notwendigkeit hervorhob, wenn die Zusammenkunft doch stattfinden sollte, so müßten „Leute von Papistischen, als unparteiische", dabei sein**). Der Landgraf würde die Witten-

*) Lenz, Zwingli und Landgraf Philipp in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 3, 28 ff.

**) Corp. Ref. 1, 1066.

berger nie für seinen Plan gewonnen haben, wenn er ihnen nicht eingeredet hätte, Zwingli selbst sollte nicht erscheinen, nur Oekolampadius und seine Anhänger aus den oberdeutschen Städten *).

Man weiß, wie das Marburger Gespräch verlief, wie die weit entgegenkommende Nachgiebigkeit Zwinglis und der Seinigen zwar eine Vergleichung über viele der wichtigsten Glaubensartikel ermöglichte, die Hauptstreitfrage über das Abendmahl aber ungeschlichtet blieb. Und in Wahrheit fühlte Luther seinen Gegensatz gegen Zwingli überhaupt nicht im mindesten gemildert. Schwerlich konnte ihm wohl entgangen sein, daß, was Melanchthon immer gefürchtet hatte, in Marburg eintrat: daß der Landgraf mehr als je für die Anschauungen, für die weit spannenden politisch-religiösen Gedanken Zwinglis gewonnen wurde, wenn Luther auch von dem speziellen Inhalt ihrer vertraulichen Unterredungen nichts erfuhr. Es war nicht anders: erreichte der Landgraf auf Grund der in Marburg gewonnenen Verständigung eine innige Verbindung der protestantischen Kräfte Deutschlands und der Schweiz, so drohte in diesem Bunde der Geist Zwinglis die Herrschaft zu gewinnen. Für Luther gab es ja eigentlich niemals politische Fragen. Harmloser, kindlicher hat wohl nie ein großer Mann, welcher die Welt im tiefsten Grunde erschüttert, den Welthändeln gegenübergestanden, als Luther. So war er jetzt weit davon entfernt, in den letzten Speierer Beschlüssen eine Gefahr für die junge Kirche zu erblicken. Aeußere Gefahren konnte es überhaupt für diese Kirche nicht geben, welche ja in Gottes Hand ruhte, wenn sie nur ihr inneres Wesen rein erhielt. Hätte er Zwinglis politische Gedanken gekannt, er würde sie als aufrührerisch ebenso unbedingt verurteilt haben, wie er in seiner Behandlung der Schrift eine gottlose Ueberhebung der Vernunft erblickte. Aber er ahnte sicherlich, wohin das vom Landgrafen beabsichtigte Bündnis mit

*) Lenz, Briefwechsel Landgraf Philipps mit Bucer 1, 12 ff.

den Zwinglianern führen müsse. Er konnte deshalb nicht anders, als unmittelbar nach dem Marburger Gespräch seinen Zwingli entgegengesetzten Standpunkt auf das allerschroffste hervorkehren; wenn doch einmal ein Bündnis zur Verteidigung des Evangeliums geschlossen werden müßte (was ihm eigentlich höchst überflüssig und dazu sehr bedenklich erschien), so dürfte es jedenfalls nur solche umfassen, welche im Glauben durchaus übereinstimmen.

Da nun diese Auffassung Luthers von dem kursächsischen Hofe vollkommen geteilt wurde, welcher jetzt mehr zu einer Verständigung mit König Ferdinand, als zu einer Verbindung mit den Schweizern neigte, so mußten alle vom Landgrafen und den oberdeutschen Städten im Herbst 1529 gemachten Versuche, das in Speier geplante Bündnis zu festem Abschluß zu bringen, vollkommen erfolglos bleiben. Ja, je mehr die Zwinglische Seite diese Verbindung betrieb, desto schroffer schloß sich Wittenberg in seinem absolut theologischen Verhalten ab. An dieser starren Ablehnung jedes versöhnlichen Zusammengehens mit den oberdeutschen Glaubensgenossen wurde auch dann nichts geändert, als man erfuhr, einen wie üblen Empfang jene evangelische Botschaft beim Kaiser gefunden hatte. Wer die Dinge sehen wollte, wie sie wirklich waren, der mußte sich immer mehr überzeugen, daß den Nötigungen der Lage nur der feste Zusammenschluß aller protestantischen Kräfte entsprach; aber für Luther existierten äußere Gefahren nicht und Melanchthon, welcher ihren Druck nur zu sehr empfand, hoffte ihnen auf anderem Wege zu entrinnen.

So war es nun dahin gekommen, daß, als der Kaiser ins Reich zurückkehrte, die ihm gegenüberstehende protestantische Richtung in sich von einem unversöhnlich scheinenden Gegensatze zerrissen wurde. Die herrschende Luthersche Anschauung konnte sich aber um so leichter in der Illusion behaupten, eine Vereinigung aller evangelischen Kräfte thue gar nicht not, als der Kaiser aus Italien zum Reich in höchst versöhnlichem Tone

geredet hatte. Wir sind leider über die intimen Vorgänge bei dem langen Zusammensein des Kaisers mit dem Papste in Bologna gar nicht unterrichtet; aber es läßt sich kaum anders denken, als daß Karl unter aller scheinbaren Freundschaft des Papstes das im Grunde doch veränderte Wesen desselben erkannte. Wie versöhnlich und gefällig sich auch die kaiserliche Politik den päpstlichen Wünschen erweisen mochte, es blieb doch dabei, daß Clemens die entschiedene Herrschaft des Kaisers über Italien außerordentlich ungern sah und sich dem Druck des nur zu mächtig gewordenen Freundes so bald als möglich zu entziehen suchen mußte. Was sodann die Behandlung des kirchlichen Zerwürfnisses im Reich anging, so hatte auch wieder der letzte Speierer Reichstag bewiesen, daß ohne die bestimmte Verheißung eines Konzils mit den deutschen Ständen gar nichts ausgerichtet werden könne. Karl mochte persönlich über das Konzil denken, wie er wollte, er mußte dem Reich dasselbe in sichere Aussicht stellen. Ein Konzil aber war Clemens so widerwärtig, daß er, um ihm zu entgehen, jedes Mittel willkommen hieß. Sollten sich alle diese tiefgreifenden Differenzen dem Kaiser und seinen erfahrenen Staatsmännern verborgen haben, zumal die Erfahrungen der letzten Jahre ihnen das hellste Licht über die Natur der päpstlichen Bestrebungen boten? Wenn nun aber so der intime monatelange Verkehr der beiden Häupter der Christenheit gar nicht anders konnte, als sie von der Unverträglichkeit der gegenseitigen Wünsche zu überzeugen, so ließ sich die Konsequenz für die vom Kaiser im Reich einzuschlagende Politik nicht ablehnen.

Wir wissen, was die Erhaltung der katholischen Einheit dem Kaiser nicht nur religiös, sondern vor allem auch politisch bedeutete. Nichtsdestoweniger war es nicht anders möglich, als daß er über diese große Lebensaufgabe nach den seit 1525 mit dem Papste gemachten bitteren Erfahrungen kühler dachte, als früher. Mochte er sich noch so sehr als obersten Schutzherrn der Kirche fühlen, er allein konnte sie nicht retten, wenn der

Papst alles that, sie zu Grunde zu richten. Daß er an Clemens auch in Zukunft gegen die Protestanten nur einen unzuverlässigen Bundesgenossen haben werde, konnte keinem Zweifel unterliegen. Wie hätte er da mit seiner früheren Schroffheit an die Ordnung der zerrütteten Verhältnisse des Reichs gehen sollen? Aber das unsichere Verhältnis zum Papste war nur eins unter den vielen Momenten, welche zu einem wesentlich anderen Auftreten nötigten.

Die Lage des Kaisers war auch nach den Friedensschlüssen des Jahres 1529 weit nicht so günstig, als sie einer oberflächlichen Betrachtung erscheinen mag. An keinem einzigen Punkte seiner Weltpolitik hatte er einen wirklich zuverlässigen Grund erreicht. König Franz dachte über seine italienischen und sonstigen Beziehungen zum Kaiser nach dem Frieden von Cambrai wenig anders als vorher; sobald er seine Söhne aus der spanischen Gefangenschaft befreit haben würde, mußte der Kaiser auf neue Umtriebe von seiner Seite gefaßt sein, welche in offene Feindseligkeit umspringen würden, sobald sich Frankreich von den schweren Verlusten des letzten Krieges erholt haben und in den europäischen Verhältnissen eine Stütze gegen den Kaiser finden würde. Wie bitter auch die italienischen Freunde Frankreichs über ihre Preisgebung durch dasselbe urteilen mußten, des Kaisers Hand lag so schwer auf ihnen, daß ihre Blicke sich immer wieder nach Frankreich richteten. Was das bedeutete, wurde sofort in dem Kampfe offenbar, in welchen sich Karl dem Papste zu Liebe mit Florenz verwickelt sah. Nach der bisher von den Italienern bewiesenen kriegerischen Schwäche hatte er ja wohl annehmen dürfen, daß Florenz, nachdem sich die ganze übrige Halbinsel ihm unterworfen, allein keinen hoffnungslosen Widerstand wagen würde. Aber die Republikaner am Arno wollten um keinen Preis unter die Herrschaft der Medici zurückkehren, deren Herstellung der Kaiser nach anfänglichem Widerstreben und trotz der Abmahnungen seines Bruders Ferdinand dem Papste hatte verheißen müssen; sie bewiesen,

daß auch Italiener harter Energie fähig seien. Sie würden jedoch den schließlich aussichtslosen Kampf wohl nicht so lange fortgesetzt haben, wenn sie nichts von Frankreich gehofft hätten, das ja mit Versprechungen auch nach dem Frieden nicht kargte, wenn sie nicht auch England ermuntert hätte. Freilich was hätte die vereinzelte Stadt gegen die kaiserlichen Streitkräfte vermocht, wenn diese nicht auch jetzt noch in ärgster Zerrüttung gewesen wären? Nach den enormen Summen, welche die Friedensschlüsse dem Kaiser eingetragen hatten oder in nahe Aussicht stellten, hätte man wohl meinen sollen, daß wenigstens für kurze Zeit seine Geldnot schwinden werde. Nichts weniger als das geschah. Wir hören fortwährend von der peinlichen Verlegenheit Oraniens, welcher den Krieg gegen Florenz zu führen hatte; nur zu oft wurde er von seinen meuternden Soldaten bedrängt, weil er ihnen den Sold nicht zu zahlen wußte*). Dieselbe Not wird immer wieder aus Neapel gemeldet, in dem überhaupt wahrhaft verzweifelte Zustände herrschten.

Dazu kam, daß man sich auf einen neuen Angriff des Türken gefaßt machen mußte, mit dem Frankreich und Venedig verdächtig waren, im Geheimen zu konspirieren. Die Aufforderungen des Kaisers an Frankreich und England, gegen den Feind der Christenheit mit ihm zusammenzuwirken, wurden natürlich mit den verschiedensten Gründen zurückgewiesen. Aus Spanien hörte man jetzt bereits von neuer Unzufriedenheit, welche die baldige Rückkehr des Kaisers erwünscht, vielleicht gar notwendig machte. Und nun nahm endlich die Verwickelung mit England einen immer peinlicheren Charakter an. Der

*) Schon im Dezember 1529 bat Karl die Kaiserin, in Spanien so viel Geld als möglich für ihn so rasch als möglich zusammen zu bringen. Mit den gewöhnlichen Mitteln war aber nichts zu bekommen; da bewilligte Clemens starke Auflagen auf die spanische Kirche und Karl konnte im April 1530 davon für anderthalb Millionen verpfänden. Nichtsdestoweniger blieb die Lage des kaiserlichen Heeres fast ungebessert.

Kaiser hielt mit unwandelbarer Zähigkeit daran fest, das Recht seiner Tante Katharina gegen Heinrich VIII. aufs äußerste zu verteidigen. Auch in dieser Angelegenheit vermischten sich ihm wieder politische und religiöse Interessen. Das Recht seiner Familie sollte gewahrt, die zuverlässigste Vertreterin seiner Politik in England erhalten und zugleich die Autorität des Papstes verteidigt werden. Wie es ja aber überhaupt in seinem Charakter lag, einmal genommene Positionen nicht selten mit rücksichtslosem Eigensinn festzuhalten, so geriet er in diesem englischen Ehehandel dahin, seiner Tante zu Liebe höchst wesentliche Interessen zu gefährden. Gegen Ende des Jahres 1529 überzeugte sich König Heinrich, daß er niemals den Papst für seine Wünsche gewinnen werde, wenn er nicht den Kaiser bestimmen könne, die Ehescheidung geschehen zu lassen und nicht mehr wie bisher zu Gunsten Katharinas den stärksten Druck auf die Kurie zu üben. Er ließ deshalb dem kaiserlichen Gesandten eröffnen, der Kaiser könne ganz über England verfügen, wenn er in die Scheidung willige. Der König selbst kam dann immer von neuem auf dieses Anerbieten zurück, wobei er sehr richtig dem Kaiser zu bedenken gab, ohne Englands Freundschaft werde er nie auf die französische Friedfertigkeit zählen dürfen*). Wenn Karl seine bisherigen Erfahrungen zu Rate zog, so mußte er sich sagen, daß in der That die Feindschaft Englands sein gutes Verhältnis zu Frankreich vollends unsicher machen werde. Ebensowenig aber konnte sich eine kaltblütige Betrachtung darüber täuschen, daß in England für die Kirche eine ganz andere Gefahr drohe, als die von Karl in dem Ehehandel bekämpfte. Er wußte längst, daß Heinrich im äußersten Falle sich mit dem Gedanken einer Losreißung Englands von Rom trage. Aber trotz all dieser gewichtigen Erwägungen blieb Karl nicht allein dabei, die Sache Katharinas wie seine

*) Berichte des kaiserlichen Gesandten Chapuis vom 13. Dezember 1529, 12., 16. und 25. Januar 1530 bei Gayangos.

eigene zu betrachten, sondern er arbeitete den Plänen des englischen Königs mit stets wachsendem Eifer entgegen. Bald sehen wir die gesamte kaiserliche Diplomatie ganz vorwiegend mit diesem Ehehandel beschäftigt, in welchem Frankreich die Wünsche des englischen Königs ebenso warm unterstützte, wie sie Karl bekämpfte. Eine Weile war es, als ob das Heil der ganzen Welt an dieser Frage hänge. Vor allem in Rom wurde der Kampf mit der größten Erbitterung fortgeführt. Der Papst war natürlich, sobald die Gefahr des englischen Abfalles deutlicher hervortrat, gar nicht geneigt, nach des Kaisers Wunsch es zum völligen Bruch mit König Heinrich zu bringen, und so wurde dieser englische Streit eine neue Quelle der Schwierigkeiten für ein wirkliches Zusammengehen von Kaiser und Papst.

Da die Dinge so standen, mußte Karl wohl Bedenken tragen, im Reiche den alten diktatorischen Ton anzuschlagen. Er wußte, wie seine europäischen Gegner an gar manchen Punkten ihre Fäden in das Reich hineingesponnen hatten*), und wie er ihnen in die Hände arbeiten würde, wenn es etwa im Reiche zwischen ihm und den Protestanten zum offenen Kampfe käme. War überdies ein solches Extrem nötig? Der Welt und zumal der deutschen Welt erschien der Kaiser trotz allem im Lichte einer größeren Macht, als er je besessen hatte. Die deutschen Protestanten wußten von den eben geschilderten Schwierigkeiten desselben kaum. Sie sahen im Kaiser den gewaltigen Herrscher, welcher über alle seine Gegner einen glänzenden Sieg davon getragen habe und nun mit der gesammelten Macht seines Weltreichs ihnen gegenübertrete. Wie konnten sie hoffen, dieser Macht mit ihren schwachen, überdies durch den Abendmahlsstreit zerrissenen Kräften Widerstand zu leisten? Wenn der Kurfürst von Sachsen schon im Herbst 1529 eine Verständigung mit König Ferdinand gesucht hatte, so ließ sich

*) Nicht nur Frankreich, auch England finden wir schon zu dieser Zeit in freilich dunkeln Beziehungen zu verschiedenen deutschen Fürsten.

doch wohl erwarten, daß er dem Kaiser mit weitgehender Willfährigkeit begegnen werde. Und mit dem Kurfürsten war doch in letzter Zeit die große Mehrzahl der deutschen Protestanten gegangen. Vor allem schien es deshalb darauf anzukommen, daß dem Kaiser die persönliche Einwirkung auf die Führer der Ketzer gesichert werde.

Alle diese Umstände geboten ein Auftreten, welches wenigstens den Schein der Versöhnlichkeit erweckte. Hatte der Kaiser im Oktober jene protestantische Botschaft mit größter Schroffheit behandelt, so überzeugte er sich im Laufe des Winters immer mehr von der Notwendigkeit, zu dem Reich in einem anderen Tone zu reden. Diese Notwendigkeit betonte namentlich aber auch König Ferdinand, welcher dem Kaiser im Januar und Februar 1530 merkwürdig erregte Schilderungen von den in Deutschland drohenden Gefahren entwarf und jetzt schon für Württemberg das Schlimmste von Herzog Ulrich fürchtete*). Der König wurde nicht müde, dem Bruder die Notwendigkeit seines baldigen Erscheinens im Reich ans Herz zu legen. Erst diese Notrufe bestimmten Karl Anfang Februar, auf seine Krönung in Rom zu verzichten und dieselbe nun so bald als möglich in Bologna zu wünschen. Er hätte gern einige deutsche Reichsfürsten bei der Feierlichkeit gehabt, aber die plötzlich beschlossene Eile machte das ja nun unmöglich. Ebenso wie auf die möglichst baldige Rückkehr des Kaisers hatte Ferdinand auch auf schleunige Ausschreibung des Reichstages gedrungen. Schon Ende Dezember war einmal von der baldigen Expedition derselben die Rede; da aber die Pläne des Kaisers noch lange in völliger Unsicherheit hin- und herschwankten, so trat man auch dieser Frage erst Anfang Februar ernstlich näher. Damals war der Propst von Waldkirch in Bologna erschienen, welcher seit dem Frühling 1528 das Reich im Auftrage des Kaisers

*) Ferdinand an seine Oratoren in Bologna (Andrea del Burgo und Salinas) am 13., 14. und 29. Januar und 7. Februar. (Wiener Arch. Romana.)

bereist und mit einer großen Anzahl von Ständen im Süden wie im Norden persönlich verkehrt hatte*). Wenn irgend jemand, so mußte er mit der Lage der Dinge im Reiche vertraut sein; mit ihm fanden eingehende Beratungen statt. Endlich am 12. Februar konnten die Gesandten Ferdinands melden, die Ausschreiben seien expediert. Man gab ihnen dann bekanntlich das Datum des 21. Januar**).

Das ist nun doch ein sehr merkwürdiges Dokument. Was darin der Kaiser von seiner fortwährenden Fürsorge für das Reich und seiner längst gehegten Absicht, in dasselbe zurückzukehren, sagt, braucht hier ebensowenig erörtert zu werden, als was er von der Notwendigkeit schreibt, vor allem dem Türken mit ganzer Macht entgegenzutreten. Das soll die erste Aufgabe des für den 8. April nach Augsburg berufenen Reichstages sein. Sodann aber wird er sich damit zu beschäftigen haben, „wie der Irrung und Zwiespalt halben in dem heiligen Glauben und der christlichen Religion gehandelt und beschlossen werden mag"; und damit solches desto besser und heilsamer geschehen möge, solle „eines Jeglichen Gutbedünken, Opinion und Meinung in Liebe und Gütigkeit" gehört und erwogen werden, wie die „zu einer einigen christlichen Wahrheit gebracht und verglichen, Alles, so zu beiden Theilen nicht recht ist aufgelegt oder gehandelt, abgethan, durch uns Alle eine einige und wahre Religion angenommen und gehalten" werden könne.

Wenn man diese Sätze mit dem verglich, was der Kaiser in allen früheren Jahren, auch noch im letzten, geäußert hatte, so konnte man nicht genug über diese außerordentliche Versöhnlichkeit staunen, welche um so auffallender erscheinen mußte,

*) Vgl. seine Briefe an Alfonso de Valdés bei Caballero, Conquenses ilustres 4, 380 ff., 390 ff.

**) Die Berichte des Andrea del Burgo und Salinas an Ferdinand aus Januar und Februar 1530. (Wiener Arch.) Vgl. Förstemann, Urkundenbuch zur Geschichte des Reichstags in Augsburg im Jahre 1530, woselbst sich das Ausschreiben 1, 2 ff. abgedruckt findet.

als der Kaiser versicherte, er habe sich mit dem Papste über die Behandlung der Reichsangelegenheiten verständigt und bei dem heiligen Vater den Wunsch gefunden, dieselben „zu gutem Frieden und einmüthigem Verstand und Wesen zu bringen"*). Schien damit nicht das gewährt zu sein, was die Evangelischen immer gefordert hatten, daß die große kirchliche Frage auf einem Reichstage oder Nationalkonzil gründlich erörtert werden möge, wenn ein allgemeines Konzil nicht zusammengebracht werden könne? In der That wurde das Ausschreiben am sächsischen Hofe in diesem günstigen Sinne gedeutet. Als Kurfürst Johann zwei Tage nach Eingang desselben seine norddeutschen Glaubensgenossen aufforderte, sich wie er in Augsburg einzufinden, motivierte er das damit, daß seiner Ansicht nach dieser Reichstag „anstatt eines Concilii oder Nationalversammlung" gehalten werden solle. Ebenso wußte Nürnberg von dem „milden friedlichen Kaiser" zu rühmen**). Im ganzen Reiche rüstete man sich für Augsburg, als wenn in der That von dem Kaiser eine versöhnliche Haltung in Sachen der Religion erwartet werden könne.

Inzwischen suchte er sich über die Zustände des Reiches möglichst genau zu informieren. Bald nach Waldkirch erschien

*) Am 28. Januar hatte Burgo eine lange Audienz beim Papste, in welcher auch über diesen Punkt verhandelt wurde. Er schreibt darüber an Ferdinand: Dixit mihi preterea sua Sanctitas sapiens esse consilium missum ex Germania, quod Imperator vadat ad illas res concordandas per viam dulcem et tanquam mediator in principio, et ob hoc non fore necessarium, ut ex Germania multi scripserant, ipsum ducere exercitum in Germaniam. (Burgo's Bericht vom 28. und 29. Januar im Wiener Arch.) Clemens wurde zu dieser Milde ohne Zweifel vornehmlich durch den Wunsch bestimmt, die Streitkräfte des Kaisers möglichst ungeteilt gegen Florenz gekehrt zu sehen, das er dann in kurzer Zeit zu bezwingen hoffte. Man bemerke die Worte in principio. Für die fernere Behandlung der Frage wollte sich der Papst natürlich nicht gebunden haben, wenn er dann zu Burgo sagte: nec deficient postea vires in Germania, si indigebit.

**) Förstemann 1, 24. Virck, Politische Korrespondenz 1, 433.

der Bischof von Trient, jetzt König Ferdinands vornehmster Rat, in Bologna, mit welchem er wiederholt ausführliche Unterhaltungen über die deutschen Verhältnisse hatte. Nachdem er dann von Bologna aufgebrochen war, traf Ende März in Mantua Pfalzgraf Friedrich beim kaiserlichen Hofe ein. Die Reise ging von da sehr langsam über die Alpen. Erst am 4. Mai hielt der Kaiser seinen Einzug in Innsbruck, nachdem er Tags zuvor mit seinem Bruder Ferdinand zusammengetroffen war. Obgleich der Tag, auf welchen er das Reich berufen hatte, längst vorübergegangen war, wurde doch in Innsbruck einen vollen Monat Halt gemacht. Es entsprach des Kaisers Art, sich hier, an der deutschen Grenze, gründlicher als das in Italien möglich gewesen war, von allen Verhältnissen des Reiches zu unterrichten, und mit einigen angesehenen und einflußreichen Fürsten, welche ihm ihre Aufwartung zu machen eilten, das zu Thuende zu beraten. Die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern und Georg von Sachsen erschienen schon am 12. Mai, von sehr vielen anderen Fürsten trafen Botschaften ein. So wurde denn hier in Innsbruck eine Art Vorversammlung abgehalten, in welcher man das am Reichstage einzuhaltende Verfahren besprach. Campeggi, welcher den Kaiser als päpstlicher Legat begleitete, hatte bald allerlei Erfreuliches zu melden. Auch der Kaiser schrieb seiner Gemahlin voller Zuversicht.

Besäßen wir die Berichte Campeggis vollständig*), so würden wir deutlich verfolgen können, wie der Kaiser hier in der Hauptstadt Tirols seinen Feldzug gegen die Protestanten vorbereitete. Jetzt treten uns nur einzelne Züge entgegen. Es war ein Meisterzug, die bairischen Herzoge, welche seit vier Jahren den österreichischen Interessen so ärgerlich entgegengearbeitet hatten, gleich hier zu intimer Beratung heranzu-

*) Laemmer hat in seinen Monumenta Vaticana leider nur einzelne mitgeteilt.

ziehen*), und ihre politische Gegnerschaft durch ihren katholischen Eifer beschwichtigen zu lassen. Wer konnte ferner bessere Dienste thun, als jener Herzog Georg von Sachsen, der beharrlichste und ernsteste aller fürstlichen Gegner Luthers, welcher namentlich auch über die Lage seines sächsischen Vetters und seines hessischen Schwiegersohnes die zuverlässigste Auskunft zu geben wußte? Was Campeggi aus diesen Verhandlungen erfuhr, ließ das Beste hoffen. Der Kurfürst von Sachsen, meldete er, habe in 30 Artikeln die frühere katholische Ordnung hergestellt. Zwischen ihm und dem Landgrafen, welche früher aufs innigste verbunden gewesen, herrsche jetzt Argwohn; der eine fürchte vom andern, daß er ihn preisgeben werde, um die kaiserliche Gnade zu erlangen. Es sei ein herrliches Ding, daß unter den Ketzern der Geist der Zwietracht herrsche, auch in Sachen des Glaubens. Eck schreibe ihm, an vielen Orten fingen die Sachen an gut zu gehn. Man praktiziere mit Ulm**) und Nürnberg, und hoffe auf guten Erfolg. Auch in der Schweiz mache die katholische Sache erfreuliche Fortschritte. Und im fernen Norden verheiße die reuige Bekehrung des auch in Innsbruck erschienenen König Christian von Dänemark, an dessen Zurückführung der Kaiser und sein Bruder lebhaftes Interesse nähmen, Herstellung der katholischen Ordnung. „Es ist zu hoffen," ruft Campeggi, „daß alles gut gehe."

Schon jetzt erhielt der gutgläubige Kurfürst Johann Ge-

---

*) Ob dieselben einer kaiserlichen Einladung gefolgt oder aus eigenem Antriebe nach Innsbruck gegangen waren, habe ich in den Münchener Archiven vergebens festzustellen gesucht. Wenn man liest, wie sich Karl in einem Briefe vom 25. Mai an de Praet äußert (Wiener Arch.), so möchte man annehmen, daß sich die Baiern ebenso wie Herzog Georg aus eigenem Antriebe in Innsbruck eingefunden. Er werde, schreibt er, durch das Gebiet seiner bairischen Vettern reisen, que de ce nous ont tres instamment requis.

**) Ulm hatte in der That eine Gesandtschaft geschickt, welche seine Teilnahme an der Speierer Protestation in das unschuldigste Licht stellen und seinen Gehorsam gegen den Kaiser beteuern sollte.

legenheit, zu erkennen, wie es mit des Kaisers Versöhnlichkeit gemeint war. Mit rührendem Eifer hatte sich dieser höchst loyale Fürst bemüht, den kaiserlichen Wünschen nachzukommen. Auf Karls Mahnung, spätestens Ende April in Augsburg zu erscheinen, war er daselbst am 2. Mai eingeritten und hatte gleichzeitig einen seiner Edlen nach Innsbruck geschickt, um den Kaiser mit der Versicherung seiner unterthänigen Ergebenheit zu begrüßen und seiner Bereitwilligkeit, Karl dort in eigener Person aufzuwarten. Für den Besuch in Innsbruck, der ja höchst unbequem gewesen sein würde, dankten die kaiserlichen Räte mit einer Ueberfülle speziöser Gründe, forderten dagegen vom Kurfürsten, daß er seine Prediger in Augsburg schweigen lasse. Diese unmittelbar nach des Kaisers Ankunft in Innsbruck erteilte Antwort klang wenigstens im Ton freundlich, ganz anders war es mit der Instruktion bestellt, welche Karl am 24. Mai den Grafen Wilhelm von Nassau und von Nuenar für die Verhandlung mit dem Kurfürsten erteilte. Da wurde ihm in scharfen Worten zu Gemüte geführt, wie er sich gegen das Wormser Edikt verfehlt und damit dem Kaiser, seinem „obersten Haupt und Herrn höchste Schmach und Verachtung bewiesen", wie er seinen Ungehorsam durch Abschluß eines Bündnisses gegen jenes Edikt verschlimmert habe, wie deshalb die von ihm nachgesuchte Belehnung zunächst nicht erfolgen könne. Immer wieder kam der Kaiser auf den durch das Bündnis bewiesenen Ungehorsam zurück und forderte schließlich mit aller Bestimmtheit, daß der Kurfürst seinen Predigern in Augsburg Schweigen auferlege*).

Endlich war alles in Innsbruck festgestellt und am 6. Juni brach der Kaiser auf; auch jetzt noch nicht geradeswegs nach Augsburg, obwohl die getreuen Stände dort nun schon wochenlang mit großen Unkosten ihres Herrn warteten. Vielmehr folgte Karl erst noch einer Einladung nach München, wo er

*) Förstemann 1, 178 ff., 220 ff.

mit großartigen Schauspielen und anderem Prunk gefeiert wurde: die Freundschaft mit den Wittelsbachern konnte gar nicht augenfällig genug aller Welt gezeigt werden; denn mit ihr wurde den Gegnern des Hauses Oesterreich eine ganz wesentliche Hoffnung zerstört. Als Campeggi, welcher dem Kaiser schon in Innsbruck eine ausführliche Denkschrift über das Vorgehen gegen die Ketzer überreicht hatte, hier in München bemerkte, wenn sie den Frieden Gottes, den Se. Majestät ihnen bringe, nicht annehmen wollten, müßten sie mit eisernen Ruten gezüchtigt werden, entgegnete der Kaiser: nicht mit Eisen, sondern mit Feuer.

Man sieht, was aus den freundlichen Worten des Ausschreibens jetzt schon geworden war, ehe sich noch der Kaiser von der großen katholischen Majorität der Stände umgeben sah. Kaum hatte er am 15. Juni seinen glänzenden Einzug in Augsburg gehalten, so ließ er die evangelischen Fürsten noch spät abends zu sich entbieten und wiederholte seine Forderung, daß sie ihre Prediger schweigen ließen. Den nächsten Tag bewies er bei der Fronleichnamsprozession seine ganz besondere Frömmigkeit. Obwohl sie sich erst mittags ein Uhr bei großer Hitze in Bewegung setzte, ließ er sich doch nicht davon abhalten, sie unbedeckten Hauptes und mit brennender Kerze zu begleiten. Campeggi, den er beim Einzuge neben sich hatte reiten lassen wollen, war von dieser außerordentlichen Devotion in hohem Grade entzückt.

Sich nach allen diesen Kundgebungen über die wahre Gesinnung des Kaisers zu täuschen, war kaum noch möglich. Dennoch sollte es geschehen, daß der hauptsächliche theologische Wortführer der Protestanten, Melanchthon, auf eine fast unbegreifliche Weise an der Illusion festhielt, es sei eine friedliche Verständigung mit Kaiser und Papst zu gewinnen. War die Konfession, welche der Kurfürst von Sachsen in seinem und seiner lutherischen Glaubensgenossen Namen am 25. Juni vor Kaiser und Reich verlesen ließ, im Sinne äußerster Annäherung

an die alte Kirche und schroffster Absonderung von den Zwinglischen gehalten, so ging Melanchthon in den später geführten Verhandlungen noch sehr weit über diese Linie hinaus. Bekanntlich forderte der Kaiser, nachdem den Protestanten am 3. August die von den katholischen Gelehrten aufgesetzte Konfutation*) vorgelesen war, daß sie nunmehr als ihres Irrtums überführte zum Gehorsam gegen die katholische Kirche zurückkehrten, widrigenfalls er „als Vogt und Beschirmer der heiligen christlichen Kirche" handeln müsse. Die evangelischen Fürsten hatten von vornherein dem Kaiser gezeigt, daß sie bei aller Devotion in weltlichen Dingen, sobald es sich um Gottes Wort handle, nur ihr Gewissen zu Rate ziehen könnten. Sie waren geneigt gewesen, die Einstellung der evangelischen Predigt als ihrem Glauben präjudizierlich zurückzuweisen, bis Melanchthon ihnen riet, „die Sache nicht zu hart und scharf zu nehmen". Ebenso lehnten sie jetzt jene Forderung des Kaisers entschieden ab. Melanchthon dagegen hielt es für seine Pflicht, das seit Monaten ganz vergeblich betriebene Werk der Verständigung unablässig fortzuführen. Er hatte sich nun einmal mit der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Aussöhnung mit Kaiser und Papst um jeden Preis herbeizuführen sei. Und er verfolgte denn auch dieses Ziel mit einer Beharrlichkeit, welche vor keinem Opfer zurückschreckte**).

*) Durch Briegers Beiträge zur Geschichte des Augsburger Reichstages (Zeitschrift für Kirchengeschichte 12, 123 ff.) und namentlich durch Joh. Fickers erschöpfende Untersuchung über die „Confutation des Augsburgischen Bekenntnisses" (Leipzig 1891) wissen wir jetzt genau, wie sehr mühsam diese Konfutation zu stande kam, wie der Kaiser die leidenschaftlichen Entwürfe der Theologen wiederholt zurückwies, nachdrücklich auf milder und würdiger Fassung bestand. Nur muß man deshalb seine versöhnliche Gesinnung nicht übertreiben: es war eine Forderung der Klugheit, den Abgewichenen die Unterwerfung möglichst zu erleichtern; Unterwerfung aber forderte der Kaiser um so bestimmter, je weiter er ihnen entgegengekommen zu sein meinte.

**) S. das Nähere bei Virck, Melanchthons politische Stellung auf dem Reichstage zu Augsburg in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 9, 67 ff.

Wäre es auf Melanchthon, diesen großen Gelehrten und kleinen Politiker, angekommen, so würden die Protestanten damals wesentliche Stücke ihres Glaubens und ihrer ganzen Lebensordnung preisgegeben haben, ohne dadurch den ersehnten Frieden zu erkaufen. Die gewissenhafte Beharrlichkeit der Fürsten und der unerschütterliche Glaubensmut des in Koburg zurückgelassenen Luther*) hat sie vor dieser nutzlosen Schmach bewahrt. Für den Kaiser handelte es sich nun von dem Augenblicke an, wo die protestantischen Stände seine Forderung Anfang August zurückgewiesen hatten, um die Frage, wie er dieser Widersetzlichkeit der Ketzer begegnen solle. Er hatte sie seinem Versprechen gemäß gehört, ihre Irrtümer waren seiner Meinung nach durch die Konfutation widerlegt worden, sie verweigerten trotzdem den Gehorsam: mußte er jetzt nicht wirklich als Beschirmer der Kirche handeln? Hatte er nicht dem Papste versprochen, wenn die Abgefallenen auf seine Stimme nicht hörten, so werde er gegen sie mit Gewalt einschreiten (2, 694)? Hatte er sich nicht Campeggi gegenüber stets in diesem Sinne geäußert und konnte die Anwendung von Gewalt irgend welchen ernsten Bedenken unterliegen? Trat der tiefe Riß, welcher durch die protestantischen Reihen ging, nicht bei jeder Gelegenheit gerade hier in Augsburg grell hervor? Hatten nicht die Lutheraner eben hier jede Annäherung der zu Zwingli neigenden oberdeutschen Städte schroff zurückgewiesen, so daß diese sich genötigt sahen, dem Kaiser ihr besonderes Bekenntnis zu überreichen? Gab es nicht auch unter den Lutheranern selbst mannigfache Differenzen? Hatte nicht der Landgraf, der nur schwer zur Unterzeichnung der Konfession bewogen worden war, bereits Anfang August Augsburg verlassen, weil ihm jede weitere Verhandlung zwecklos oder gar gefährlich schien, gingen nicht die Ansichten

*) Er wäre gern wenigstens nach Nürnberg gegangen, aber die klugen Väter der Stadt, welche durch Aufnahme des Geächteten den kaiserlichen Zorn zu sehr zu reizen fürchteten, lehnten es ab. Kolde, Beiträge zur Reformationsgeschichte (Leipzig 1888) 251 ff.

Luthers und Melanchthons weit auseinander? Gab es auf der protestantischen Seite irgend welche geschlossene Macht, von welcher der Kaiser ernsten Widerstand besorgen mußte, ja, waren die Lutheraner nur gewillt, Widerstand zu versuchen?

Von dem Entschlusse des Kaisers hing die Zukunft des deutschen Protestantismus und des deutschen Lebens überhaupt ab. Da machten sich nun alle jene früher geschilderten Momente geltend, welche des Kaisers Aktion auch jetzt noch empfindlich hemmten. Seine europäischen Gegner lagen überall auf der Lauer, wo sich ihnen eine Gelegenheit bieten werde, das in den letzten Friedensschlüssen Preisgegebene wieder zu gewinnen. Seine eigenen Mittel waren auch jetzt noch bescheiden. Er hatte ursprünglich die Absicht gehabt, mit 3000 Spaniern und Italienern im Reiche zu erscheinen, dann aber darauf verzichten müssen*) und sich begnügt, im Algäu 1000 Landsknechte werben zu lassen. Konnte er mit einem solchen Haufen nach Sachsen ziehen? Gestatteten überhaupt seine spanischen, italienischen, ungarischen und niederländischen Sorgen, im Reiche auch nur die Möglichkeit eines Kampfes heraufzubeschwören? In diesem Reiche, dessen Verhältnisse sich ihm auch jetzt wieder als sehr unzuverlässige bewiesen. Wie gebieterisch er auch in Augsburg aufgetreten war, wie eifrig sich anfangs die katholische Majorität um ihn geschart hatte, das paßte doch keineswegs zu den Interessen dieser katholischen Herrn, daß durch eine gewaltsame Niederwerfung der protestantischen Fürsten die kaiserliche Autorität zu drückender Macht erhöht werde**). Solche Stärke hatten die konfessionellen Gegensätze doch noch keineswegs erlangt, daß ihnen gegenüber alle politischen Rücksichten verstummt wären. Diese Rücksichten verboten aber jetzt ebensogut wie

*) Salinas an Ferdinand 16. und 23. März (Gayangos). Sobald die Soldaten ihr Geld erhalten hatten, desertierten die meisten.

**) Schon am 14. Juli klagt der Kaiser dem Papst über die muy grande flojedad y tibieza der gutgesinnten Fürsten. Heine, Briefe an Karl V. S. 522 f.

früher, gegen die Protestanten das Schwert zu ziehen. Denn, von jenem Gegensatze des fürstlichen und kaiserlichen Interesses abgesehen, wie gering die Zahl der Stände war, welche sich offen zu Luther oder Zwingli bekannten, in der Nation hingen unzählige diesen neuen Lehren an und niemand konnte sagen, wie sich das Volk verhalten werde, wenn man den neuen Glauben mit Gewalt ausrotten wolle*). Ohne Zweifel gab es unter den katholischen Ständen nicht wenige**), welche auch zur Gewalt bereit gewesen wären, zumal wenn sie ihnen persönlich Nutzen zu bringen versprach; aber die einflußreichsten Stützen des Reiches, die Kurfürsten, waren in ihrer Mehrheit sicherlich anderer Ansicht. Und auf die Meinung der Kurfürsten mußte der Kaiser aus einem besonderen Grunde die größte Rücksicht nehmen. Er hatte mit seinem Bruder längst ausgemacht, daß dessen Wahl zum römischen Könige jetzt endlich ernstlich betrieben werden solle. Die Kurfürsten aber waren keineswegs ohne weiteres bereit, auf diesen Wunsch einzugehen; der Kaiser mußte ihre Zustimmung mit schweren Summen erkaufen; er mußte selbstverständlich auch in der Reichspolitik auf ihre Stimmung weitgehende Rücksicht nehmen***).

So standen in der That der Anwendung von Gewalt erhebliche Bedenken entgegen. Hatten aber nicht auch damals, als der Kaiser in Worms die Acht über Luther verhängte, gegen ein so schroffes Vorgehen gewichtige Gründe gesprochen?

---

*) Karl selbst betonte diesen Umstand gegen Campeggi nach dessen Brief vom 10. August.

**) Wie Kurfürst Joachim von Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen und die bairischen Herzoge. Wenn aber namentlich diese letzten, wie sie später dem Kaiser oft vorrückten, eifrig zur Anwendung von Gewalt drängten, so mochte sich der Zweifel regen, ob sie dadurch mehr Rom zu nützen oder Habsburg zu schaden dachten.

***) Man vergleiche über die Gründe, welche den Kaiser von gewaltsamem Vorgehen gegen die Protestanten abhielten, die einsichtige und sachkundige Auseinandersetzung Tiepolos, welcher als venezianischer Botschafter dem Augsburger Reichstage beigewohnt hatte. Albèri I, 1, 69 ff.

Wenn seine Gesinnungen noch dieselben waren, wie damals, so konnte er trotz allem das thun, was er in Barcelona als seine Pflicht gegen die Kirche anerkannt hatte. Sein entschiedener Wille würde manchen Schwankenden fortgerissen haben; eine rasche That konnte die Gegner leicht ohne eigentlichen Kampf niederwerfen. Aber Karl dachte und fühlte 1530 nicht mehr, wie 1521. Die Erfahrungen dieser neun Jahre hatten in seinen Anschauungen eine große Veränderung hervorgebracht. Die vor nichts zurückschreckende katholische Begeisterung war einer kühlen Erwägung gewichen und in seiner Umgebung gab es kaum noch solche, welche jene Begeisterung wieder hätten entflammen können. Wollen wir sehen, wie diejenigen seiner Räte dachten, welche sich am stärksten getrieben fühlen mußten, das Interesse der Kirche allen übrigen Erwägungen überzuordnen, so müssen wir die merkwürdigen Briefe lesen, welche sein früherer Beichtvater Loaysa aus Rom an ihn richtete*). In diesem Kardinal der römischen Kirche hat der politische Kalkul das entschiedene Uebergewicht über die religiöse Empfindung; die Macht des Kaisers steht ihm hoch über dem Heil der Kirche, das er freilich nur durch ihn verteidigt sieht. Der Kaiser muß die Dinge im Reiche hauptsächlich deshalb in gute Ordnung bringen, weil Deutschland und Spanien der Nerv seiner Autorität sind. Um über Deutschland verfügen zu können, muß der Kaiser die Ketzerei ausrotten. Nun aber zeigt sich, daß dieser Ausrottung große Schwierigkeiten in den Weg treten. Die Ketzer sind von entsetzlicher Halsstarrigkeit, die Gläubigen von bedauerlicher Lauheit. In Europa liegen die Dinge höchst mißlich. Von Frankreich kann sich der Kaiser alles üblen Willens versehen; der König von England würde selbst dem Teufel gegen ihn beistehen; der Türke unternimmt sicherlich im nächsten Jahre einen neuen Angriff; „Ew. Majestät," klagt dieser Fürst der Kirche mit ängstlicher Uebertreibung, „war

*) Von Heine in dem vorhin erwähnten Buche mitgeteilt.

früher nie in so großer Bedrängnis.“ Soll sich der Kaiser da zur Gewalt entschließen? Nein. Er würde alles aufs Spiel setzen. „Begnüge sich Ew. Majestät damit, daß die Ketzer Euch dienen und Treue beweisen, wenn sie auch gegen Gott schlimmer sind als Teufel. Wollen sie Hunde sein, so seien sie es; Ihr schließet die Augen, da Ihr nicht die Macht habt, sie zu züchtigen*).“

Wenn so der frühere Beichtvater, der in Rom weilende und fortwährend mit dem Papste verkehrende Kardinal sprach, wie konnte dann der Kaiser alle weltlichen Interessen in den Wind schlagen, um nur seine Pflicht gegen die Kirche zu erfüllen? Was that denn diese Kirche, um ihm sein schweres Amt ihres Beschirmers zu erleichtern? In Augsburg wurde es deutlicher als je offenbar, daß auch die zu Rom haltenden Stände ein allgemeines Konzil zur Beilegung der kirchlichen Wirren unentbehrlich fanden. „Alle, schreibt der Kaiser dem Papste am 14. Juli, halten dafür, daß das Konzil das wahre Heilmittel sei.“ Die guten Katholiken sehen in ihm die einzige Rettung. Ohne das Konzil wird die Ketzerei unwiderstehlich umsichgreifen, die Gläubigen immer mehr den Mut verlieren. Das Konzil wird die Abgefallenen entweder in die Kirche zurückführen, oder, wenn sie sich seinem Spruche widersetzen, ihre von allen gebilligte Verdammung zur Folge haben. Nur das Konzil kann Deutschland, „dieses stärkste und kriegerischste Land der Christenheit“, aus dem Verderben retten. Die gegenwärtige Zeit des allgemeinen Friedens macht die Abhaltung desselben möglich. Auf das gestützt, was er mit ihm in Bologna ausgemacht, flehte der Kaiser den Papst auf das dringendste an, sofort Zeit und Ort für das Konzil zu bezeichnen.

Für die Protestanten hätte nichts schlimmeres geschehen können, als wenn der Papst diesen Vorstellungen des Kaisers Gehör geschenkt hätte. Brachte noch 15 Jahre später der end-

*) Heine S. 33 f., 48 f., 64 f.

liche Zusammentritt des Konzils für sie die schlimmsten Verlegenheiten, jetzt würden sie vielleicht unter seinem Drucke zusammengebrochen sein. Wie aber wirkten nun diese von Karl immer wieder, immer dringender vorgetragenen Argumente auf Clemens? Der Papst, schreibt Loaysa fast in jedem Briefe, verabscheut selbst den Namen des Konzils. Er fürchtet von demselben abgesetzt, oder doch durch die Erörterung seiner früheren Ausschweifungen in große Not gebracht und in seiner Macht beschränkt zu werden; er glaubt, daß es für ihn keine schwerere Plage, keine herbere Prüfung gebe. Schließlich meinte Clemens trotz allem, aus Furcht vor der allgemeinen Mißbilligung, in das Verhaßte willigen zu müssen; aber, warnte Loaysa, der Papst ist so schlau und verschlagen, daß er schon zu vereiteln wissen wird, was er scheinbar zugesagt hat; denn er wünscht ebenso, wie die Kardinäle, das Konzil zum Teufel. Deshalb lautet sein Rat, Karl möge, da er doch nicht allein die Christenheit retten könne, auf die Rettung seiner Staaten und auf die Erhaltung seiner Macht und Autorität sehen*).

Unter diesen Umständen hätte der Kaiser ein sonderbarer Schwärmer sein müssen, wenn er trotz Papst und Kardinälen, trotz den katholischen Fürsten des Reiches, er allein für Rom hätte das Schwert ziehen sollen. Der die gesamte katholische Kirche erfüllende weltliche Sinn machte das zu einer innerlichen Unmöglichkeit. Wie überaus schwach, zwieträchtig, unbeholfen erscheinen doch die Protestanten auf diesem Augsburger Reichstage! Aber eins hob sie hoch über die feindliche katholische Welt empor: trotz der diplomatisierenden Angst Melanchthons war die große Mehrzahl ihrer geistlichen und weltlichen Führer von einer Wärme und Kraft religiöser Ueberzeugung erfüllt, welche vor nichts zurückschreckte. Ihre Macht bedeutete noch gar wenig, aber ihr Glaube sicherte ihnen den Sieg. In den endlosen, während des August und September geführten Ver-

*) Heine S. 43 f., 50, 68, 73 f. Vgl. de Leva 3, 28 ff.

handlungen, in denen der Kaiser von der einen, von der anderen Seite hauptsächlich Melanchthon immer wieder nach dem unerreichbaren Ziel rangen, innerlich Unversöhnliches zu versöhnen, in diesen Verhandlungen gab es für die Protestanten noch manchen Augenblick gefährlicher Schwäche; mehr als einmal schien es, als solle der Kurfürst Johann von Melanchthon hinabgezogen werden; aber schließlich, unter dem immer entschiedeneren Zuspruch Luthers, siegte das Gewissen über die scheinbare Klugheit. Alle Versprechungen und Drohungen des Kaisers vermochten diese doch eigentlich kleinen protestantischen Herren und ihre reichsstädtischen Verbündeten nicht ins Wanken zu bringen. Sie behaupteten ihren Stand.

Sollte da nun Kaiser und Reich bekennen, daß ihre Macht an dem kleinen Häuflein der Ketzer zu Schanden geworden sei? Man wandte sich wieder zu dem alten Kunstgriff, die Entscheidung hinauszuschieben. Der Reichsabschied verkündigte, daß den von der alten Kirche Abgefallenen bis zum 15. April 1531 Zeit gelassen werden solle, sich wieder mit ihr zu vereinigen. Diese aus besonderer kaiserlicher Milde und dem Wunsch, den Frieden im heiligen Reiche zu erhalten, hervorgegangene Gnade hat aber zur Bedingung, daß bis zu jenem Termin durchaus keine weitere Neuerung vorgenommen, auch nichts neues gedruckt werde. Den Worten nach wird das eine Weile in den Hintergrund getretene Wormser Edikt jetzt wieder in Kraft gesetzt; in der That bekennt Kaiser und Reich seine Ohnmacht, die Glaubenseinheit zu erhalten. Denn wenn die sämtlichen Protestanten, sogar Augsburg, der Sitz des Reichstages selbst, sich jetzt weigerten, diesen Abschied mit der ausführlichen Verdammung ihres Glaubens anzunehmen, wie in aller Welt sollten die Dinge im April des nächsten Jahres danach angethan sein, das jetzt Mißlungene zu ermöglichen? Man braucht sich nur jenes kaiserlichen Briefes vom 14. Juli zu erinnern, welcher dem Papste die unvergleichliche Gunst des gegenwärtigen Moments zu Gemüt führte und die Gefahren einer vielleicht

nahen Zukunft, um zu erkennen, daß dieser Abschied einen kaum verhüllten Triumph der jungen Kirche bedeutete. Trotz ihrer materiellen Ohnmacht, trotz ihrer zum Teil äußerst schwachen geistigen Vertretung, trotz der Zwietracht ihrer Glieder hatte doch Kaiser und Reich nicht gewagt, sofort gegen sie einzuschreiten, dieser Kaiser, vor dessen glanzvollem Erscheinen ihre Anhänger gezittert und dem sich eine erdrückende Mehrheit eines höchst imponierenden Reichstages zur Verfügung gestellt hatte. Wer das rasch wechselnde Glück Karls überdachte, der konnte mit ziemlicher Sicherheit voraussagen, daß ihm so bald eine ähnliche Gunst der Verhältnisse nicht zur Seite stehen werde, daß die junge Kirche, welche diese höchst gefährliche Krisis überstanden, von der Zukunft wenig mehr zu fürchten habe. Zumal diese Krisis den Beginn der Heilung ihres schlimmsten Schadens gebracht hatte. Während Melanchthon beharrlich darauf ausgegangen war, durch die Preisgebung der Zwinglianer die kaiserliche Schonung der Lutheraner zu erkaufen, führte das Scheitern aller Ausgleichsverhandlungen und die immerhin bedrohliche Stellung, welche Kaiser und Reich einzunehmen schien, dahin, daß die bisher scharf geschiedenen Richtungen der protestantischen Welt einander versöhnlich nahe traten. Was alle Bemühungen des Landgrafen und der Straßburger seit dem letzten Speierer Reichstage vergebens zu erreichen gesucht hatten, das bahnte dieser Augsburger Reichstag an: den festen Zusammenschluß aller deutschen Protestanten zum Schutz des Evangeliums.

Ferdinands Königswahl.
Die Niederlande.

In dem Augenblicke, wo der Kaiser Innsbruck verlassen wollte, hatte ihn ein schwerer Verlust betroffen, der Tod Gattinara's. Wir haben den Großkanzler schon im Dezember 1523 klagen hören, er sei „mit großen und übermäßigen und fast unerträglichen Geschäften beladen", dazu oft von Krankheiten heimgesucht. Wir haben dann von Contarini gehört, welche furchtbare Arbeitslast auf diesen Mann drückte, ohne dessen unvergleichliche Arbeitskraft es mit den Geschäften des Kaisers übel bestellt sein würde. Wohl mehr noch als jene Last mochte ihn quälen, daß er die Dinge doch nicht nach seinem Sinne zu lenken vermochte. Wir erinnern uns, wie er gegen Ende des Jahres 1525 über das Verhältnis zu Frankreich mit dem Kaiser in so starken Widerstreit geriet, daß er seine Entlassung forderte und dann, obwohl im Dienste festgehalten, sich weigerte, den ohne sein Zuthun zu stande gebrachten Madrider Frieden zu unterzeichnen, weil das gegen sein Gewissen sei. Seine Prophezeiung, dieser Friede werde nur zu bitteren Enttäuschungen führen, ging ja rascher und voller, als er vielleicht selbst glaubte, in Erfüllung, aber seine Stellung wurde dadurch doch nicht vor neuen Erschütterungen geschützt. Dieser Mann, dessen Temperament vielleicht ebenso stark war wie seine Fähigkeit, konnte sich nur schwer darein finden, daß sein Herr

ihm zwar eine ungeheure Arbeit aufbürdete, alle wichtigsten Geschäfte gewissermaßen in seine Hand legte, seinem Rat aber doch oft nicht folgte. Die einander widersprechenden Anforderungen der kaiserlichen Politik und die am Hofe sich bekämpfenden spanischen, niederländischen und italienischen Interessen mußten dem Großkanzler fortwährend Verdrießlichkeiten bei einem Herren bereiten, der schließlich alles selbst entscheiden wollte und doch nicht konnte. So sahen wir ihn im März 1527 den Hof verlassen, wie seine Gegner triumphierten, um nie wiederzukehren. Aber seine Unentbehrlichkeit führte ihn doch im Oktober zurück und seitdem hören wir nichts von neuen Konflikten. Er unterhandelte den Frieden von Barcelona mit dem Papste und auf die dann folgenden Verträge mit den verschiedenen italienischen Staaten wird der Italiener den Haupteinfluß geübt haben.

Aber in dieser unausgesetzten aufreibenden Thätigkeit mußte sich die Kraft des jetzt Fünfundsechzigjährigen rasch verzehren. In Barcelona hatte er sich wohl gefühlt, aber doch, da das Alter ihn einen nahen Tod erwarten lasse, kurz vor der Abreise nach Italien ein ausführliches Testament aufgesetzt und auch hier wieder die alte Klage in der Bestimmung erneuert, auf seinem einfachen Grabstein solle außer Namen, Titel und Todestag eingegraben werden: „Der im Leben immer von öffentlichen Geschäften erdrückt war"*). Fast möchte man meinen, er habe immer nach der Befreiung von ihnen geseufzt, da er doch ohne sie schwerlich zu leben vermocht hätte. Denn wer so lange so mächtig in den Gang der Weltgeschicke eingegriffen hat, dem ist nur zu oft die ersehnte Muße unerträglich. Sie wurde ihm denn auch nicht zu teil. Während des Kaisers Aufenthalt in Italien hören wir fast nie von ihm, wie denn überhaupt alle immermehr neben Karl zurücktreten. Es

*) S. dieses merkwürdige Aktenstück in den Miscellanea di storia Italiana 18, 67 ff.

wurde ihm die große Genugthuung zu teil, daß er den ihm seit fünf Jahren verheißenen Kardinalshut jetzt endlich erhielt. Als dann die Reise nach Deutschland angetreten wurde, überfiel ihn in Mantua anfangs April ein so bedenkliches Unwohlsein, daß Salinas, der freilich an seinem Leben nie besondere Freude gehabt hatte, meinte, er werde nicht wieder hergestellt werden. Nichtsdestoweniger folgte er dem Kaiser bis Innsbruck. Man sollte meinen, die fleißigen italienischen Berichterstatter würden für ihren mächtigen Landsmann, dem sie doch vieles verdankten, ein besonderes Interesse gehabt haben. Aber in Sanuto's Diarien findet sich nur die knappe Notiz, der Botschafter Tiepolo melde, den Großkanzler habe am 4. Juni der Schlag gerührt und am folgenden Tage (dem 1. Pfingsttage) sei er gestorben. Justus Jonas schreibt acht Tage darauf aus Augsburg an Luther, der Kanzler des Herzogs Georg erzähle, Gattinara habe wollen das Pferd oder den Wagen besteigen, als ihn der Schlag getroffen. Es sei kein gutes Zeichen für den Reichstag, daß dieser Mann, der von allen am kaiserlichen Hofe über Luthers Lehre das billigste Urteil gehabt und aufrichtig die Beruhigung Deutschlands erstrebt habe, so plötzlich abberufen worden sei*). In der That haben wir ja Gattinara stets im erasmischen Sinne auf eine Reinigung der Kirche bedacht und von jeglichem Zelotismus weit entfernt gefunden; auch in seinem Testamente spricht sich eine geläuterte katholische Frömmigkeit aus; von Billigkeit gegen Luthers Lehre kann aber doch wohl nicht bei dem Manne geredet werden, welcher an Erasmus schrieb: „Ich habe immer die Unterdrückung der Lutherischen Faktion gewünscht, so daß sie ausgerottet würde." Die Dinge würden in Augsburg kaum anders gegangen sein, wenn er da noch dem Kaiser zur Seite gestanden hätte.

---

*) Kawerau, Der Briefwechsel des J. Jonas S. 150 f. Man darf sich wohl wundern, daß der bekannte Promis, der Herausgeber des Testaments, Gattinara am 5. Mai sterben läßt.

Dieser mußte nun aber seine Regierung neu einrichten. Es konnte nicht wohl die Rede davon sein, einen neuen Großkanzler einzusetzen, denn thatsächlich war ja längst Karl und nicht Gattinara der oberste Leiter der Politik gewesen. Vielmehr wurden die Geschäfte jetzt unter verschiedene Räte geteilt, welche gleichberechtigt nebeneinander stehen sollten, von denen aber alsbald zwei alle übrigen an Einfluß und Bedeutung überragten, der 1486 in Ornans, einer kleinen Stadt der Grafschaft Burgund, geborene Nicolas Perrenot, Herr von Granvelle und Francisco de los Covos, Großkomthur von Leon, beide seit einer Reihe von Jahren durch den Kaiser mit wichtigen Geschäften betraut, beide von großer Arbeitskraft und Klugheit und ganz dazu gemacht, durch das Labyrinth der kaiserlichen Politik den erträglichsten Ausweg zu finden, und, obwohl der erste speziell die deutschen und niederländischen, der andere die spanischen und italienischen Angelegenheiten besorgen sollte, doch immer die Gesamtheit der kaiserlichen Interessen überblickend und, wenn ich nicht irre, mit kühlerem Urteil als Gattinara das Mögliche zu erreichen bestrebt. Dieser hatte, wie Contarini sagt, an der Spitze derjenigen gestanden, welche dem Kaiser rieten, nach der Universalmonarchie zu streben; ich glaube nicht, daß sich Granvelle je in solche Phantasien verirrt hat.

Es gab in Augsburg reichliche Gelegenheit sich davon zu überzeugen, daß nicht nur in der großen Glaubensfrage, sondern auch in kleineren Dingen der kaiserlichen Macht ziemlich enge Grenzen gezogen waren. Ueberall stieß sie auf die widerstrebenden Interessen der einzelnen Stände und die feindseligen Einwirkungen des Auslandes, welche im Reiche nur zuviel bereitwilliges Entgegenkommen fanden. Namentlich die scheinbare Freundschaft mit den Wittelsbachern zeigte sich bald als das, was sie war. Wenn die bairischen Herzoge zu energischem Vorgehen gegen die Ketzer trieben, waren sie deshalb keineswegs geneigt, auf ihre alten Praktiken gegen das Haus Oester-

reich zu verzichten. Die freundschaftlichen Beziehungen zu Zapolya wurden keinen Augenblick unterbrochen und auch mit Frankreich blieb man wohl fortwährend in Fühlung. Bald aber wurde die bairische Politik noch weiter getrieben.

Längst war es bei Karl und Ferdinand beschlossene Sache, daß, nachdem jener vom Papst die Kaiserkrone empfangen, die Wahl dieses zum römischen König ins Werk gesetzt werden solle. Der Papst von Waldkirch hatte dafür bereits seit 1528 bei den Kurfürsten arbeiten müssen; auf dem Augsburger Reichstage sollte die Sache nun zum Abschlusse gebracht werden. Wie dringend Ferdinand diese Erhöhung seit acht Jahren betrieb, haben wir oft gehört; aber für Karl war sie jetzt fast noch nötiger. Denn daß er auch jetzt nicht lange im Reiche weilen könne, verstand sich von selbst. Sollte da nun die alte Not mit dem Reichsregimente von neuem beginnen und den gefährlichen Anschlägen der Feinde, die Krone in andere Hand zu bringen, die Bahn noch länger offen bleiben? Es kam darauf an, dem Hause die Herrschaft über das Reich durch Ferdinands Wahl zu sichern. Aber diesem zwingenden Interesse der Brüder standen gar andere Neigungen der Kurfürsten gegenüber. Oder hätte sich seit dem Wormser Reichstage die deutsche Welt so vollständig verwandelt, daß ihnen das jetzt gar nichts mehr bedeutete, was sie damals mit dem größten Eifer erstrebt hatten, die Teilnahme an der Reichsregierung? War in ihnen dieser große Ehrgeiz so vollständig erloschen, daß sie bereitwillig darauf eingehen konnten, dem dreißigjährigen Kaiser bereits einen Nachfolger an die Seite zu stellen und damit auf ihr kostbares Recht vielleicht für eine Generation zu verzichten? Oder war das Reich in dieser kurzen Zeit so gesunken, die alte Reichspolitik so sehr in neuen Sorgen verschüttet, daß es den Kurfürsten auf ganz andere Dinge ankam, als darauf, etwas im Reiche zu bedeuten? Freilich vom Reichsregiment mochte wohl niemand mehr hören, auch die Vikariatsgedanken Sachsens und der Pfalz waren so ziemlich ins Reich

der Träume geschwunden, bei der bedrohlichen Verwirrung aller Dinge eine zuverlässige Ordnung schließlich allen wünschenswert geworden und den katholischen Kurfürsten besonders die Sicherung einer katholischen Reichsregierung; so mochte man sich dahin resignieren, die Wahl nur dem allergröbsten und nächsten Egoismus dienstbar zu machen, d. h. sie sich durch große Geldsummen und Bewilligungen aller Art abkaufen zu lassen. Die kaiserlichen Räte waren von vornherein darauf gefaßt, daß sie an 300 000 Dukaten kosten werde, die aber jetzt nicht wie vor elf Jahren bei der Kaiserwahl auf dem Papiere stehen, sondern bar ausgezahlt werden müßten*). In das Einzelne dieses langwierigen und mühsamen Schachers einzugehen, ist hier überflüssig; ich bemerke nur, daß dem Pfälzer 160 000, Trier 60 000 Gulden und Köln vor allem die Zahlung der 1519 verheißenen, aber kaum mehr als einmal entrichteten Pension gesichert werden mußte. So werden die 300 000 Dukaten kaum gereicht haben**), für deren Auszahlung der kaiserliche Kredit bei den Fugger und Welser gewaltig angespannt werden mußte.

Mit diesen Mitteln wurden Brandenburg, Pfalz und die drei rheinischen Erzbischöfe gewonnen. Was aber sollte mit der letzten Stimme, der Sachsens werden? Auf jene fünf hatte doch wesentlich die brennende Tagesfrage gewirkt. Sie alle wünschten durch die Wahl die alte Kirche zu schützen, der ja Ferdinand unbedingt ergeben war; eben deshalb mußte es dem Kurfürsten von Sachsen im höchsten Grade widerstreben, seinem so wie so schwer bedrohten Glauben durch die Erhebung eines so unversöhnlichen Gegners neue Gefahren zu bereiten. Ihn durch Entgegenkommen in der kirchlichen Frage zu gewinnen, konnte sich der Kaiser nicht überwinden. Es lag ja

*) S. den natürlich nicht dem Ende, sondern eher dem Frühling des Jahres 1530 angehörenden Ratschlag bei Lanz, Staatspapiere S. 50 ff.

**) S. die Einzelnheiten bei O. Winckelmann, Die ersten Jahre des Schmalkaldischen Bundes und der Nürnberger Anstand.

auch nahe, dieses Hindernis auf einem ganz anderen Wege zu beseitigen. Durch die Bannbulle gegen Luther waren auch alle seine Anhänger und Beschützer von der Kirche ausgeschlossen und dieselben ebenso durch das Wormser Edikt mit der Reichsacht belegt worden. Wenn es nun auch nicht thunlich erschienen war, Bann und Acht an den sämtlichen Protestanten zu vollstrecken, so bot es doch einen großen Vorteil, ihr Haupt, den Kurfürsten von Sachsen, nicht geradezu, aber bei Gelegenheit dieser Wahl als einen Gebannten und Geächteten zu behandeln und damit den folgenreichen Grundsatz aufzustellen, daß alle von der alten Kirche Abgefallenen als Geächtete anzusehen seien, gegen welche der Kaiser das Recht habe, wie sich die Gelegenheit biete, einzuschreiten. Das wäre in der That der bequemste Weg gewesen, mit den Abtrünnigen zum Ziele zu kommen. So stellte denn auch Karl den Satz auf, Kurfürst Johann sei, nachdem man sich vergeblich bemüht, ihn von seinem Unglauben zu bekehren und zum Gehorsam gegen Kaiser und Reich zurückzuführen, als offenkundiger und halsstarriger Ketzer zu betrachten, der unmöglich zur Wahl eines Oberhauptes der Christenheit zugelassen werden könne, da er darauf ausgehe, ihre Einheit zu zerstören.

War das nicht eine eigentlich selbstverständliche, durchaus konsequente Argumentation? Wenn die fünf katholischen Kurfürsten wirklich Katholiken waren, welche es mit ihrem Glauben Ernst nahmen, so konnten sie gar nicht anders als dem Kaiser zustimmen. Nun aber kam es an den Tag, daß diesen Herren, auch den drei hohen Kirchenfürsten unter ihnen, ihr weltliches Interesse, die Unabhängigkeit und Integrität des Kurfürstenkollegiums mehr am Herzen lag, als die römische Kirche. Sie bestritten entschieden die Zulässigkeit und Ratsamkeit eines solchen Verfahrens mit Berufung auf dieselbe Goldene Bulle, von deren Vorschriften sie doch in anderen Beziehungen bei eben dieser Wahl abwichen, und Karl mußte schließlich in ein Abkommen mit ihnen willigen (13. November), welches schein-

bar ihren Wünschen entsprach*). Der Kurfürst von Sachsen, hieß es darin, solle, obwohl er vom Papst „in Ban erkant sein soll“, der Goldenen Bulle gemäß zur Wahl geladen und der Papst ersucht werden, die Exkommunikation gegen den Kurfürsten, jedoch allein für den Akt der Wahl, zu suspendieren. Wenn aber der Papst, was man nicht hoffte, das verweigere, vielmehr den Kurfürsten ausdrücklich und mit Namen exkommunizierе, dann solle er von der Wahl ausgeschlossen werden. Damit hatten die Kurfürsten doch die Entscheidung in die Hand des Papstes gelegt und von der diplomatischen Aktion des Kaisers abhängig gemacht, welcher am 30. Oktober der Kurie die Bitte vorgetragen hatte, ihm, da er noch nicht wisse, welcher Weg der zweckmäßigere sei, zwei Bullen zu senden, deren eine dem Kurfürsten als hartnäckigen Ketzer das Wahlrecht abspreche, während die andere erkläre, daß er, obwohl exkommuniziert, an der Wahl teilnehmen dürfe; auch wünschte der Kaiser, daß er nicht nur die eine oder die andere Bulle, sondern im Notfalle beide nacheinander verwenden dürfe, so daß er zuerst den Kurfürsten vermöge des päpstlichen Dispenses zur Wahl zulassen, wenn derselbe dann aber der Wahl Ferdinands hartnäckig widerspreche, ihn als exkommuniziert von ihr ausschließen könne.

Clemens mußte ja wohl, wie die Dinge im Reich und in der Welt lagen, die Wahl Ferdinands unvermeidlich, wenn nicht gar erwünscht erscheinen, und er ließ deshalb wirklich nach sorgfältiger Verhandlung mit Loaysa die beiden Bullen ausfertigen, damit der Kaiser nach Bedürfnis die eine oder die andere verwende. Das Oberhaupt der Kirche erklärte sich also damit einverstanden, daß das hartnäckige Haupt der deutschen Ketzerei unter Umständen an der Wahl des künftigen Oberhaupts der Christenheit teilnehme. Soweit ging er aber doch nicht, dem Kaiser zu gestatten, daß er zuerst den Ketzer kraft des päpstlichen Dispenses zulasse und ihn dann, wenn er in

*) Gedruckt bei Ranke 6, 138 f.

die Wahl nicht willige, als von demselben Papst exkommuniziert von ihr ausschließe*).

Die Zeit drängte so, daß die Antwort aus Rom nicht abgewartet werden konnte. Nachdem der Vertrag mit den fünf Kurfürsten am 13. November unterzeichnet war, erging noch denselben Tag die Ladung Sachsens zur Wahl, und zwar nicht, wie die Goldene Bulle vorschrieb, nach Frankfurt, sondern nach Köln auf den 29. Dezember. Denn Frankfurt hatte sich geweigert den Reichstagsabschied anzunehmen und war außerdem von der Pest heimgesucht. Kurfürst Johann war natürlich längst von den Bemühungen des Kaisers, die Wahl seines Bruders herbeizuführen, unterrichtet und hatte nicht nur mit seinen Glaubensgenossen, sondern auch mit den bairischen Herzogen darüber verhandelt, wie dieser Gefahr zu begegnen sei. Für die bairische Politik verstand es sich von selbst, daß diese neue Machterweiterung der Habsburger um jeden Preis verhindert oder doch geschmälert werden müsse. Wenn auch Herzog Wilhelm jetzt nicht wohl mehr daran denken konnte, die Krone für sich zu gewinnen, sie Ferdinand zu gönnen, ging gegen die Natur seiner Stellung. Konnte Baiern auch vielleicht die Wahl nicht hintertreiben, so mußte es wenigstens danach streben, daß Ferdinand nicht in den wirklichen Besitz der königlichen Autorität über das Reich komme. Hatte es auf dem Reichstage Strenge gegen die Ketzer empfohlen, so mußte es jetzt mit eben diesen Ketzern gemeinsame Sache gegen den Kaiser machen.

Die drohende Wahl wirkte aber noch in anderer Beziehung. Wie wir früher hörten, hatte der Augsburger Reichstag zwar insofern mit einem Siege der Protestanten geendet, als Kaiser und Reich nicht sofort gegen sie einzuschreiten wagte; auf der anderen Seite aber war ihre Lehre doch unumwunden

---

*) Clemens an Karl den 27. November 1530. Lanz, Korrespondenz 1, 406 ff.

verdammt, die Anhänger derselben thatsächlich vom Reichsfrieden ausgeschlossen und namentlich das Reichskammergericht als eine höchst gefährliche Waffe gegen sie eingerichtet worden. Ueberdies blieb es fast bis zuletzt zweifelhaft, ob der Kaiser nicht dennoch zur Gewalt gegen sie greifen werde. Namentlich während des Oktobers ließen sich die Dinge in Augsburg mehr als einmal höchst bedrohlich an. Dadurch war dann endlich die Taktik Melanchthons, den Frieden mit Kaiser und Papst durch Preisgebung der Zwinglianer zu erkaufen, vereitelt und vielmehr die Notwendigkeit dargethan worden, alle Evangelischen fest zur Abwehr zu verbünden, nachdem die klugen Verhandlungen Bucers mit Luther den dogmatischen Gegensatz in der Abendmahlslehre einigermaßen ausgelöscht hatten. Zugleich waren Luthers Bedenken gegen die Zulässigkeit der Gegenwehr endlich beschwichtigt worden. So hatte denn Kurfürst Johann wirklich am 31. Oktober einen Tag nach Schmalkalden ausgeschrieben zur Beratung darüber, wie man sich gegen die Feindseligkeit der Anhänger Roms schützen könne, und diese Einladung nicht nur an diejenigen Stände gerichtet, welche mit ihm die Konfession unterschrieben, sondern auch an Straßburg und die mit ihm verbundenen Städte. Aber dem Kurfürsten widerstrebte doch jede derartige Aktion so sehr, daß er vierzehn Tage später den angesetzten Tag wieder absagte, da die Dinge in Augsburg eine günstigere Wendung zu nehmen schienen. Man darf in der That wohl zweifeln, wie der Kurfürst mit den immer wieder aufwachenden politischen und theologischen Bedenken fertig geworden sein würde, wenn die kaiserliche Ladung zur Wahl denselben nicht ein Ende gemacht hätte. Denn in dem Augenblicke, wo er sich vor die Notwendigkeit gestellt sah, dem Kaiser persönlich, ganz allein von sämtlichen Kurfürsten, in einer höchst wichtigen Angelegenheit entgegenzutreten, in diesem Augenblicke mußte er sich hilfsbedürftiger fühlen, als irgend ein anderer von Rom abgefallener Stand. Am 28. November erhielt er die kaiserliche Ladung, den anderen Tag schon

wiederholte er das vor kurzem zurückgenommene Ausschreiben des protestantischen Tages nach Schmalkalden*).

Während nun hier die freilich noch sehr schwachen und unsicheren Fundamente zum Bollwerk des deutschen Protestantismus gelegt wurden, begannen in Köln die Verhandlungen über die Wahl. Kurfürst Johann war dazu nicht selbst erschienen, sondern hatte seinen Sohn Johann Friedrich als Vertreter geschickt. Derselbe wußte eine lange Reihe von Verletzungen der Goldenen Bulle, von formellen Unregelmäßigkeiten bei der Ausschreibung des Wahltages aufzuzählen, ohne dadurch natürlich weder auf den Kaiser, noch auf die von ihm gewonnenen Kurfürsten Eindruck zu machen. Nur insoweit suchten diese wenigstens ein gewisses Decorum zu wahren, daß sie zuerst den Kaiser baten, die Wahl dadurch unnötig zu machen, daß er im Reiche bleibe, sodann ihn angingen, er möge eine freie Wahl zulassen. Auf die erste Bitte konnte Karl natürlich nicht eingehen, aber auch die zweite wies er mit der Behauptung zurück, eine freie Wahl stehe den Kurfürsten nur dann zu, wenn das Reich erledigt sei, sonst habe der Kaiser seine Einwilligung zu geben. Das war nun doch eine unnötige Ueberspannung, da er ja über das Ergebnis der angeblich freien Wahl volle Sicherheit besaß. Deshalb vereinigte denn auch Ferdinand seine Bitte mit der der Kurfürsten und so gewährte der Kaiser am 4. Januar die gewünschte Freiheit. Am 5. Januar 1531 wurde Ferdinand gewählt**). Sachsen hatte gegen die Gesetzmäßigkeit der gesamten Prozedur öffentlichen Protest eingelegt und ebenso hatten die in Schmalkalden versammelten Fürsten am 25. Dezember gegen die Wahl protestiert.

Zwei Tage nach der Wahl stellte Ferdinand seinen Wählern eine Verschreibung aus, in welcher er ihnen die üblichen Zu-

---

*) Für das Einzelne verweise ich auf die aktenmäßigen Ausführungen Winckelmanns a. a. O.

**) Bucholtz 3, 514 ff. Winckelmann a. a. O.

sagen erteilte, vor allem aber die Verpflichtung übernahm, „die Christenheit und den Stuhl zu Rom, päpstliche Heiligkeit und die christliche Kirche bei den alten, löblichen, wohl hergebrachten Glauben, Religion und Zeremonien, vermöge des Augsburger Abschieds, bis zum Ende des künftigen gemeinen Konzils, in gutem Befehl, Schutz und Schirm zu haben"*). Sowenig der neue König als seine Wähler konnten darüber im Zweifel sein, daß das eben vollendete Werk auf erheblichen Widerspruch stoßen würde. Schon in jenem Vertrage vom 13. November hatten sich der Kaiser und die Kurfürsten gegenseitigen Schutz zugesagt, wenn gegen einen von ihnen der Wahl wegen etwas vorgenommen werden sollte, und nähere Verabredungen für den Kölner Tag ausgemacht. In des Kaisers und Königs Interesse und eigentlich doch auch in dem der Kurfürsten hätte es gelegen, daß sie sich nicht nur zum Schutz gegen etwaige Angriffe, sondern auch dazu verbunden hätten, die allgemeine Anerkennung der königlichen Autorität Ferdinands herbeizuführen. Aber das am 6. Januar zwischen Ferdinand und den Kurfürsten auf zehn Jahre abgeschlossene Bündnis hielt sich streng in den Grenzen der Verteidigung. Als sie dann bei der mit höchstem Glanz vollzogenen Krönung Ferdinands in Aachen weilten, machte der Kaiser allerdings einen Versuch, die Kurfürsten von der Notwendigkeit zu überzeugen, daß sie sich rüsteten, etwaigen Angriffen der Feinde zuvorzukommen, die bei dem unverbesserlichen Trotz der Abgewichenen recht wohl zu besorgen seien. Aber in solche Wagnisse wünschten sich die Kurfürsten nicht zu verstricken. Sie rieten entschieden von jedem gewaltsamen Vorgehen gegen die Protestanten ab, und legten dem Kaiser von neuem die Notwendigkeit eines möglichst bald und zwar in Deutschland abzuhaltenden Konzils ans Herz. Sollte dasselbe nicht erreicht werden können, so würde der Kaiser abermals einen Reichstag berufen, überhaupt aber im Reiche

*) Winckelmann a. a. O.

bleiben müssen, bis die Religionshändel geschlichtet seien*). Die Kurfürsten resignierten sich also jetzt schon, daß die Augsburger Beschlüsse ohne das Konzil zu nichts führen würden.

Aber auch der Kaiser wich schon jetzt ein wenig von denselben zurück. Die wirksamste, in Augsburg gegen die Ketzer bereitete Waffe, bestand in dem Kammergericht, welches der Kaiser auf die Augsburger Beschlüsse verpflichtet und angewiesen hatte, gegen jeden einzuschreiten, welcher denselben zuwider handeln würde. Die Evangelischen wußten bereits aus Erfahrung, was ihnen das bedeutete, und beschlossen deshalb in Schmalkalden eine Botschaft an den Kaiser, welche ihn um Einstellung der Prozesse des Kammergerichts in Glaubenssachen bitten sollte. Als ihm dieses Gesuch in Aachen vorgelegt wurde, fragte er die Kurfürsten um ihre Meinung. Ihre charakteristische Antwort lautete, die Prozesse des Kammergerichts einzustellen sei nicht möglich, da sie durch einen Beschluß des Reichstags angeordnet worden. Wenn aber kaiserliche Majestät in ihrer Milde und Neigung den Frieden zu erhalten und aus neuerlich aufgetauchten dringenden Beweggründen in der Sache etwas nachgeben wolle, so möge er doch nur in Glauben und Religion Konzessionen machen und das Recht eines jeden wahren, d. h. zu den Abweichungen im Glauben könne er ein Auge zudrücken, jede mit dem Abfall verbundene Schmälerung des geistlichen Besitzes müsse aber geahndet werden. Der Kaiser konnte auch hier wieder erkennen, was der katholische Eifer der Herren bedeute, welche doch seine natürlichsten Stützen gegen die Ketzer hätten sein sollen. Da nun das eben in Schmalkalden zustande gekommene Bündnis der Protestanten gewiß ein „dringender Beweggrund" war, etwas nachzugeben, so verwies er ihren Boten nicht einfach auf den Augsburger Abschied, sondern ließ ihm durch Pfalzgraf Friedrich eröffnen, er habe sich auf das

*) Winckelmann a. a. O. Ranke 6, 143.

Gesuch noch nicht resolviert, werde aber mit der Zeit antworten *).

Blicken wir hier auf die achtmonatliche Arbeit des Kaisers am Reiche zurück, so finden wir, daß die Ergebnisse auf religiösem Gebiet ebensoweit hinter dem zurückgeblieben waren, was man bei des Kaisers Ankunft hatte erwarten müssen, als sie auf politischem Gebiete diese Erwartungen übertrafen. Im Frühling 1530 hätte niemand für möglich halten sollen, daß die Protestanten ihre Stellung gegen Kaiser und Reich würden behaupten können; auf der anderen Seite mußte nach den Traditionen des Reichs für unwahrscheinlich gelten, daß dem Kaiser die Wahl seines Bruders gelingen werde. Aber dieses Reich war eben durch die religiöse Bewegung in allen seinen freilich längst morschen Grundlagen erschüttert.

Am 15. Januar brach Karl von Aachen auf, um endlich die Niederlande aufzusuchen, welche seine Gegenwart kaum weniger dringend bedurften, als das Reich. Denn auf der Reise von Augsburg nach Köln, in Speier, hatte ihn am 3. Dezember die Nachricht vom Tode seiner Tante Margarete erreicht, welche eine solange Reihe von Jahren hindurch oft unter den schwierigsten Verhältnissen mit männlicher Klugheit und Energie der Aufgabe gerecht geworden war, nicht nur die Niederlande in österreichischem Interesse zu regieren, sondern auch dasselbe in der großen europäischen Politik zu wahren. Eine der merkwürdigsten Frauen ihrer Zeit, von seltener Vielseitigkeit des Geistes und Gemüts, Meisterin in allen Künsten und Listen der damaligen Politik, beharrliche und rücksichtslose Vertreterin autokratischer Grundsätze gegen die Freiheiten von Provinzen, Ständen und Städten, in all den zahllosen Kämpfen ihrer Tage um Macht und Besitz ganz Mann; daneben eine warme Freundin aller Künste und Wissenschaften, selbst Malerin

*) Winckelmann, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 2, 5.

und Dichterin, in ihrem Palaste zu Mecheln von allem umgeben, was die immer reicher aufblühenden Niederlande in Kunst, Industrie und Gewerbe Reizendes und Ueppiges hervorbrachten; rastlos und streng, ja herbe, so oft es sich um öffentliche Dinge handelte, die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst gegen die Menschen, nicht nur ihrer Umgebung, sondern auch gegen Fremde, welche das Unglück zu ihr trieb. Sie stand erst in ihrem einundfünfzigsten Jahre, und doch hatte die außerordentlich früh beginnende und eigentlich nie ruhende Mühsal des Lebens ihre reiche Kraft schon so erschöpft, daß sie sich seit einiger Zeit nach der Stille des Klosters sehnte. Da warf sie im Herbst 1530 ein rasch steigendes Fieber nieder, dem sie in der ersten Stunde des 1. Dezember erlag *).

„Das wird einer der schwersten Verluste sein, welche Ew. Majestät für die niederländischen Angelegenheiten erleiden kann," schrieb Graf Hoogstraeten einige Stunden vor ihrem Tode an Karl. Der erwiderte, diese Nachricht bereite ihm den höchsten Schmerz, denn er verehre sie wie eine Mutter, und sie habe ihm mehr als mütterliche Liebe bewiesen **). Allerdings waren ja die schlimmsten Prüfungen für die Niederlande überstanden, seit Margaretens überlegene Klugheit den Frieden von Cambrai zu stande gebracht und schon im Oktober 1528 den Herzog von Geldern, den beharrlichsten und gefährlichsten Gegner der österreichischen Herrschaft in diesen Gebieten, im Vertrage von Gorkum gezwungen hatte, sich ganz unter Karl zu demütigen und auf alle Feindseligkeiten zu verzichten. Aber nichtsdestoweniger blieb hier immer eine ebenso schwierige, wie für des Kaisers Weltpolitik wichtige Aufgabe zu lösen, welche nur den geschicktesten und treuesten Händen anvertraut werden konnte. Denn die kaiserlichen Finanzen ruhten ganz wesentlich

*) Man sehe das reiche Material, welches Henne 4, 342 ff. zur Charakteristik Margaretens zusammengestellt hat.

**) Gachard, Collection de documents inédits 1, 291 ff. und desselben Analectes belgiques p. 378 ff.

auf den Niederlanden, welche nicht nur verhältnismäßig, sondern absolut mehr für Karl aufbrachten, als irgend eines seiner anderen Länder. Wenn aber auch gerade unter Margaretens Regentschaft die Niederlande durch den beispiellosen Aufschwung ihres Handels sich reicher entwickelt hatten als je zuvor, so hatten sich doch die Stände mit jedem Jahre schwieriger gezeigt, den endlosen und maßlosen Anforderungen der Regierung zu entsprechen. Dazu kam, daß die Niederlande zwischen Frankreich und England jeden Augenblick von neuem ins Gedränge geraten konnten; ferner bedrohte des Kaisers Verhältnis zu Heinrich VIII. die sehr wesentlich auf den Verkehr mit England angewiesenen Niederlande mit dem empfindlichsten Verluste, während von der anderen Seite der langdauernde Streit um Dänemark für den Ostseehandel der Provinzen gefährlich werden konnte. Endlich blickte der Kaiser nicht ohne Sorge auf die kirchlichen Zustände des Landes, dessen Treue gegen Rom jetzt nicht nur von Deutschland, sondern auch von England her in Versuchung gebracht wurde.

Die Art und Weise, wie Karl hier während der zwanziger Jahre den Kampf gegen die Ketzerei geführt hatte, ist für ihn so charakteristisch und hat zugleich weit über die Niederlande hinaus so bedeutende Folgen gehabt, daß wir einen Augenblick dabei verweilen müssen. Wir haben früher gesehen (2, 109 f.), wie die Niederlande, viel früher als große Teile des übrigen Reichs, von der religiösen Bewegung ergriffen wurden und Karl seit dem Frühling 1521 mit aller Energie dagegen einschritt. Aber merkwürdigerweise richtete er die Sache so ein, daß der Kampf gegen die Ketzerei zugleich ein Kampf gegen den Klerus wurde. Er wünschte die kirchliche Organisation der Niederlande in der Art umzugestalten, daß statt der vier Bischöfe, unter deren Jurisdiktion diese Gebiete bis dahin standen, deren vierzehn wesentlich von ihm abhängige eingesetzt würden. Der Klerus schien ihm überhaupt in den Niederlanden viel zu mächtig und viel zu widerspenstig zu sein, wie ja denn in der That

Margarete in ihren Kämpfen mit den Ständen nicht selten den hartnäckigsten Widerstand gerade bei der Geistlichkeit fand. Dazu aber meinte er den Klerus ganz wesentlich für die bedenkliche Ausbreitung der ketzerischen Ansichten verantwortlich machen zu müssen, da er durch seine Sittenlosigkeit, seine unpassende Predigtweise und die übertriebenen Geldforderungen, mit denen er die Gläubigen heimsuche, sie mit Widerwillen gegen die alte Kirche erfülle*). Aus allen diesen Gründen glaubte er die Verfolgung der Ketzerei nicht der Geistlichkeit überlassen zu können, sondern sie ganz und gar von Staats wegen betreiben zu müssen. War das an und für sich schon ein gewagter Schritt, so wurde er noch bedenklicher dadurch, daß die Wahl des Inquisitors auf eine Persönlichkeit fiel, welche in seltenem Maße dazu angethan war, auf allen Seiten den heftigsten Widerstand zu wecken. Franz van der Hulst war ein höchst gewaltthätiger und unvorsichtiger Mensch von so übler Vergangenheit, daß er in öffentlicher Verhandlung des Mordes und Ehebruchs beschuldigt werden konnte. Er griff seine Aufgabe so ungeschickt an, daß in kurzem Klerus, Stände und Städte Margareten mit Beschwerden bestürmten. Diese war viel zu klug, um den begangenen Mißgriff nicht zu erkennen. Sie trat der Maßlosigkeit van der Hulst' nachdrücklich entgegen. Als dieser sich nun aus einem Organe des Staats in ein Werkzeug der Kirche umwandelte und es erreichte, daß ihn Adrian VI. von sich aus zum Generalinquisitor ernannte, da hatte Margaretens Geduld ein Ende: sie entsetzte ihn und verwickelte ihn in eine Untersuchung, welche sogar sein Leben bedroht zu haben scheint.

Da sich so die Vertreter der alten Kirche untereinander befehdeten, mußten die ihr entgegengesetzten Bestrebungen natür-

*) Die Belege dafür s. in dem vortrefflichen Buche von G. de Hoop-Scheffer, Geschichte der Reformation in den Niederlanden bis zum Jahre 1531. Deutsch von Gerlach. Leipzig 1886.

lich immer größere Macht gewinnen, zumal die gerechten Klagen über das Unwesen des Klerus trotz Margaretens Bemühungen für eine Reform desselben noch immer nicht gestillt wurden. Aller Verbrennungen von lutherischen Büchern und auch einzelnen Ketzern, aller Verhaftungen und sonstiger Verfolgungen ungeachtet, griff der Abfall so um sich, daß Erasmus im August 1525 an Pirkheimer, wenn auch wohl etwas übertreibend, schreiben konnte: „Der größte Teil des Volkes in Holland, Flandern und Seeland ist von der lutherischen Lehre angesteckt und vom bittersten Hasse gegen die Mönche erfüllt", und auch der Kaiser einen Monat später klagen mußte, trotz all seinem Eifer höre er, daß das gemeine Volk noch immer, und zwar je länger desto mehr, von den verkehrten Lehren verleitet werde*). Nichtsdestoweniger verfolgte er den Plan einer totalen Umbildung der kirchlichen Organisation der Niederlande mit seiner bekannten Hartnäckigkeit auch dann noch, als Clemens ihm seine ganz entgegengesetzten Absichten dadurch bewiesen hatte, daß er im Februar 1525 den Bischof von Lüttich zum Oberinquisitor für die Niederlande ernannte, ein Akt, den Margarete freilich zu vereiteln wußte.

Da aber die Gefahr des Abfalls immer größer wurde, traten denn doch die bisherigen Gegensätze unter den Vertretern der alten Kirche mehr und mehr zurück und die Verfolgung gewann Kraft und Zusammenhang. Indem gegen die Drucksachen die strengste Zensur geübt, die Prediger unnachsichtlich verfolgt, jedes Zeichen ketzerischer Gesinnung aufgespürt und geahndet wurde, gelang es gegen Ende der zwanziger Jahre, die bisherige Bewegung so gut wie ganz zu unterdrücken. Die Prediger, welche trotz ihrer dogmatischen Hinneigung zu Zwingli doch wesentlich unter dem Einflusse Wittenbergs standen, waren jetzt entweder vernichtet oder ins Ausland getrieben. Indem man aber diese Vertreter einer maßvollen und politisch konser-

*) de Hoop-Scheffer S. 208.

vativen Reform unmöglich machte, bereitete man, wie in manchen anderen Gegenden, so nun hier, namentlich in Holland, einer radikalen Opposition gegen alles in Kirche und Staat Bestehende, den fruchtbarsten Boden. Das vom Luthertum gesäuberte Land wurde die Brutstätte der wildesten Wiedertäuferei, welche dann von hier bald den Norden Deutschlands bedrohen sollte *).

Karl hatte das seltene Glück, in seiner Familie die wertvollsten Helfer für seine großen Aufgaben zu finden. Wenn ihm seine Tante Margarete bis vor kurzem einen großen Teil der auf ihm ruhenden Last abgenommen hatte, so konnte er jetzt in einer ihm noch näher stehenden Frau einen Ersatz für dieselbe finden. Seine am 13. September 1505 in Brüssel geborene Schwester Marie haben wir bereits in den ungarischen Angelegenheiten als eine für politische Geschäfte ungewöhnlich befähigte Frau kennen gelernt (2, 583 ff.). Wenn wir bedenken, daß sie beim Tode ihres Gemahls, des Königs Ludwig von Ungarn, dem sie bereits mit sechzehn Jahren die Hand hatte reichen müssen **), erst einundzwanzig Jahre zählte, so muß es wohl mit Bewunderung erfüllen, wie sie dann in den nächsten Jahren für ihren Bruder Ferdinand unter oft verzweifelter Bedrängnis die österreichische Fahne in dem ungarischen Chaos aufrecht hielt. Nachdem Ferdinands Herrschaft wenigstens zur äußeren Anerkennung gebracht worden war, zog sich Marie nach Linz zurück. Daß eine Frau von diesen Fähigkeiten und dieser Jugend alsbald mehr als einmal umworben wurde, daß der immer heiratslustige Pfalzgraf Friedrich seine Blicke auf sie warf, daß ihr Bruder Ferdinand sie zur Annahme der Hand

*) S. das Nähere bei de Hoop-Scheffer S. 545 ff.

**) Bestimmt war sie demselben schon vor seiner Geburt.

des Schottenkönigs zu bestimmen suchte, kann nicht überraschen. Sehr merkwürdig aber ist es, wie sie nicht nur mit größter Bestimmtheit erklärte, sich nie wieder verheiraten zu wollen, sondern auch ihr ganzes Leben lang die ernste Witwentracht beibehalten hat. Im Beginne ihrer Ehe mit König Ludwig sprach sie voll schwärmerischer Liebe von demselben, und es ist wohl zu denken, daß sie dem früh Verlorenen mit unwandelbarer Treue nachgetrauert hat. Ein um so bemerkenswerterer Zug in ihrem Charakter, als derselbe viel weniger von weiblicher Innigkeit, als von männlicher Kraft und Klarheit an sich trug*). Auch in den höchsten Fragen suchte diese merkwürdige Frau ihren eigenen Weg. Ihre ungarischen Gegner hatten ihr vorgeworfen, das Eindringen der Ketzerei in die Länder der Stephanskrone sei wesentlich durch sie verschuldet, und auch in Wittenberg sah man in ihr eine Gönnerin des Evangeliums, weshalb Luther nach ihres Gemahls Tode ihr die Auslegung von vier tröstlichen Psalmen widmete. Ferdinand stellte sie darüber zur Rede. Sie erwiderte, sie könne Luther nicht verbieten, zu schreiben, was er wolle; die Widmung sei ohne ihr Wissen und Wollen geschehen. Gott wolle verhüten, daß sie etwas thue, wodurch der gute Ruf des Hauses Oesterreich gemindert werde; sie hoffe zum Allmächtigen, daß er ihr die Gnade gewähre, als gute Christin zu sterben. Ferdinand war dadurch noch nicht beruhigt. Ihm, entgegnete er, werde Luther sicher nie eine Schrift widmen. Auf zwei Punkte habe sie ihm nicht geantwortet, über das Lesen lutherischer Bücher und über die in ihrer Umgebung verbreitete lutherische Gesinnung. Ihre Antwort vom 29. April 1527 besagte, seit langer Zeit habe sie die Bücher Luthers nicht gelesen, und werde sich infolge seiner Ermahnung hüten, sie in Zukunft zu lesen. Niemand werde behaupten können, daß einer ihrer Diener mit ihrer Zu-

*) Ganz diesen Ausdruck strengen, nicht gerade schönen Ernstes zeigen die verschiedenen Büsten der Königin in der Ambraser Sammlung.

stimmung etwas gegen „unseren Glauben" gethan habe. Sie persönlich habe nie etwas einer guten Christin Verbotenes gethan. Ferdinand schloß diese Erörterung mit dem Ausdrucke der vollen Zuversicht, daß ihr Benehmen mit ihren Worten im Einklang stehen werde*).

Immer wieder, sieht man, betont sie, daß sie eine gute Christin sei. Früher hat sie Luthers Schriften gelesen; daß in ihrer Umgebung Anhänger Luthers seien, kann sie nicht in Abrede stellen. Aber sie hat sich nie so zu Luther bekannt, wie ihre Schwester Isabella. Mit ihren Brüdern würde sie in den widerwärtigsten Konflikt geraten sein, wenn sie in religiöser Beziehung sich entschieden auf Luthers Seite gestellt hätte. Aber sich zu dem strengen, unduldsamen Katholizismus derselben zu bekennen, war ihr ebensowenig möglich. Sie nahm vielmehr, wie es scheint, ihre Stellung in der Mitte zwischen der römischen und lutherischen Ausschließlichkeit. Aus der Art, wie ihr Erasmus 1529 seine „christliche Witwe" zueignete, und aus dem Inhalte dieses Buches selbst geht doch wohl hervor, daß Marie wesentlich im Gedankenkreise ihres großen Landsmannes lebte. Im Mai 1530 begrüßte sie den Kaiser in Innsbruck und begleitete ihn von da nach Augsburg. Hier war sie eifrig, wenn auch vorsichtig bemüht, Karl zur Versöhnlichkeit zu stimmen. Sie scheute sich nicht, mit einzelnen Protestanten in persönliche Berührung zu treten. Melanchthon ist ihres Lobes voll**).

Schon hier in Augsburg forschte der Kaiser, ob sie unter Umständen bereit sein würde, wieder in das öffentliche Leben zu treten. Sie soll das bestimmt abgelehnt, vielmehr den Wunsch ausgesprochen haben, nach Spanien zu gehen und dort der Pflege ihrer kranken Mutter zu leben. Karl wußte schon

---

*) Th. Juste, Vie de Marie de Hongrie p. 12 ff.

**) In einem Briefe an Luther nennt er sie mulier vere heroico ingenio, praecipua pietate et modestia, studet nobis placare fratrem, sed cogitur it timide et verecunde facere. Corp. Ref. 2, 178.

in Augsburg, daß die Kräfte seiner Tante rasch abnahmen und daß sie sich in die Stille des Klosters zurückzuziehen beabsichtigte. Die Abweisung der Schwester nötigte ihn jedoch, die Dinge in dem bisherigen Stande zu lassen. Als ihn nun aber Margaretens Tod in die Notwendigkeit versetzte, eine frische Kraft für die Niederlande zu gewinnen, richteten sich seine Gedanken sofort auf Marien. Schon am 13. Dezember kündigte ihr Ferdinand die Wahrscheinlichkeit an, daß sie zur Regierung der Niederlande berufen werde. Karl indessen wollte sich erst ihrer guten Aufnahme in den Provinzen versichern; sobald das geschehen, richtete er am 3. Januar die dringende Bitte an sie, ihm die große Last tragen zu helfen. Sie werde die durch Margaretens Tod gerissene Lücke nicht nur ausfüllen, sondern für die Aufgabe tüchtiger sein, als die Tante. Marie wünschte vor allem Sicherheit zu haben, daß sie nicht wieder zur Heirat gedrängt werde. Karl erklärte ihr, wenn sie an die Spitze der Niederlande trete, werde niemand mehr daran denken. Auch wegen ihrer religiösen Stellung, oder vielmehr wegen dessen, was der Bruder davon denke, hatte sie Bedenken geäußert. Karl erwiderte, er freue sich, ihr beweisen zu können, daß er gegen sie nicht den geringsten Verdacht hege. „Denn seid sicher," schrieb er, „daß, wenn ich darüber den geringsten Zweifel hegte, ich Euch nicht nur ein solches Amt nicht anvertrauen, sondern selbst nicht wissen würde, wie ich Euch die brüderliche Liebe bewahren könnte." Dagegen sprach er sich ganz anders über ihre Umgebung aus. In Deutschland, meinte er, sei es bei ihrer Festigkeit nicht nötig gewesen, etwas darin zu ändern. Was aber in Deutschland erträglich sein möge, könne in den Niederlanden durchaus nicht geduldet werden. Mit großer Strenge seien dort die Neuerungen beseitigt; wenn sie nun durch einen ihrer Diener von neuem ausgestreut würden, müßte das nicht nur ihrem Rufe schaden, sondern ihr sogar zu schwerem Vorwurfe gereichen. Sie möge deshalb alle ihre Diener verabschieden, zumal die Niederländer nicht gern

Fremde bei ihr sehen würden*). Marie entschloß sich nur sehr schwer, in den Wunsch des Bruders zu willigen, der ihr doch auch in der That ein großes Opfer zumutete. Sie gab zuletzt nur unter zwei Bedingungen nach, daß er ihr fest verspreche, sie nicht zur Wiederverheiratung nötigen zu wollen und sie bald von einer Last zu befreien, welche sie nicht lange tragen könne, da sie an fortwährendem Herzzittern leide.

Marie wußte sehr genau, welche Arbeitslast sie in den Niederlanden erwartete und wie es namentlich mit der Geldnot des Kaisers bestellt war, wie Margarete in einem unaufhörlichen Kampfe mit den Ständen über die endlosen Ansprüche an die Steuerkraft des Landes gelebt hatte. Sie selbst war nie aus finanzieller Bedrängnis herausgekommen, da Ferdinand mit der Zahlung dessen, was ihr als Königin-Witwe von Ungarn zukam, stets im Rückstande blieb. Jetzt stand es mit ihrer Kasse so, daß, als der Kaiser in sie drang, sie möge sich schleunig aus Oesterreich nach den Niederlanden begeben, sie antworten mußte, sie habe kein Geld zur Reise. Die Zahlungen an die Kurfürsten für die Wahl hatten die Not von neuem auf den höchsten Punkt gebracht. Als Margarete eben gestorben war, traf die Weisung des Kaisers ein, an die Fugger und Welser 41 000 Goldthaler zu zahlen, ihm außerdem 9000 Thaler nach Köln zu senden. Der Finanzrat wußte sich nicht zu helfen. Die Niederlande hatten seit dem Juli 1520 die enorme Summe von mehr als 15 Millionen Livres aufbringen müssen; nichtsdestoweniger waren die Kassen vollständig leer und der Kredit absolut erschöpft. Der Rat ersuchte deshalb die Vertreter der beiden Augsburger Häuser, sich bis zum nächsten Juli zu gedulden; sie erwiderten, sie hätten Befehl, auf sofortiger Zahlung zu bestehen. Der Rat bot einigen deutschen Maklern in Antwerpen die Bürgschaft vornehmer Beamten an, wofür sie 50 000 Thaler leihen möchten. Die Mak-

*) Lanz 1, 416 ff.

ler antworteten, sie könnten auch nicht einen Gulden geben. Alle Agenten deutscher Kaufleute in Antwerpen hätten Befehl, sich mit keinem Diener des Kaisers in Geschäfte einzulassen, wenn sie nicht von der Brabanter Kanzlei die Zusicherung erhielten, daß trotz aller vom Kaiser in Deutschland gegen die Ketzer erlassenen Verordnungen ihre Güter in den Niederlanden nie konfisziert werden könnten; auch müsse der Kaiser selbst jene Zusage ratifizieren. Allein unter dieser Bedingung würden sie Geld vorschießen auf gute Bürgschaft; als solche aber könnten sie die von den Mitgliedern des Finanzrats unterzeichnete nicht annehmen, da dieselben viel zu sehr verschuldet seien. Der Rat wußte sehr wohl, wie dem Kaiser jene Zusage widerstreben würde. Was ließ sich aber thun? Konnte man doch nicht einmal eine Partie kostbaren Tuchs geborgt bekommen, welche der Kaiser für die Krönung seines Bruders bestellt hatte. Die Zusage mußte erteilt werden*).

Das waren die Verhältnisse, unter denen Königin Marie die Verwaltung der Niederlande antrat. Karl hatte gleich am 6. Februar die Stände berufen, um von ihnen neue Bewilligungen zu fordern, 1200000 Kronen von Brabant, 600000 von Holland und von den übrigen Provinzen im Verhältnis. Er stieß auf hartnäckigen Widerstand, den es nicht ganz zu überwinden gelang. Man wäre wohl fügsamer gewesen, wenn der Kaiser nicht hätte ankündigen müssen, daß er auch jetzt nur kurze Zeit in seiner Heimat weilen könne. Uebrigens bemühte er sich, die Verwaltung sparsamer einzurichten, gewisse übertriebene Freigebigkeiten seiner Tante zu beseitigen, allerlei Mißstände abzustellen. Königin Marie wurde in die, wie man hoffte, zweckmäßig organisierte Regierung eingesetzt und die Niederlande spürten rasch, daß sie von einer wenigstens ebenso festen Hand geleitet würden, wie bisher, während manche Schroffheiten der früheren Verwaltung gemieden wurden. Ja die

*) Henne 5, 134 ff.

junge Regentin konnte den verschiedensten Aufgaben der Politik eine noch frischere Energie zuwenden, als es ihre Tante in den letzten Jahren gethan hatte. Trotz ihrem Verlangen, bald von der Last der Regierung befreit zu werden, lebte sie in den Geschäften, als gebe es für sie keinen größeren Genuß. Auch ihr Geist umfaßte bald die gesamte europäische Politik. Sie wurde die stets wache Ratgeberin ihrer Brüder, denen sie gelegentlich auch scharfen Tadel nicht schenkte. Eine Frau, wie zur Regierung geboren, in allem, was dazu gehörte, völlig zu Hause, fähig den Kriegsleuten ebenso kluge Weisungen zu geben, wie den Diplomaten, von beneidenswerter Rüstigkeit des Körpers wie des Geistes, eine nicht zu ermüdende Reiterin und Jägerin.

So hätte der Kaiser mit voller Beruhigung die Niederlande in der Hand seiner Schwester lassen und an die längst dringend begehrte und oft verheißene Rückkehr nach Spanien denken können, wenn nicht ein übermächtiger Andrang innerer und äußerer Schwierigkeiten gerade jetzt auf ihn eingestürmt wäre.

Der Nürnberger Anstand.

Wie mannigfach auch die Sorgen und Nöte waren, welche des Kaisers Absichten fortwährend durchkreuzten, am schwersten lastete auf ihm doch immer das Verhältnis zu Frankreich. Daß König Franz sich in die drückenden Bedingungen des Friedens vom Cambrai nur solange fügen werde, als er müsse, war eigentlich von vornherein jedermanns Ueberzeugung. Die Aufgabe der kaiserlichen Politik bestand also darin, die europäischen Verhältnisse so zu gestalten, daß für Frankreich die Notwendigkeit, Frieden zu halten, dauere. Nun aber wissen wir ja, in einen wie heftigen Gegensatz zu England Karl durch seine leidenschaftliche Parteinahme gegen König Heinrichs Ehescheidungswunsch geraten war und wie diese Feindseligkeit für Frankreich die stärkste Ermutigung sein mußte, die Bande abzuwerfen, welche ihm der Friede angelegt hatte. Standen dadurch des Kaisers Aussichten im Westen schlecht, so hatte er im Osten noch mehr von den Türken und ihrem Verbündeten Zapòlya zu fürchten, mit welchen Frankreich in ununterbrochenen Beziehungen stand. Er und Ferdinand bemühten sich auf das angelegentlichste, von dem Sultan Frieden zu gewinnen oder zu erkaufen; da man aber in Konstantinopel die schwierige Lage der Brüder kannte, Zapòlya und König Franz gegen sie auf-

stachelten, mußten sie hier auf neue Stürme gefaßt sein. König Franz hatte freilich in Cambrai versprochen, sich in die deutschen Dinge so wenig zu mischen, wie in die italienischen. Wie aber hätte die Wendung, welche durch die wenigstens teilweise Niederlage der kaiserlichen Politik auf dem Augsburger Reichstage herbeigeführt und durch den Abschluß des Schmalkaldischen Bundes verschärft wurde, nicht neue Hoffnungen in ihm erwecken sollen, wie hätte auf der anderen Seite die Wahl Ferdinands ihm nicht die Dringlichkeit fühlbar machen sollen, der immer gefährlicheren Macht Habsburgs über das Reich ernstlich entgegenzuarbeiten? Es war nicht anders möglich, als daß die deutschen Fürsten, welche jener Wahl ihre Anerkennung versagten, einen Rückhalt bei Frankreich suchten: wer konnte glauben, daß es ihren Werbungen taub bleiben würde?

Was nur immer möglich war, that Karl, um sich die Freundschaft des Papstes zu erhalten. Aber sein Unglück wollte es, daß er in zwei wichtigen Fragen das Gegenteil von dem erstreben mußte, was Clemens wünschte. Er hatte sich in Augsburg, wie wir sahen, von der absoluten Notwendigkeit einer baldigen Berufung des Konzils überzeugt, und dieses Konzil war Clemens in innerster Seele zuwider. Er hielt es für seine Pflicht, die Ehescheidungspläne König Heinrichs um jeden Preis zu vereiteln; er bedrängte Clemens unausgesetzt mit der Forderung, gegen Heinrich sofort mit verschärften Mitteln vorzugehen. Clemens dagegen wünschte, wenn irgend möglich, einen Bruch mit England zu vermeiden; er schob deshalb die Entscheidung unter immer neuen Vorwänden hinaus. In diesen beiden Fragen bot ihm Frankreich gegen die lästigen Zumutungen des Kaisers eine sehr erfreuliche Stütze; es wünschte das Konzil ebensowenig wie der Papst und in betreff der Ehescheidung zeigte es fast ebenso großen Eifer für König Heinrich, wie der Kaiser gegen ihn, was natürlich der Zauderpolitik des Papstes sehr zu statten kam. Da war es denn gar

nicht anders möglich, als daß die Kurie, wenn auch ganz leise und vorsichtig, sich aus der intimen Freundschaft mit dem Kaiser herauszog und zu dem allerchristlichsten König hinüberrückte, zumal dieser dem Hause Medici Aussichten eröffnen konnte, denen der Kaiser nichts entgegenzustellen wußte. Denn alles, was Clemens vom Kaiser für seine Familie wünschte, hatte er seit dem Falle von Florenz bereits in sicherem Besitze.

Man sieht, Frankreich war auf allen Punkten der europäischen Politik gegen den Kaiser im Vorteil und es hätte deshalb in Karls Interesse gelegen, König Franz bei möglichst guter Stimmung zu erhalten. In der That finden wir ihn zu Anfang des Jahres 1530 von den freundlichsten Absichten erfüllt. Am 21. Februar gibt er de Praet Auftrag, die Auslieferung der noch immer in Spanien gefangen gehaltenen französischen Prinzen möglichst zu beschleunigen, da König Franz alles thun wolle, um die Friedensbedingungen zu erfüllen. Aber es dauert nicht lange, so stellen sich der Ausführung dieses Auftrages die verschiedensten Schwierigkeiten entgegen. Der Vertrag von Cambrai enthielt ja eine lange Reihe für Frankreich sehr lästiger Bestimmungen, deren genaue Ausführung bei dem besten Willen der Franzosen viele Weitläufigkeiten machen mußte. Ganz von den in die Zukunft reichenden Zusagen in betreff Italiens und Deutschlands abgesehen, hatte König Franz in bezug auf die Niederlande, die Erben Bourbons, Genua, seine künftige Gemahlin Eleonore u. s. w. Verpflichtungen übernommen, welche trotz aller bei der Abfassung des Vertrages angewendeten Sorgfalt verschiedene Auslegungen zuließen. Aber auch die scheinbar durchaus klaren Bestimmungen erwiesen sich, als sie realisiert werden sollten, vielfach mehrdeutig. Karl, der sich über die Zuverlässigkeit der französischen Freundschaft nicht täuschen konnte, wünschte natürlich, daß die sofort ausführbaren Bestimmungen des Friedens erfüllt würden, ehe er die gefangenen Prinzen ausliefere. Das führte sofort zu verdrieß-

lichen Debatten zwischen den beiderseitigen Kommissären. Schon am 30. März schreibt de Praet: die Franzosen wollen nur die Prinzen wiederhaben, ohne zu thun, wozu der Vertrag sie verpflichtet. Er ist des Handels schon jetzt so überdrüssig, er fürchtet von den Franzosen so sehr für seine Person, daß er den Kaiser dringend bittet, ihn abzuberufen. Dieser wiederholt am 9. April seinen Wunsch, daß die Auslieferung der Prinzen baldigst erfolgen möge, aber allerdings müßten die Friedensbedingungen, namentlich in betreff der Erben Bourbons, zuvor erfüllt werden. Seinem Bevollmächtigten am französischen Hofe Bonvalot (einem Schwager Granvelles) schreibt er, er solle in diesem Punkte bis nahe an den Abbruch der Verhandlungen gehen, den Bruch selbst jedoch vermeiden. Endlich scheint man doch dem Abschlusse der ärgerlichen Verhandlungen nahe. Die Franzosen erklären, die im Moment der Auslieferung an den Kaiser zu zahlenden 1 200 000 Goldthaler liegen in Bayonne bereit. Als man aber daran geht, die Summe zu prüfen, entstehen neue Schwierigkeiten: man kann sich über den Wert der verschiedenen Münzsorten nicht einigen. Dazu kommen Nachrichten vom französischen Hofe und von Margareten, daß die Erben Bourbons noch keineswegs befriedigt und ebensowenig in den Niederlanden die Bedingungen erfüllt seien. Inzwischen tauchen neue Differenzen auf. Karl erfährt, daß an der Pariser Universität von den Engländern für Erklärungen zu Gunsten der Ehescheidung König Heinrichs gearbeitet werde und König Franz sie darin eifrig unterstütze; er hält sich berechtigt, dagegen nachdrücklich zu reklamieren. Von Rom, Venedig, London laufen übereinstimmende Meldungen ein, sobald die Prinzen frei seien, müsse Karl von Frankreich auf das Uebelste gefaßt sein. Schon jetzt arbeite es in Deutschland mit England zusammen gegen Ferdinands Wahl, wühle in der Türkei, bearbeite den Papst, dem es für seine Nichte Katharina die Hand eines französischen Prinzen anbiete, und ermutige den Widerstand der Florentiner. Alle

Feinde des Kaisers, schreibt ihm sein Gesandter aus Venedig, warten nur auf die Befreiung der Prinzen*).

Sollten sich unter diesen Umständen die kaiserlichen Kommissäre mit der Auslieferung beeilen und nicht vielmehr auf der peinlichsten Erfüllung aller Stipulationen bestehen? Auf der anderen Seite freilich hatte doch auch Karl wieder Gründe genug, den endlichen Abschluß zu wünschen. Bedurfte er nicht der 1200000 Thaler aufs dringendste? Konnte er einen neuen Konflikt mit Frankreich wünschen? War es für seine Schwester Eleonore nicht eine unerträgliche Situation, einen Monat nach dem andern unter den Pyrenäen auf den Augenblick warten zu müssen, wo sie als Königin in das schöne Frankreich einziehen könne? So fand denn endlich die Auslieferung, welche zuerst Anfang, dann Ende April, dann Ende Mai, dann am 15. Juni hatte geschehen sollen, am Abend des 1. Juli auf einem Floß des Bidasoa unter denselben peinlichen Vorsichtsmaßregeln von beiden Seiten statt, wie einst im März 1526 die des Königs Franz**).

Es war die höchste Zeit, wenn nicht am französischen Hofe die erklärten Feinde des Kaisers über diejenigen triumphieren sollten, welche wie Montmorency ein leidliches Verhältnis zu wahren wünschten. Aber was diese letzteren auch thaten, diejenigen schienen doch recht zu behalten, welche dem Kaiser immer vorausgesagt hatten, in dem Augenblicke, wo König Franz seine

*) S. die Berichte von de Praet, des Barres und Bonvalot an den Kaiser im Wiener Arch. und die der Gesandten in Rom, Venedig und London bei Gayangos.

**) Decrue, Anne de Montmorency p. 141 ff. schildert die Verhandlungen etwas einseitig zu Ungunsten der Kaiserlichen. Er berücksichtigt nicht die bereits an den verschiedensten Punkten wieder auflebende Feindseligkeit der Franzosen gegen Karl und die wegen der Erben Bourbons und der Niederlande entstandenen Streitigkeiten. Allerdings hat der Connetabel von Castilien mehr als einmal schikanöse Schwierigkeiten gemacht, worüber selbst de Praet in seinem Schreiben an den Kaiser vom 25. Mai (Wiener Arch.) Klage führt.

Söhne frei wisse, werde er die Maske abwerfen. Gleich Anfang Juli durfte der Gesandte Zapòlyas, welcher bisher inkognito hatte leben müssen, offen am französischen Hofe auftreten. Anfang August wurden die Klagen der kaiserlichen Agenten in Rom immer lauter über die Kabalen Frankreichs, das beim Papste mit England um die Wette gegen das vom Kaiser so lebhaft gewünschte Konzil arbeite und zugleich Clemens zur Heirat seiner Nichte mit einem französischen Prinzen dränge. Mit jeder Woche mehrten sich die unerfreulichen Berichte über die Haltung Frankreichs. Ende September war Karl in seinem Mißtrauen gegen dasselbe schon so weit gekommen, daß er nach Rom schrieb, unter keinen Umständen dürfe Clemens dem König Franz Geld aus französischem Kirchengut bewilligen, denn das werde den Krieg bringen; zu derselben Zeit schrieb Mai aus Rom, Frankreich verlange mehr als je nach Mailand. Einige Wochen später meldete der Nuntius aus Frankreich, König Franz sammle so viel Geld als er könne und erkläre, im nächsten Frühling, wenn die Türken von neuem gegen Oesterreich marschieren, werde er Unruhen in Italien anzetteln. Clemens selbst fand es zweckmäßig, die Absichten Frankreichs den Kaiserlichen so düster als möglich zu schildern: um jeden Preis, sagte er ihnen, wolle es wieder in den Besitz Mailands kommen; alles, was es thue, ziele darauf, namentlich auch die so eifrig betriebene Heirat mit seiner Nichte*).

Mit diesen Praktiken schien in seltsamem Widerspruch zu stehen, was König Franz zu derselben Zeit vorschlug, um die Verbindung der Häuser Habsburg und Valois noch intimer zu gestalten. Schon Anfang Mai**) hatte Montmorency gegen

---

*) Die Berichte Mai's und Muxetula's aus Rom vom August, September und Oktober bei Gayangos.

**) Die erste französische Note dieses Sinnes muß sogar noch viel früher aufgesetzt sein. Wenn sie der Herausgeber der Papiere Granvelles (1, 492) an das Ende des Jahres 1530 verweist, so ist das unzweifelhaft falsch, da Karl in ihr esleu empereur genannt wird, was nach dem 24. Februar 1530 nicht mehr möglich war.

de Praet den Wunsch geäußert, es möchten, um die Freundschaft seines Herrn mit dem Kaiser zu befestigen, Heiraten zwischen ihren Kindern verabredet werden und zu dem Ende die beiden Herrscher an der flandrischen Grenze zusammentreffen. Gleich damals hatte de Praet dieser Meldung hinzugefügt, Karl möge ja vorsichtig sein, Rachsucht und Leidenschaft seien bei den Franzosen zu groß*). Dieser Warnung bedurfte es kaum. Uebrigens konnte ja lange Zeit von einer Zusammenkunft keine Rede sein, da der Kaiser bis Ende November in Augsburg festgehalten wurde. Als er dann aber endlich im Januar die Niederlande betrat, konnte er über die wirklichen Absichten des Königs Franz gar nicht mehr im Zweifel sein. Clemens hatte einem der kaiserlichen Vertreter schon Ende November anvertraut, der König wünsche die Zusammenkunft mit Karl lediglich, um ihn zur Herausgabe von Mailand zu bestimmen. Bald darauf erklärte der Herzog von Albany, welcher Anfang November zur Vertretung der französischen Interessen in Rom eingetroffen war, unumwunden, Frankreich wolle Mailand haben**).

Inzwischen hatte König Franz wiederholt seine Heiratspläne entwickelt, welche die beiden Häuser durch ein drei- bis vierfaches Band verknüpfen sollten. Vertreter der beiden Herrscher, meinte er, sollten alle Einzelheiten mit der damals beliebten Peinlichkeit regeln, obwohl es sich um Kinder handelte, an deren Verbindung in den nächsten Jahren nicht gedacht werden konnte; dann würden sie selbst eine freundschaftliche Zusammenkunft haben, sich vertraulich über ihre Angelegenheiten unterhalten, und die besten Mittel zur Abwehr des Türken und zur Ausrottung der Ketzer besprechen. „Es ist zu hoffen," ließ König Franz schreiben, „daß infolge der ge-

*) de Praet an Karl Bayonne 5. Mai. Wiener Arch.

**) Berichte Muxetula's an Karl, Rom 26. November und 13. Dezember.

nannten Heiraten die beiden Herrscher eine Seele in zwei Körpern sein würden." Wir kennen derartige Phrasen zur Genüge; sie konnten auf den Kaiser natürlich keinen Eindruck machen. Aber es mußte doch sehr reiflich erwogen werden, wie der verfänglichen Annäherung der Franzosen zu begegnen sei. Erst am 1. Februar wurde die Instruktion aufgesetzt, nach der sich de Praet gegen König Franz äußern sollte. Gegen die vorgeschlagenen Heiraten hatte man allerlei Einwendungen zu machen; am empfindlichsten mußte berühren, was über die von Franz empfohlene Verbindung seines zweiten Sohnes, des Herzogs von Orleans, mit der Infantin von Portugal gesagt wurde. Man wußte, daß er seit dem Sommer für denselben um die Hand der Katharina de'Medici warb. Seine Majestät, sollte de Praet erklären, wolle in keiner Weise diese Heirat oder sonst etwas hindern, das die Freundschaft des Königs mit dem Papste vermehren könne, damit Seine Heiligkeit der gemeinsame Vater von ihnen beiden sei und sie alle drei von demselben Willen zur Verteidigung des heiligen Glaubens gelenkt würden, zur Berufung des Konzils und zur Abwehr des Türken. Im übrigen wünsche der Kaiser sehr die möglichst innige Verbindung der beiden Häuser; nur sei man noch zu weit von einer Möglichkeit des Vollzuges der Heiraten entfernt, um schon alle Einzelheiten feststellen zu können. Der Kaiser nahm die Miene an, als erwarte er von Frankreich in seinen Bestrebungen für das Konzil und gegen die Türken unterstützt zu werden. Wenn König Franz je an etwas derartiges gedacht hätte, würden es ihm die von Karl gestellten Bedingungen verleidet haben. Derselbe wollte nämlich gegen die Türken eigentlich nur Geld; wünsche der König Truppen und Schiffe zu stellen, so müßten dieselben unter kaiserlichem Kommando stehen. Fast komisch wirkt es, wenn de Praet den Auftrag erhält, zu sehen, ob sich das zwischen den beiden Herrschern bestehende Bündnis etwa auf Ferdinands Königswahl, Württemberg, Geldern und die Grafschaft Burgund ausdehnen lasse, ohne daß der Kaiser

dafür irgend eine Konzession in Aussicht stellt. Von Italien soll de Praet schweigen; wenn aber von französischer Seite im allgemeinen die Rede darauf gebracht, oder speziell Mailand und die Grafschaft Asti erwähnt werden, so soll er sagen, es liege nicht in der Macht des Kaisers, etwas an Abmachungen zu ändern, welche im Interesse der Ruhe Italiens getroffen seien; er könne übrigens angesichts der Verträge von Madrid und Cambrai nicht denken, daß der König sich mit solchen Plänen beschäftige, da er immer erklärt habe, er wolle nie mehr etwas in Italien beanspruchen. Jene Verträge, schrieb der Kaiser, sind unter allen Umständen und in allen Stücken aufrecht zu erhalten*).

Der Kaiser schärfte seinen Vertretern am französischen Hofe bei jeder Gelegenheit ein, sie sollten mit der größten Freundlichkeit auftreten, keinerlei Mißtrauen zeigen, auch keinen Verdruß, wenn etwa ihre Wünsche zurückgewiesen würden. Aber diese verbindlichen Formen konnten keinen Augenblick darüber täuschen, daß sich die beiden Herrscher jetzt bereits wieder in völlig entgegengesetzten Richtungen bewegten, daß in allen großen Fragen des Augenblicks König Franz das Gegenteil von dem that, was der Kaiser wünschte, und daß dieser zwar sehr verschwenderisch mit freundlichen Worten, aber ebenso geizig mit thatsächlichem Entgegenkommen war. Statt für Ferdinands Königswahl einzutreten, knüpfte Franz jetzt bereits mit den deutschen Gegnern derselben Verbindungen an; statt die Bemühungen König Heinrichs für die Auflösung seiner Ehe zu hindern, förderte er sie an den französischen und italienischen Universitäten und beim Papste; statt zur Bekämpfung der Ungläubigen Geld zu geben, hielt er Karl vor, welche enorme Summen er ihm bezahlt habe und noch zahlen müsse; sein dadurch völlig erschöpftes Land könne durchaus nichts aufbringen. Endlich nahm er zwar die Miene an, das Konzil ebenfalls zu

*) Papiers d'état de Granvelle 1, 492 ff.

wünschen, that aber in Rom alles mögliche, um die Abneigung des Papstes dagegen zu stärken.

Wie Clemens und die große Mehrzahl seiner Kardinäle über die Konzilfrage dachte, wissen wir; es kam für ihn nur darauf an, seine leidenschaftliche Abneigung so zu verhüllen, daß auch er das Konzil zu wünschen schien, während er Bedingungen dafür aufstellte, an denen es scheitern mußte. Mit anscheinend dem lebhaftesten Eifer äußerte er sich in einem Breve an die christlichen Fürsten vom 1. Dezember 1530 über die Notwendigkeit des Konzils, gerade als wenn nicht der Kaiser, sondern er den baldigen Zusammentritt desselben betreibe*). An den Kaiser aber schickte er einen Unterhändler in der Person des Gouverneurs von Bologna (von dem Loaysa schrieb, er solle der lasterhafteste Mann von ganz Italien sein), um die großen Bedenken vorzutragen, welche gegen das Konzil sprächen. Einmal, hatte dieser Gambara dem Kaiser auseinanderzusetzen, seien die Irrtümer der Lutheraner längst durch frühere Konzile verdammt worden und es müsse die Autorität der Kirche schwächen, wenn sie noch einmal eine Verhandlung darüber zulasse. Sodann würden sich die Ketzer sicherlich dem Urteile des Konzils nicht unterwerfen. Der Papst könne ferner nur eine unter kaiserlichem Schutz stehende Versammlung zulassen; es sei aber sehr fraglich, ob mächtige Fürsten der Christenheit ein solches Konzil beschicken würden, und doch könne nur eine allgemeine Vertretung der Christenheit den gehofften Nutzen bringen. Clemens und das Kardinals-Kollegium stellten endlich folgende formelle Bedingungen: das Konzil soll nur zur Verhandlung über den Türkenkrieg und die Ausrottung der Ketzerei berufen werden; der Kaiser muß dem Konzil persönlich von Anfang bis zu Ende beiwohnen; in dem Augenblicke, wo er fortgeht, ist das Konzil als aufgelöst zu betrachten; es muß in Italien abgehalten werden; es darf

---

*) Bucholtz 9, 89.

auf ihm niemand stimmen, der nicht nach den kanonischen Vorschriften dazu berechtigt ist; endlich müssen die Ketzer Bürgschaft ihres Gehorsams geben*).

Jede dieser Bedingungen machte das Konzil zu einer Unmöglichkeit. Die Sendung Gambara's, welche im Januar 1531 bei ihm anlangte, mußte den Kaiser davon überzeugen, daß der Papst das Konzil nicht wolle, wie ihm ja seine Vertreter in Rom seit Monaten immer von neuem gemeldet hatten. Auf der anderen Seite lieferten die Verhandlungen mit Frankreich den Beweis, daß diese Macht das Konzil ebensowenig wolle, wenn auch König Franz ganz wie der Papst dasselbe zu wünschen vorgab, nur Bedingungen stellte, an denen es scheitern mußte. Ende März waren bei Karl die letzten Illusionen über die Erreichbarkeit des Konzils geschwunden, wenn er auch die Verhandlungen darüber mit der Kurie wie mit Frankreich unverdrossen fortsetzen ließ. Anfang April eröffnete er seinem Bruder unumwunden die dadurch herbeigeführte peinliche Veränderung ihrer Lage. Der König von Frankreich, schreibt er ihm, stellt sich so, daß von ihm weder für das Konzil, noch gegen den Türken etwas zu hoffen ist; der Papst und die Mehrheit seiner Kardinäle wollen ebenfalls vom Konzil nichts wissen. Daraus ergibt sich für die Brüder die Notwendigkeit, einen anderen Weg zu betreten: eine Verständigung mit den Protestanten zu suchen. Denn da weder von Frankreich, noch von anderen Reichen irgend welcher Beistand gegen die Ungläubigen erwartet werden darf, das, was der Papst etwa dafür thun kann, wenig bedeuten wird, so müssen die Dinge im Reiche so geordnet werden, daß man einem neuen Angriff des Sultans mit möglichst geschlossener Kraft begegnen kann. Natürlich ist die Verhandlung mit den Abgefallenen so zu führen, daß nicht wesentliche Punkte des heiligen Glaubens preisgegeben werden. Freilich ist auch diese Aussicht ziemlich schwach (denn man ist

*) Heine S. 106 und 537.

bereits einer bedenklichen Korrespondenz der Protestanten mit Frankreich auf die Spur gekommen) und es fragt sich deshalb, ob nicht mit dem Türken ein Abkommen selbst durch eine gewisse Preisgebung Ungarns erreicht werden kann. Irgend eine Verständigung mit Zapólya ist durchaus wünschenswert. Ferdinand muß wohl bedenken, daß des Kaisers spanische Interessen gewaltig unter seiner noch längeren Abwesenheit leiden würden. Er darf die Rückkehr nach Spanien nicht länger verschieben; er muß die Klagen seiner dortigen Unterthanen stillen und etwas gegen die Mauren vornehmen, welche das Königreich in fortwährender Angst erhalten *).

So schrieb der Kaiser am 3. April 1531. Bis zum 15. April hatte er in Augsburg, wie wir uns erinnern, den von der alten Kirche Abgefallenen Zeit gegönnt, sich wieder mit ihr zu vereinigen: jetzt sah er sich zu dem Bekenntnisse genötigt, er müsse mit ihnen irgendwie zu einem friedlichen Abkommen zu gelangen suchen. Das politische Gebäude, welches er durch die Verträge und durch die Verhandlungen der Jahre 1529 und 1530 aufzurichten geglaubt hatte, war jetzt bereits im Grunde erschüttert. Er wußte, daß er sich weder auf den Papst, noch auf Frankreich verlassen könne, daß die Wahl Ferdinands seine Autorität über das Reich in keiner Weise gesichert habe, daß er, um nach Spanien zurückkehren zu können, eine leidliche Ordnung im Reich herstellen müsse, die sich nur durch eine Verständigung mit den Protestanten werde erreichen lassen, auch sie freilich so unzuverlässig, daß man sich Ruhe vor dem Türken vielleicht durch Aufopferung Ungarns erkaufen müsse. Die kaiserliche Politik war jetzt schon trotz aller scheinbar höchst glänzenden Erfolge der letzten Jahre dahin gekommen, auf eine ihrer wesentlichsten Aufgaben, die Herstellung der katholischen Ordnung im Reiche, vorläufig wenigstens verzichten zu müssen. Ja, wenn er, wie die Kurfürsten in Köln von ihm

*) Lanz 1, 429 ff.

erbaten, dauernd im Reich hätte bleiben können! Aber Spanien rief immer lauter und ungeduldiger nach seinem Könige. Es bedurfte in der That seiner Anwesenheit. Der Besitz Spaniens machte es jetzt wie vor zehn Jahren dem Kaiser unmöglich, die katholischen Interessen im Reiche zu wahren.

Im Juli 1530 hatte Mai aus Rom gemeldet, der Herzog von Savoyen werde von den schweizerischen Ketzern so in die Enge getrieben, daß er die Hilfe der katholischen Mächte anrufen müsse; der Papst werde dafür ein Zirkular an sie richten und den Kaiser bitten, 40 000 Dukaten beizutragen. Karl hatte darauf erwidern lassen, wenn derartige Pläne vorgebracht würden, müsse der Papst doch wohl bedenken, eine wie große Last der Kaiser bereits auf sich habe und daß er unmöglich überall eingreifen könne*). Freilich konnte er das nicht, aber der kaiserliche Beruf, wie er ihn ursprünglich aufgefaßt und noch im Vertrage von Barcelona dem Papste gegenüber festgehalten hatte, machte es ihm zur Pflicht, überall, wo das Interesse der Kirche bedroht werde, für sie einzutreten. Als oberster Schirmherr der Kirche mußte er sowohl dem überdies nahe mit ihm verbundenen Herzoge von Savoyen gegen die Genfer und Berner Ketzer Beistand leisten, als vor allem in Deutschland die Einheit der Kirche herstellen.

Ferdinand wurde natürlich von diesen Eröffnungen des Bruders aufs peinlichste berührt. Freilich konnte er nicht in Abrede stellen, daß es mit dem Papste und Frankreich genau so stehe, wie der Kaiser schrieb, aber er riet nichtsdestoweniger, die Verhandlungen über das Konzil unentwegt fortzusetzen. Die vom Bruder empfohlenen vertraulichen Verhandlungen mit den Protestanten fand er höchst bedenklich. Die Ketzerei greife fortwährend so bedrohlich um sich, daß solche Verhandlungen

---

*) Zu Mai's Schreiben vom 26. Juli. Wenn Gayangos meint, die Notiz für die zu gebende Antwort rühre von Gattinara her, so hat er vergessen, daß derselbe seit zwei Monaten tot war.

schwerlich zu etwas führen würden. Es bleibe nichts übrig, als die Berufung eines neuen Reichstages. Da könne dann der Kaiser sehen, was sich durch seine persönliche Autorität bei den Gegnern erreichen lasse. Von einem Zurückweichen aus Ungarn mochte Ferdinand selbstverständlich gar nichts hören; überdies sei für dieses Jahr ein Angriff des Türken nicht zu fürchten. Aber ehe noch Karl diese Antwort vom 27. April erhalten hatte, wiederholte er am 2. Mai mit verstärktem Nachdruck seine Anfang April ausgesprochene Ansicht. Die jüngsten Nachrichten aus Frankreich, schrieb er, machten es durchaus notwendig, daß Ferdinand mit aller Sorgfalt und allen passenden Mitteln, womöglich mit dem Beistande der Kurfürsten und anderer guter Katholiken auf eine möglichst wenig üble Auskunft mit den Lutheranern hinarbeite und eine Pazifikation im Reiche herbeiführe. An demselben Tage schrieb er seinen Gesandten in Frankreich, er ersehe aus ihren Berichten, daß König Franz, um ihn und seinen Bruder in Not und Gefahr zu halten, oder um dem Papst und dem König von England einen Gefallen zu thun, vielleicht auch um die deutschen Lutheraner zu begünstigen, weder für die Berufung des Konzils, noch für die Abwehr des Türken etwas thun wolle. Nichtsdestoweniger sollen sie über dieses Verhalten des Königs keinerlei Unzufriedenheit zeigen, vielmehr die Verhandlungen über das Konzil solange als möglich hinziehen. Denn solange die Lutheraner dasselbe fürchten, wird man eher mit ihnen ein leidliches Abkommen erreichen können*).

Eine solche Verständigung hatte sich inzwischen als immer notwendiger herausgestellt. Die Verhandlungen über das Konzil waren in Rom von den kaiserlichen Bevollmächtigten unverdrossen fortgesetzt worden. Der scharfsichtigste unter denselben, Mai, hatte Karl aber schon am 28. März geschrieben, die Dinge lägen in Rom so, daß er, obwohl ein strammer Katholik, doch

*) Lanz 1, 442 ff. Granvelle 1, 533 f.

nicht umhin könne zu denken, daß es vielleicht für den Kaiser besser sei, mit den Lutheranern eine Art Waffenstillstand zu schließen. Einige Wochen später erklärte sich Mai sehr positiv für die Notwendigkeit einer solchen Maßregel. Gleichzeitig mahnte Loaysa den Kaiser, sich mit den Ketzern zu verständigen, da die Hoffnung, das Konzil zu erreichen, bei dem Widerwillen des Papstes und den Bemühungen Frankreichs und Englands, es zu vereiteln, aufgegeben werden müsse. In dieselbe Richtung drängte aber den Kaiser, was sich inzwischen im Reiche zugetragen hatte.

In den Verhandlungen, welche die deutschen Protestanten um Weihnachten zu Schmalkalden gehalten hatten, war der beabsichtigte Bund zur Verteidigung des Evangeliums nicht zu völligem Abschlusse gediehen; Ende Februar jedoch kam dieser formelle Abschluß zu stande, durch welchen sich Kursachsen, Hessen, ein Herzog von Braunschweig-Grubenhagen, drei Herzöge von Lüneburg, zwei Grafen von Mansfeld mit den Städten Magdeburg, Bremen, Straßburg, Ulm, Konstanz, Reutlingen, Memmingen, Lindau, Biberach und Isny verbanden*). Ende März traten dann die so Verbündeten abermals in Schmalkalden zusammen und der Kaiser erfuhr alsbald die Bedeutung des Bundes durch ein Schreiben vom 4. April, worin ihm erklärt wurde, er könne auf ihren Beistand gegen den Türken nur dann rechnen, wenn er sie vor den Verfolgungen des Kammergerichts sicher stelle**). Er wußte jetzt, daß die Hoffnungen, welche man in Augsburg auf den Zwist der Lutheraner und Zwinglianer gesetzt hatte, vereitelt waren, daß die zu Zwingli neigenden oberdeutschen Städte mit den niederdeutschen Anhängern Luthers einen festen Bund geschlossen hatten, dem nur Nürnberg mit einigen kleinen fränkischen Städten und ein Markgraf von Brandenburg ferngeblieben waren. Er wußte

---

*) S. das Nähere bei Winckelmann.

**) Lanz 1, 436.

vermutlich auch, daß die bairischen Herzoge einmal mit Kursachsen und Hessen, dann aber auch mit Zapolya und Frankreich in Verhandlung standen, um der Wirksamkeit Ferdinands als römischer König entgegenzutreten. Hatte er es im Herbst 1530 nicht wagen wollen, die Abtrünnigen mit Gewalt in die römische Kirche zurückzuzwingen, so konnte jetzt daran gar nicht gedacht werden. War das aber nicht möglich, so blieb nichts übrig, als mit den Protestanten eine vorläufige Verständigung zu suchen, welche dem Reiche für die voraussichtlich lange Zeit seiner abermaligen Abwesenheit eine gewisse Ruhe sicherte und für seinen Bruder die Hoffnung erweckte, bei den Ständen einige Hilfe gegen den Türken zu finden.

Bei der Natur des Kaisers, der Abneigung Ferdinands und den in der Sache selbst liegenden Schwierigkeiten konnten aber die zu diesem Zwecke eingeleiteten Verhandlungen nur sehr langsam vorwärts kommen. Sie waren kaum begonnen, als sich dem Kaiser eine überraschende Aussicht eröffnete, den verhaßten Ketzern trotz aller Ungunst der europäischen Verhältnisse doch noch einen vielleicht vernichtenden Streich zu versetzen.

Seit den Kämpfen des 14. Jahrhunderts hatte die Eidgenossenschaft zu dem Hause Oesterreich in fast ununterbrochener Feindschaft gestanden. Wir haben früher mehrfach gehört, wie in den Anfängen der Regierung Karls seine Räte die Beziehungen der Schweiz zu Oberdeutschland mit regem Mißtrauen verfolgten. Das Bündnis der Eidgenossen mit Frankreich, die Einwirkung Zürichs auf die Waldshuter Händel, die Herzog Ulrich gewährte Unterstützung, das alles mußte dann den alten Gegensatz mächtig beleben. Nun aber geschah es ja, daß die Eidgenossenschaft durch die religiöse Bewegung fast noch mehr zerrissen wurde als das Reich, daß auch hier alle alten Erinnerungen und Interessen vor der neuen Macht des Glaubens

in den Hintergrund traten. Da Zwingli nach langer vorsichtiger Zurückhaltung seit dem Jahre 1524 Rom sehr viel schärfer und rücksichtsloser entgegentrat als Luther, politisch ebenso wie religiös die überlieferten Ordnungen angriff, sich von den eidgenössischen Traditionen ebenso losriß, wie von den römischen Ueberlieferungen, so geriet das von ihm regierte Zürich alsbald in einen leidenschaftlichen und eine Weile gefährlichen Gegensatz zu den Orten, welche an der alten Lehre festhielten. Sein rastloser Geist konnte aber durch nichts gehemmt werden. Da er in einer Reihe oberdeutscher Städte überwiegenden Einfluß gewann, dann auch in der Schweiz Bern, St. Gallen, Basel sich für die Reform erklärten, fühlten sich die katholischen Orte immer schwerer bedroht. Wie Zwingli danach strebte, die schwäbischen Städte und das Elsaß in sein politisch-religiöses System des christlichen Burgrechts hineinzuziehen, so richteten nun auch seine katholischen Gegner ihre Blicke über die Grenzen der Eidgenossenschaft hinaus, und im April 1529 kam ein Bündnis der fünf katholischen Orte mit Oesterreich zum Abschluß. Es hätte sich auf alle in Oberdeutschland der alten Lehre Treugebliebenen erstrecken sollen; ehe es aber nur in seinem ursprünglichen Bestande konsolidiert war, kam es im Juni zum Kampf, in dem sich Zürich den Gegnern so überlegen zeigte, daß die fünf Orte noch in demselben Monat sich tief demütigen, das Bündnis mit Oesterreich aufgeben und der Ausbreitung der Reformation in der Schweiz bedeutsame Konzessionen machen mußten. Oesterreich hatte dank seiner Geldnot und der weitläufigen Organisation seiner vorderen Lande unter den drei Regierungen in Innsbruck, Stuttgart und Ensisheim nicht einmal den Anfang einer Hilfeleistung an die Schweizer Verbündeten gemacht*).

---

*) S. über alle diese Verhältnisse die vortreffliche Auseinandersetzung von **Escher**, Die Glaubensparteien in der Eidgenossenschaft und ihre Beziehungen zum Ausland.

Ein so rascher und glänzender Sieg mußte Zwinglis Gedanken einen immer kühnern Schwung geben. Da ihm nun, wie wir sahen, der immer zu Wagnissen aufgelegte Landgraf Philipp die Hand reichte, entstand der große Plan, nicht nur die religiös Gleichgesinnten, sondern auch die durch ähnliche politische Interessen zusammengeführten Mächte Frankreich und Venedig gegen die Hauptstütze Roms, den Kaiser, zu einigen. Wir sahen, wie dieser Plan in Deutschland an Luther und Sachsen scheiterte; bei Frankreich und Venedig hätte er ein halbes Jahr früher vielleicht einigen Anklang finden können: in dem Augenblicke, wo sich Frankreich eben zum Frieden von Cambrai hatte bequemen müssen und für Venedig die Notwendigkeit, sich ebenfalls dem Kaiser zu unterwerfen, unzweifelhaft war, in diesem Augenblicke verstand sich die Fruchtlosigkeit der verwegenen Kombination von selbst.

Wie empfindlich diese Erfahrungen des Herbstes 1529 Zwingli berühren mußten, seine schweizerischen Gegner fühlten sich immer noch von seiner mächtigen Stellung bedroht und suchten im Beginne des Augsburger Reichstages des Kaisers Beistand nach. Es hat doch etwas überraschendes, wie Karl diese Bitte zunächst wenigstens ablehnte, die fünf Orte zur Geduld mahnte und nur für die Zukunft eine wenigstens indirekte Unterstützung in Aussicht stellte*). Zwingli war jetzt des Triumphes der Reformation gewiß. Den Kaiser, schrieb er dem Landgrafen, brauche nur zu fürchten, wer es gerne wolle.

Aber sehr bald darauf trat eine Wendung ein, welche Zwinglis hochfliegende Gedanken empfindlich störte. Der Verlauf der Augsburger Verhandlungen führte, wie wir sahen, dazu, daß der schroffe Gegensatz der Lutheraner gegen die deutschen Zwinglianer aufgegeben wurde, ebenso aber auch diese eine bedeutsame Annäherung an jene für notwendig erkannten. Auch schien doch Zwinglis Stellung in der Schweiz selbst

*) Escher S. 174 ff.

mächtiger, als sie wirklich war. Allerdings hatte er Konstanz, Mülhausen und Straßburg in das Burgrecht aufnehmen können; als er nun aber auch den Landgrafen in dasselbe hineinziehen wollte, scheiterte er an dem Widerspruche Berns. Schon vorher hatten es die schwäbischen Städte doch bedenklich gefunden, dem Beispiele von Konstanz und Straßburg zu folgen. Wenn nun selbst diese eifrigsten Anhänger Zwingli's, die Unterzeichner der Tetrapolitana, die wirklichen Verhältnisse ruhig erwogen, mußten sie doch zu dem Schlusse kommen, daß ihnen die Verbindung mit der Schweiz niemals gegen die gerade ihnen vom Kaiser drohende Gefahr ausreichenden Rückhalt gewähren könne. Es war für diese oberdeutschen Städte einfach eine Frage der Selbsterhaltung, ob es gelingen werde, einen zuverlässigen Anschluß an die Lutheraner zu gewinnen und damit im Reiche selbst die Stütze zu finden, welche ihnen die thatsächlich außerhalb desselben stehenden Eidgenossen nicht bieten konnten.

Ich kann hier natürlich nicht daran denken, die namentlich von dem Straßburger Reformator Bucer geführten und von dem Straßburger Staatsmann Jakob Sturm geförderten Ausgleichsverhandlungen mit Luther und den Seinigen über die Abendmahlslehre zu schildern. Man hat bekanntlich schon damals von links und von rechts besonders Bucer schwere Vorwürfe wegen seiner Unehrlichkeit und diplomatisierenden Zweideutigkeit gemacht, welche bis in die jüngste Zeit wiederholt worden sind. Gewiß hat er in den überaus mühsamen und verdrießlichen Verhandlungen, welche eigentlich von jetzt an fast sein ganzes Leben ausfüllten, nicht die weltverachtende Größe Luthers bewiesen. Aber diese Größe allein würde die Reformation nicht vor schweren Katastrophen zu einer Zeit behütet haben, wo sie ernsten Prüfungen noch in keiner Weise gewachsen war. Es ist, vom Landgrafen Philipp abgesehen, wesentlich Bucers und neben ihm Jakob Sturms großes Verdienst, die Kräfte des deutschen Protestantismus so zusammengeführt zu haben, daß er sich gegen Kaiser und Papst nicht nur be-

haupten, sondern allmählich das Uebergewicht im Reich und eine höchst einflußreiche Stellung in Europa gewinnen konnte. Würde über die religiösen Fragen nur mit der Macht der Ideen entschieden, so hätten sich die Straßburger im Irrtum befunden; da aber auch das kirchliche Leben in Abhängigkeit von den realen politischen Kräften steht, so handelten sie weise, die dogmatische Konsequenz soweit zu opfern, als es die Behauptung des großen protestantischen Prinzips forderte.

Die für jene Einigung notwendige Verständigung mit Luther konnte von Bucer nicht erreicht werden, ohne sich von Zwingli's Formulierung der Abendmahlslehre beträchtlich zu entfernen. Es war selbstverständlich der dringende Wunsch Straßburgs und des Landgrafen, auch die Schweizer in das zu Ende des Jahres 1530 in Schmalkalden angebahnte und bald darauf abgeschlossene Bündnis hineinzuziehen, welches aber doch auf jener von Bucer erreichten Ausgleichung beruhte. Dieser Wunsch ist bekanntlich nicht in Erfüllung gegangen. Zwingli hat die Propositionen des Landgrafen und Straßburgs entschieden zurückgewiesen und jetzt gegen das politisch Rätliche fast ebenso scharf die dogmatische Konsequenz gesetzt, wie wir das bis dahin von Luther erlebt haben. Die deutschen Protestanten aber gewannen in demselben Augenblicke überraschende Erfolge, wo Zwingli's Stern anfing zu erbleichen. Es gelang ihnen eine Anlehnung an das katholische Baiern, Frankreich, England, sie nötigten, wie wir sahen, den Kaiser zur Verleugnung seines höchsten Berufs. Zwingli's Einfluß mußte dagegen immer mehr schwinden, seit er mit seinen deutschen Freunden in so unerfreuliche Differenzen geraten war. Allerdings bot sich ihm im Juni 1531 noch einmal eine gewisse Möglichkeit, die alten Beziehungen zu den Oberdeutschen herzustellen, als die Schmalkaldener auf dem Frankfurter Tage von neuem in Gefahr gerieten, über das Verhältnis zur Schweiz sich zu veruneinigen. Aber Zwingli hatte jetzt den festen Boden unter den Füßen verloren. In Zürich selbst machte sich eine politische Richtung

geltend, welche ihm entgegenarbeitete. Die Rivalität zwischen Bern und Zürich lähmte den schweizerischen Protestantismus. In eben diesem Augenblicke brach der lange drohende Konflikt zwischen Zürich und den katholischen Orten abermals in offnen Krieg aus*).

Seit dem Frühling war die Spannung zwischen den beiden feindlichen Lagern unaufhörlich gewachsen, da eine gegen die fünf Orte angeordnete Proviantsperre diese in eine allmählich unerträgliche Lage versetzte. Zwar hatten die Verhandlungen, durch welche sie seit dem Juni auf allen Seiten, in Rom, Mailand, bei König Ferdinand und dem Kaiser Hilfe zu erlangen gesucht, noch zu keinem sicheren Ergebnisse geführt; nichtsdestoweniger zwang sie die Not, Anfang Oktober loszuschlagen. Und diesesmal wurde ihnen ein höchst überraschender Erfolg zu teil. Am 11. Oktober erlitten die Züricher bei Kappel eine Niederlage, welche hauptsächlich durch den Tod Zwingli's verhängnisvoll wurde. Und diesem ersten Schlage folgte am 24. Oktober ein zweiter; die Reformierten wurden schmählich in die Flucht getrieben.

Durch die katholische Welt ging ein lauter Jubelruf. Nach so vielen empfindlichen Verlusten und Demütigungen hatte Rom endlich einen sehr unerwarteten glänzenden Sieg errungen. Die Nachbarn der Schweiz waren in den letzten Jahren auf die schlimmsten Anschläge der Ketzer gefaßt gewesen; namentlich König Ferdinand und seine Regierungen waren aus der Angst kaum herausgekommen. Nun lagen diese gefährlichen Uebelthäter am Boden. Die überraschenden Siege der katholischen Eidgenossen klangen wie eine Mahnung des Himmels, nun endlich einen entschlossenen, entscheidenden Schlag zu führen. Von allen Seiten, namentlich von seinem Bruder und dem päpstlichen Legaten wurde der Kaiser bestürmt, diesen einzigen Moment zur Vernichtung der Ketzer nicht zu versäumen. Als er von

*) Escher S. 242 ff.

einem zweiten Erfolge der fünf Orte erfahren, schrieb Ferdinand dem Bruder am 24. Oktober, da Karl das Haupt der christlichen Religion sei, würde er seine Pflicht versäumen, wenn er den Kaiser nicht inständig bäte, ein so katholisches Unternehmen zu verfolgen. So arm und ungerüstet er selbst auch sei, würde er doch nicht umhin können, in den Kampf einzugreifen, sollte er auch sein Leben dabei verlieren, wenn nicht der Kaiser in Deutschland weilte. Denn ihm komme die Ehre einer solchen That zu. Es handle sich hier nicht nur um den Glauben, sondern auch um das Interesse der Häuser Burgund und Oesterreich*). Er beschwöre den Kaiser, eine so einzige Gelegenheit nicht zu versäumen, „bei der mehr Ruhm gewonnen werden kann, als bei irgend einer anderen Sache, die sich in unseren Zeiten zugetragen hat und zutragen kann". Endlich lasse sich der seit langer Zeit der Kirche angethane Schimpf rächen. „Die Schweiz ist das Haupt und die Stärke der deutschen Sekten; ohne sie werden alle anderen schwach und hinfällig sein." Aber es müsse rasch gehandelt werden, ehe die Gegner sich wieder aufrichten. Noch dringender wurde Ferdinand, als er den Sieg vom 24. Oktober erfahren hatte. Er beschwor den Kaiser, den einzigen Augenblick nicht unbenutzt zu lassen. Eine schönere Gelegenheit lasse sich gar nicht denken, um den Glauben herzustellen und Karl zum Herrn Deutschlands zu machen**).

Wie nahm der Kaiser diese Nachrichten und diese stürmischen Mahnungen des Bruders auf? Seine Freude über den unerwarteten Sieg der Katholiken war natürlich groß. Er sei, schrieb er den fünf Orten am 21. Oktober, von tiefem Dank gegen Gott erfüllt, der ihnen einen so herrlichen Sieg verliehen habe. Er hoffe, ihre Gegner würden jetzt in sich gehen und

*) Oefter war in den österreichischen Kreisen darauf hingewiesen, daß die Zwistigkeiten in der Eidgenossenschaft benutzt werden könnten, um die alte Stellung in der Schweiz wieder zu gewinnen.

**) Lanz 1, 553. 565. 574.

aller Streit ein Ende haben. Wenn sie aber hartnäckig in ihrer Bosheit blieben, würde der Papst seine Getreuen mit voller Kraft unterstützen, warum er ihn oft und erst heute wieder gebeten. Auch er und König Ferdinand würden allen Fleiß aufwenden, ebenso andere christliche Fürsten, wie er nicht zweifle. Klang das schon wenig ermutigend, so lassen die Antworten Karls an Ferdinand einen geradezu überraschenden Blick in seine Seele thun. Nachdem er sich in einem Schreiben vom 31. Oktober weitläufig über die deutschen und dänischen Angelegenheiten ausgelassen, kömmt er zuletzt auf die Schweiz. Nach reiflicher Erwägung aller Schwierigkeiten und Bedenken, schreibt er, habe er den beiliegenden Brief an den Papst erlassen, durch welchen dieser aufgefordert wurde, den Schweizern einige tausend Hakenschützen zu senden. Wenn er seine Spanier aus Italien über die Alpen senden wollte, könnten sich daraus mehrere Unzukömmlichkeiten ergeben, wie sich Ferdinand wohl denken könne; wenn er oder Ferdinand aus Deutschland Leute gegen die Schweiz in Bewegung setzte, so würden dadurch die anderen Abgefallenen Gelegenheit erhalten, sich zu rühren und sehr wahrscheinlich sich daran auch andere, Katholiken, beteiligen, wodurch dann seine Bemühungen um Frieden in Deutschland völlig vereitelt und er in unerträgliche Kosten gestürzt werden würde. Bei der äußersten Bedrängnis und Geldnot Ferdinands müsse sehr vorsichtig gehandelt werden. Auch er könne für die Schweizer nicht mehr Geld aufwenden, als er in dem Schreiben an den Papst zusage. Ferdinand ließ sich durch diese kühlen Erwägungen in seiner Kriegshitze nicht abkühlen, trieb den Kaiser immer von neuem zu mutiger That. Und wirklich kam dieser Mitte November wenigstens ins Schwanken. Aber zu der ängstlichen Rücksicht auf die deutschen Protestanten trat jetzt die Sorge, daß Frankreich eine Einmischung in die schweizerischen Dinge sehr ungern sehen würde. Immerhin schien er damals ein aktives Eingreifen nicht für ganz ausgeschlossen anzusehen; denn er ließ König Franz bitten, es gut aufzunehmen, wenn

er und sein Bruder im Falle der Not den fünf Orten beisprängen. Diese Einmischung werde nicht weitergehen, als die Verteidigung des Glaubens erfordere. Es solle durchaus nichts zu Frankreichs Nachteil geschehen*). Schließlich aber beschränkte sich die kaiserliche Aktion, von jener Aufforderung an den Papst abgesehen, darauf, daß er nach abermaliger Zögerung Cornelius Scepperus auf weiten Umwegen über Mailand an die fünf Orte schickte, um ihnen schöne Worte zu bringen und genaue Erkundigungen über den Stand der Dinge einzuziehen.

Aengstliche Vorsicht, kühle Zurückhaltung war damals durchweg die Taktik des Kaisers. Wenn man den Ton seiner Briefe, den Sinn seiner Handlungen aus dieser Zeit erwägt, sollte man meinen, es stehe da ein Mann, den die Last der Jahre und schwere Erfahrungen zu trüber Resignation gebeugt hätten. Auch nicht ein Hauch der kühnen Energie ist zu spüren, wie sie doch bei einem jungen Herrscher von so ungeheurer Macht natürlich scheinen würde. Aber eben diese Macht, oder vielmehr dieser ungeheure Besitz, noch besser die daraus erwachsenden universalen Ansprüche, seine dadurch herbeigeführte Verwicklung in die Geschicke aller Länder hemmte ihn gerade jetzt. Er wußte genau, daß Frankreich jede Gelegenheit, die er ihm durch irgend eine Aktion biete, benutzen werde gegen ihn aufzutreten. Sein Verhältnis zu England hatte sich fortwährend verschlimmert: er konnte nicht mehr zweifeln, daß König Heinrich seinen Willen mit allen Mitteln durchsetzen und zugleich den Kaiser als hauptsächliches Hindernis seines Wunsches, wo er nur könne, schädigen werde. Karls Vertreter in Rom meldeten von immer neuen Ausflüchten des Papstes, wenn sie von ihm die endliche Entscheidung der englischen Streitfrage forderten. Das Verhältnis zum Papste verschlechterte sich überhaupt von Monat zu Monat. Im Frühling hatte ein Aus-

*) Lanz 1, 588 f. Papiers d'état de Granvelle 1, 587. Vgl. das Gutachten bei Lanz, Staatspapiere S. 73 ff.

spruch des Kaisers in der noch immer nicht erledigten ferraresischen Sache Clemens in einen solchen Zorn versetzt, daß Muxetula schrieb, so wütend habe er den Papst nie gesehen, selbst damals nicht, als er in der Engelsburg gefangen gesessen. Der französische Einfluß nistete sich immer tiefer bei der Kurie ein. Bei aller Freundschaft für den Kaiser, welche Clemens nicht müde wurde zu beteuern, wagte er doch die Aeußerung, wenn Herzog Storza stürbe, sollte man Mailand an Frankreich geben*). Auch mit Venedig zeigten sich wieder Schwierigkeiten. Die Not und Verwirrung in Neapel war so arg wie je.

Wenn so die italienischen Verhältnisse wachsende Sorgen bereiteten, so hatte der Kaiser auch im Norden Verdruß genug. Wir hörten, wie lebhaft er sich für die Wiedereinsetzung seines Schwagers, des Königs Christian, in die dänische Herrschaft interessierte, namentlich seit dieser in den Schoß der römischen Kirche zurückgekehrt war. Aber alle diplomatischen Bemühungen des Kaisers bei den norddeutschen Fürsten und Städten blieben erfolglos. Nun dachte König Christian sich selbst zu helfen. Es war ihm gelungen in Ostfriesland einen Haufen von 5 bis 6000 Landsknechten zu sammeln und mit diesen brach er im September 1531 in Overyssel und Holland ein, indem er vom Kaiser den Rest der Mitgift seiner verstorbenen Gemahlin und von den Ständen jener Provinzen Artillerie, Munition, Lebensmittel und 30 Schiffe forderte. Mit dem Herzog Karl von Geldern in scheinbarem oder wirklichem Einverständnis, bereitete er dem Lande, in das er eingedrungen und in dem er bald wie ein Feind hauste, schwere Not und dem Kaiser seltsame Verlegenheit. Denn wenn er Christians Herstellung im dynastischen und katholischen Interesse wünschen mußte, so drohte ihm das wilde Treiben desselben die Gemüter seiner nördlichen Niederlande vollends zu entfremden, deren Handelsinteressen

*) Muxetula an Karl den 31. Mai.

überdies unter diesen nordischen Wirren stark litten. Er mußte dringend wünschen, diesen lästigen Gast möglichst rasch aus dem Lande zu entfernen und konnte doch nicht wünschen, daß dessen Kriegszug gegen Dänemark mißlinge. Schließlich gab er ihm 50 000 Gulden und ermächtigte die Holländer ihm 12 Kriegsschiffe zu stellen, worauf denn Christian am 24. Oktober in See stach, um nach kürzester Zeit der Gefangene seiner Gegner zu werden, welche den Kaiser und die Holländer als seine Mitschuldigen anfeinden konnten. Karl blieb in die unendlich verwickelten nordischen Kämpfe auf eine für ihn höchst ärgerliche Weise verstrickt, ohne doch je für seine Interessen und Wünsche etwas erreichen oder auch nur wagen zu können*).

Am Bedenklichsten endlich lagen die Dinge im Osten. Wir haben gehört, wie der Kaiser seinem Bruder schon im April die äußerste Nachgiebigkeit gegen die Türken und ihren Verbündeten Zapòlya nahegelegt hatte. Die Befürchtungen, welche er damals über die Hoffnungslosigkeit geäußert hatte, von Europa Beistand gegen die Ungläubigen zu erlangen, und über die geringe Aussicht, das Reich zu energischer Abwehr zu bewegen, waren seitdem erheblich gewachsen. Die mit den Protestanten eingeleiteten Verhandlungen stießen auf die größten Schwierigkeiten und die europäische Lage verdüsterte sich täglich. So kam denn der Kaiser Ende November auf die Notwendigkeit zurück, mit der Pforte wenn irgend möglich ein Abkommen zu treffen. „Wir haben," schrieb er, „nicht nur wenig Hoffnung von den Fürsten der Christenheit unterstützt zu werden, sondern müssen sogar von ihnen belästigt zu werden fürchten. Die Last der Abwehr allein zu tragen, ist für uns unmöglich. Ich kann nicht umhin, Euch dringend zu bitten, daß Ihr Euern Botschaftern auftragt, in den Verhandlungen bis an die äußerste Grenze des Möglichen (jusques a lextreme de possible) zu gehen und ebenso dem Wojwoden gegenüber." Er weiß wohl,

*) Henne 6, 5 ff. Waitz, Wullenwever 1, 118 ff.

daß auf dauernde Ruhe vor dem furchtbaren Feinde nicht zu hoffen ist, wird aber glücklich sein, wenn sie auch nur für kurze Zeit erreicht werden kann. Denn der Augenblick bietet überall die schlimmsten Verlegenheiten. Ferdinand darf ja nicht auf Bewilligungen zählen, welche etwa der Papst durch Gewährung von Kreuzzugsbullen u. dergl. machen könnte. Denn die Christenheit ist durch die langen Kriege und eine allgemeine Mißernte so verarmt, daß sie nur schwer etwas aufbringen könnte. Bewilligen die Fürsten selbst derartige Auflagen, so werden sie den Ertrag für sich behalten. Das Schlimmste aber ist, daß das Ansehen und die Autorität des Papstes so gesunken ist, daß aus einem solchen Versuch desselben sich mehr Aergernis als Nutzen ergeben würde. Ueberdies ist die Kreuzzugsbulle in Spanien schon für drei Jahre im voraus verbraucht. Auch von den Niederlanden darf man nichts erwarten*).

Was bedeutete nun aber solche Hilflosigkeit gegen den furchtbaren Feind? Eine nahezu vollständige Lähmung der kaiserlichen Politik. Denn der Türke bedrohte ja nicht nur die Gebiete Ferdinands, sondern ebenso die ausgedehnten Mittelmeerküsten der italienischen und spanischen Besitzungen des Kaisers. Immerfort wurde er aus Rom gemahnt, Neapel und Sizilien mit den nötigen Befestigungen und Besatzungen zu versehen, wofür sich aber die Mittel nicht finden ließen. In welcher Angst Spanien fortwährend vor den Ungläubigen lebte, haben wir schon aus des Kaisers Munde vernommen. Wenn man den großen Unterschied der Zeiten in Bezug auf militärische und finanzielle Schlagfertigkeit und die Raschheit der Bewegungen nicht außer acht läßt, könnte man sagen, der Kaiser habe sich zwischen diesen feindlichen Mächten im Osten und Westen fast in der Lage befunden, in welcher heute ein schwaches Deutschland zwischen Frankreich und Rußland sein würde. Sie wäre ganz verzweifelt gewesen, wenn nicht seine

*) Karl an Ferdinand, Brüssel den 25. November, Lanz 1, 605 ff.

Gegner durch vielerlei Umstände gehindert worden wären, ihre Vorteile gegen ihn auszubeuten, König Franz durch die Erschöpfung seiner Kassen und die leichtsinnige Planlosigkeit seines Wesens, der Sultan durch die barbarische Fahrigkeit seiner Politik, die deutschen Gegner durch die Geteiltheit ihrer Interessen und die engbegrenzte Macht, über welche jeder einzelne verfügte. Immerhin durfte man in Wahrheit mit Zwingli sagen: den Kaiser brauchte nur zu fürchten, wer es gern wollte.

Man sieht, Karl hatte guten Grund vor jedem Wagnis zurückzuscheuen. Aber werden nicht auf der anderen Seite so schwierige Verhältnisse nur durch Wagnisse überwunden? Wenn er nach des Bruders Rat rasch in die schweizer Wirren eingriff, dem Katholizismus dort einen vollständigen Sieg verschaffte, würde sich da nicht die ganze katholische Welt zuversichtlich aufgerichtet und Karl eine Autorität gewonnen haben, welche ihm dann auch im Reich ein energisches Auftreten ermöglicht hätte? Aber in solcher Art rasch und kühn den günstigen Augenblick zu ergreifen, war diesem Herrscher versagt. Wenige Tage, nachdem Karl den eben erwähnten höchst resignierten Brief an seinen Bruder geschrieben hatte, hielt er in Tournai ein glänzendes Kapitel des Ordens vom goldenen Vließe ab. Die Statuten dieses im Jahre 1430 von Herzog Philipp dem Guten von Burgund gegründeten Ordens verliehen den Rittern desselben das Recht, nicht nur über Handlungen und Lebensweise der ihnen gleichgestellten Genossen, sondern auch über ihren Herrn ein Urteil abzugeben. Das geschah nun hier auf eine sehr merkwürdige Weise. Das Kapitel stellte eine förmliche Beratung über das Leben und die Regierung des Kaisers an, worauf ihm der Kanzler des Ordens einen ausführlichen Vortrag hielt. Nachdem er seine Thaten und Tugenden gepriesen, bemerkte er, man habe gefunden, er sei in der Erledigung der Geschäfte langsam; er gebe sich viel mit kleinen Dingen ab und vernachlässige darüber die wichtig-

sten; sein Rat, den er wenig oder gar nicht höre, habe nicht die ausreichende Zahl von Mitgliedern; er sorge nicht dafür, daß die Gerichte, in denen die Sachen sehr langsam behandelt würden, mit passenden Personen besetzt werden; endlich zahle er die Leute seines Hofes wie seines Heeres sehr schlecht. Der Kaiser nahm diese Vorstellung gütig und dankbar auf und versprach alles zu thun, um rasch die gerügten Mißstände zu beseitigen*).

Aber Mißstände, welche in der innersten Natur der Menschen und der Dinge wurzeln, lassen sich nicht beseitigen. Das, was die Ritter an ihrem Haupte tadelten, haben wir frühzeitig als den Grundzug seines Wesens erkannt: den Hang, sich mit den kleinsten Details in der Verwaltung seines ungeheuren Reiches zu belasten und darüber die wichtigsten Entscheidungen zu versäumen, die Neigung, im Gedränge einander widersprechender Anforderungen die Dinge hinzuziehen. Ferdinand hatte diese verhängnisvolle Eigentümlichkeit des Bruders eben erst wieder nicht nur in der schweizer Frage, sondern auch in einer anderen ihm sehr am Herzen liegenden Angelegenheit erfahren. Wie wir früher hörten, hatte er dem Kaiser im April auf die Mahnung, eine Verständigung mit den Protestanten zu suchen, erwidert, wenn überhaupt, werde sich dieselbe nur auf einem Reichstage, durch die persönliche Einwirkung des Kaisers erreichen lassen. Karl war unter dem Eindrucke der leidigen in Augsburg gemachten Erfahrungen und in der Besorgnis, durch den Reichstag gar zu lange in Deutschland festgehalten zu werden, nur sehr ungern auf diesen Vorschlag eingegangen,

*) Reiffenberg. Histoire de l'ordre de la toison d'or p. 375 f. Vgl. über dieses Kapitel die Mitteilungen im Jahrbuch der kunsthistorischen Sammlungen des Kaiserhauses 5, 318 ff., wonach u. a. die Könige Johann von Portugal und Jakob von Schottland, Herzog Georg von Sachsen, Infant Philipp, Graf Salm, Andrea Doria, Alfonso d'Avalos Marques von Guasto, de Praët und Max. Egmont Graf von Büren zu Rittern gewählt wurden.

hatte aber zuletzt doch Mitte Juni auf das unablässige Drängen des Bruders darin gewilligt und dann sogar den Reichstag früher als Ferdinand es wünschte, auf den 8. September angesetzt. Er schien es sehr eilig zu haben. Ferdinand begab sich wirklich nach Speier, wohin die Versammlung berufen worden war, Karl aber erschien weder im September noch in einem der folgenden Monate, durch immer neue Hindernisse abgehalten. Erst, behauptete er, nötigte ihn eine von König Franz gewünschte Zusammenkunft, die Reise an den Rhein zu verschieben, während er nach Frankreich schrieb, er könne auf jenen Wunsch nicht eingehen, weil er zum Reichstage müsse; dann hielt ihn der Einfall König Christians in Holland zurück, dann anderes. Der Reichstag wurde von Speier nach Regensburg verlegt. Bald aber ließ es Karl zweifelhaft erscheinen, ob er überhaupt zu demselben kommen könne. Mitte November verlor Ferdinand über diesem ewigen Zögern und Schwanken des Bruders die Geduld: in den dringendsten Worten stellte er ihm die absolute Notwendigkeit vor, den Reichstag und zwar sehr bald abzuhalten*).

In der That war Ferdinands Bedrängnis eine sehr peinliche. Von der Türkennot abgesehen, bereitete es ihm schweren Kummer, daß seine königliche Autorität im Reiche durchaus keine Fortschritte machte. Daneben beunruhigten ihn seit langer Zeit die Umtriebe des Herzogs Ulrich, mit des Landgrafen und Frankreichs Unterstützung sich wieder in den Besitz von Württemberg zu setzen. Früher hatte er in dem Schwäbischen Bunde dagegen eine ausreichende Sicherheit zu haben geglaubt, jetzt aber konnte davon keine Rede mehr sein, da hervorragende Mitglieder des Bundes entweder, wie die Städte Augsburg, Ulm und Nürnberg, durch religiöse, oder wie die Herzoge von Baiern durch politische Differenzen von Ferdinand getrennt wurden.

---

*) S. die für diese Zeit ziemlich vollständige Mitteilung der Korrespondenz unter den Brüdern bei Lanz.

Sie brachten es zu der Erklärung, der Bund könne nichts für den Schutz Württembergs thun, solange ihm Ferdinand nicht den beträchtlichen Rest der 1519 für die Ueberlassung des Landes versprochenen Summe gezahlt habe, wozu sich jener außer Stande erklärte. Ebensowenig war der Kaiser in der Lage, die neuerdings gegen die Kurfürsten übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Dem Erzbischofe von Köln hatte er vor einem Jahre verheißen, vor allem die seit der Wahl von 1519 noch rückständigen Gelder zu zahlen: es war noch immer nicht geschehen. Ebenso hatte der unglückliche Pfalzgraf Friedrich noch immer 42000 Gulden vom Kaiser zu fordern*), er, der seinerseits wieder bei verschiedenen Fürsten für den Kaiser gutgesagt hatte.

Unter solchen Verhältnissen konnten natürlich die mit den Protestanten angeknüpften Verhandlungen zu keinem erwünschten Resultat führen. Als Mainz und Pfalz die ihnen nach anfänglichem Widerstreben vom Kaiser gegebene Vollmacht benützend bei Sachsen und Hessen anklopften, trat ihnen die bestimmte Forderung entgegen, wenn man sich auf Verhandlungen einlassen solle, müsse die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse bis zum Konzil gewährt werden. Der Kaiser wies das zuerst zurück, da es gegen einen Beschluß des Augsburger Reichstages verstoße; nur der neue Reichstag könne das bewilligen. Aber sehr bald darauf, am 8. Juli, erteilte er in der That dem Fiskal des Kammergerichts die Weisung, die religiösen Prozesse wenigstens bis zum Reichstage einzustellen**). Die Verhandlungen konnten nun allerdings beginnen. Nachdem sie aber vier Monate gewährt hatten, bekannte Karl, es sei wenig Aussicht, ein Resultat zu erreichen, ja die Protestanten nur auf den Reichstag zu bringen; sie stellten ganz exorbitante Forderungen. Eben damals waren aller Blicke nach der

*) Gayangos S. 351.

**) Lanz 1, 489. 496. Bucholtz 4, 9.

Schweiz gekehrt. Einen Augenblick schien ja da die Sache des Protestantismus von der ernstesten Gefahr bedroht. Statt dessen sollte ihm der schwere Schlag, der ihn in der Schweiz betroffen, in Deutschland zum Vorteile gereichen.

Die fünf Orte hatten die vom Kaiser und Papst erwartete Hilfe entweder gar nicht oder doch nur in sehr unzureichendem Maße erhalten; von der Proviantsperre wurden sie noch immer empfindlich gequält; Frankreich, das einen Anschluß der katholischen Schweiz an Oesterreich befürchten mußte, drängte mit aller Macht zum Frieden. Da nun natürlich das ratlose Zürich auch harten Bedingungen sich zu unterwerfen bereit sein mußte, kam schon am 20. November der Friede zu stande. Er war für das protestantische Interesse in der Schweiz hart genug. Zürich mußte auf alle Verbindungen außerhalb der Eidgenossenschaft verzichten und ebenso auf alle die seinem Glauben günstigen Bestimmungen, welche es vor zwei Jahren durchgesetzt hatte*). Aber die große Aussicht, die Ketzerei in der Schweiz völlig auszurotten, den Triumph des Katholizismus aus der Schweiz ins Reich zu übertragen, wurde durch diesen Frieden zerstört. Die kühne Politik Zwingli's hatte eine vollständige definitive Niederlage erlitten. Auch die Möglichkeit, durch das religiöse Band den alten Zusammenhang der Eidgenossen mit dem Reiche zu erneuern, war verloren, aber zugleich die Gefahr beseitigt, welche noch immer das feste Zusammenstehen der Protestanten im Reiche bedrohte.

Als die Schmalkaldener im Juni in Frankfurt zusammengetreten waren, um ihrem zwar formell abgeschlossenen, aber noch immer der für praktische Wirksamkeit unentbehrlichen Organisation ermangelnden Bunde diese notwendige Grundlage zu geben, hatte die Frage, wie sich der Bund zu den protestantischen Eidgenossen stellen solle, zu einem bedenklichen Zwiste geführt. Alle übrigen Mitglieder wünschten die Aufnahme der-

*) Escher S. 294 ff.

selben trotz der dogmatischen Differenz, der Kurfürst von Sachsen aber lehnte sie so schroff ab, daß eine weitere Verhandlung darüber gar nicht möglich war. Das verletzte die schwäbischen Städte so empfindlich, sie hielten sich überdies bei Ausschluß der Eidgenossen so wenig durch die fernen norddeutschen Fürsten gegen Karl und Ferdinand gesichert, daß sie wieder auf den Gedanken einer besonderen Verbindung mit der Schweiz kamen. Die auch in dieser Frage einsichtig vermittelnde Thätigkeit Straßburgs erreichte nichts. Die Versammlung ging auseinander, ohne für die Organisation des Bundes irgend etwas gethan zu haben. Dazu trat in einer anderen wichtigen Angelegenheit ein bedenklicher Gegensatz zwischen den Städten und den Fürsten des Bundes hervor. Diese hatten sich, wie wir hörten, schon auf dem Weihnachtstage in Schmalkalden zur Opposition gegen Ferdinands Wahl geeinigt, die Städte damals aber eine abwartende Stellung eingenommen. Jetzt nun, da ihr Wunsch der Verbindung mit den Eidgenossen an Sachsen scheiterte, das ja besonders in der Wahlfrage interessiert war, jetzt lehnten sie es sämtlich und bestimmt ab, mit den Fürsten gegen Ferdinand gemeinsame Sache zu machen*). So standen damals die deutschen Protestanten immer noch weit auseinander und niemand konnte voraussagen, ob der Schmalkaldische Bund zu einer wirksamen Ordnung gelangen würde, oder doch noch an dem Zwist über die Stellung zur Schweiz scheitern.

Da beseitigte nun der Friede vom 20. November diese Gefahr für immer. Indem die schweizer Protestanten auf jede förmliche Verbindung mit den deutschen Glaubensgenossen verzichten mußten, wurden diese unwiderstehlich zusammengedrängt. Die oberdeutschen Städte hatten jetzt keine Wahl mehr, sie mußten in möglichst enger Verbindung mit den norddeutschen Fürsten die Sicherung ihres Glaubens suchen. Kaum war der

*) Winckelmann, Die ersten Jahre u. s. w.

Schrecken über die schweizer Ereignisse ein wenig gestillt, als Straßburg auf die Berufung eines neuen Tages der Schmalkaldener drängte, welcher bereits am 19. Dezember in Frankfurt zusammentrat. Und hier erreichte man denn über eine Reihe wesentlicher Organisationsfragen eine vollständige oder doch annähernde Einigung, welche bei den weit auseinander gehenden Interessen und Ansprüchen der Fürsten und Städte überraschen muß. Die Verteilung der Rechte und der Lasten auf die untereinander unendlich verschiedenen Bundesglieder war ja in der That eine sehr schwierige Aufgabe. Wenn man sich aber über die Wahl des Kurfürsten von Sachsen und des Landgrafen von Hessen zu Bundeshauptleuten verständigte und über die Entscheidung aller Bundesangelegenheiten durch Stimmenmehrheit, so gelang es dagegen nicht, das Verhältnis der Stimmen zwischen Fürsten und Städten und das Maß festzustellen, in welchem die einzelnen Glieder die Ausgaben des Bundes aufbringen sollten. Selbst unter den Städten gab es darüber schwierige Debatten. Bereits aber wuchs der Bund ansehnlich. War ihm das mächtige Lübeck schon früher beigetreten, so wurden jetzt das reiche und starke Goslar und Eimbeck in ihn aufgenommen. Zu den schwebenden Fragen gewann die Versammlung eine klare und entschiedene Stellung; der Regensburger Reichstag sollte stattlich beschickt und auf demselben der Protest gegen den Augsburger Abschied und die Forderung eines freien Konzils erneuert werden. Lasse sich das freie Konzil nicht erreichen, so sei der Kaiser um Veranstaltung eines Religionsgesprächs zu ersuchen und um die Gewährung eines beständigen Friedens bis zum Konzil*).

Es war ein Glück, daß die Protestanten und namentlich die oberdeutschen Städte bald darauf die Lage einmal wieder für gefährlich ansahen und namentlich fürchteten, Sachsen möchte

*) Winckelmann, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 2, 92 ff.

doch noch vom Kaiser zu ihrer Preisgebung bestimmt werden*). Da nun überdies der Beginn des Reichstages in Regensburg und die Eröffnung sehr stattlicher Konferenzen in Schweinfurt zwischen den Kurfürsten von Mainz und Pfalz auf der einen, mehreren protestantischen Fürsten und einer ansehnlichen Zahl von Städteboten auf der anderen Seite den definitiven Abschluß der Bundesorganisation dringend wünschenswert machte, so kam derselbe im April 1532 in Schweinfurt glücklich zu stande**). Wer die politischen Unarten unseres Volkes in jener Zeit bedenkt, den unbeugsamen Egoismus, welcher nicht nur die verschiedenen Stände gegeneinander trieb, sondern auch innerhalb desselben Standes die kleinlichsten Rivalitäten erzeugte, der muß die damals erreichte Einrichtung des Schmalkaldischen Bundes als eine ganz außerordentliche Leistung anerkennen, zumal die immer noch vorhandenen dogmatischen Unterschiede zwischen Sachsen und den Oberländern auch in Schweinfurt noch einmal geschickt von den Gegnern benützt wurden. Wie sich nun allerdings diese Organisation in der Praxis bewähren, wie die Vielköpfigkeit des Bundes den verwickelten politischen Aufgaben genügen und der längst vorhandene und auch in der letzten Zeit wieder fühlbar gewordene Antagonismus zwischen Sachsen und Hessen sich werde zurückdrängen lassen, das konnte man nicht voraussagen. Jedenfalls aber standen die Protestanten jetzt mit wenigen Ausnahmen (namentlich Nürnberg nahm eine ärgerliche Sonderstellung ein) als festgeschlossene Einheit dem Kaiser und den katholischen Ständen gegenüber, welche ihrerseits weit von ähnlicher Uebereinstimmung entfernt waren.

Einen stärkeren Druck aber noch als der Schmalkaldische Bund übte auf den Kaiser der nun wirklich erfolgende Angriff

*) In der That trug man sich auf kaiserlicher und päpstlicher Seite eine Weile mit eigentümlichen Hoffnungen, entweder Sachsen oder doch wenigstens Melanchthon zu gewinnen.

**) Winckelmann a. a. O. 2, 134 ff.

des Türken. König Ferdinand hatte sich seinem Wunsche gemäß zu den äußersten Konzessionen bequemt; die an den Sultan abgeordnete Botschaft sollte, wenn alle Versuche unter günstigeren Bedingungen den Frieden zu erhalten scheiterten, ganz Ungarn an Zapolya abzutreten sich bereit erklären unter dem einzigen Vorbehalt, daß das Königreich nach des Wojwoden Tode an Ferdinand zurückfalle. Aber selbst diese äußerste Demütigung vermochte den Sturm nicht zu beschwören. Als die Botschaft eintraf, war bereits ein ungeheures Heer in Bewegung. Der von höchster Zuversicht erfüllte Sultan, welcher die Zerrissenheit der Christenheit sehr gut kannte und die Hilflosigkeit des Kaisers und seines Bruders, wollte von keinen Verhandlungen hören. Sein mit allem orientalischen Pomp geschmücktes Riesenheer brach im Juni in das wehrlose Ungarn ein.

Wie konnte da der Kaiser anders als die unentbehrliche Unterstützung der Protestanten gegen einen so furchtbaren Angriff um jeden Preis gewinnen? Ueberdies handelte es sich ja nicht nur darum, die Teilnahme der Schmalkaldener an der Abwehr zu erlangen; das gesamte Reich bedurfte in dem Augenblicke, wo die Scharen der Ungläubigen seine Grenzen bedrohten, einer Beilegung der bisherigen Zwistigkeiten. Niemand konnte ruhig ins Feld rücken, wenn nicht der Friede unter den Ständen gesichert war.

Eines so gewaltigen Druckes bedurfte es allerdings, um die eigentlich ganz unversöhnlichen Gegensätze wenigstens so weit zusammenzudrängen, daß unter ihnen eine Art von Uebereinkommen möglich wurde. Denn als die Schweinfurter Verhandlungen über die Religionsfrage begannen und die Protestanten am 9. April zum erstenmal ihre Artikel formulierten, gingen dieselben so weit über das vom Kaiser zugelassene Maß der Nachgiebigkeit hinaus, daß die vermittelnden Fürsten sie als unmöglich zurückwiesen und längere Zeit gar nicht wagten, sie dem Kaiser nur mitzuteilen. Dieser religiöse Gegensatz wurde

aber noch durch die Wahlfrage verschärft. Wenn der Kaiser sich dazu verstanden hatte, den Protestanten für eine gewisse Zeit eine gewisse Duldung zu gönnen, so war selbstverständlich dafür die Hoffnung bestimmend, daß man ihn dafür durch Entgegenkommen auf politischem Gebiete entschädige, vor allem auch seinem Bruder die königliche Autorität nicht länger bestreite. Nun aber ging Sachsen anfänglich so weit, nicht nur die Anerkennung Ferdinands zu verweigern, sondern sogar die Rücknahme seiner Wahl zu fordern. Wie hätte der Kaiser bei einer solchen Haltung des Hauptes der Protestanten ihre Forderungen auch nur hören können, welche nicht allein die vollständige Sistierung aller kammergerichtlichen Prozesse und die Anerkennung aller bisher auf Kosten der römischen Kirche vollzogenen Aenderungen verlangten, sondern auch das ungehinderte Fortschreiten dieses Auflösungsprozesses der alten kirchlichen Ordnungen, indem allen Ständen der Zutritt zur neuen Kirche freistehen sollte; welche sogar in den katholisch gebliebenen Gebieten die Duldung ihrer Glaubensgenossen beanspruchten, und wenn sie auch diese vollständige Umkehr des auf dem Augsburger Reichstage Beschlossenen nur für die Zeit bis zum Zusammentritte des Konzils verlangten, für dieses Konzil Bedingungen stellten, welche ebenso die römischen Traditionen durchaus verneinten. Denn dieses Konzil müsse frei, christlich und in deutscher Nation gehalten werden. Der sächsische Kanzler erklärte des Näheren, die Protestanten würden nur in ein Konzil willigen, welches auf Grund des reinen Gotteswortes alle Mißbräuche, unrechte Lehre und unrechten Wandel der Geistlichkeit beseitige, in dem die Mehrheit nur dann den Ausschlag geben dürfe, wenn sie sich auf das reine Gotteswort gründe, in dem endlich nicht nur die Prälaten und Bischöfe, sondern ebenso alle der heiligen Schrift Verständigen das Recht hätten, mit zu raten und mit zu stimmen*).

---

*) Winckelmann, Die ersten Jahre u. s. w.

Auf dieser stolzen Höhe konnten sich nun freilich die Schmalkaldener nicht behaupten; aber wenn sie auch in den folgenden fünfwöchentlichen Verhandlungen in manchen Punkten nicht unerheblich zurückwichen, immerhin war das Resultat derart, daß man Mitte Mai zweckmäßig fand, eine Pause eintreten zu lassen und die Verhandlungen auf den 3. Juni zu vertagen, wo sie in Nürnberg von neuem aufgenommen werden sollten. Inzwischen war es dem Kaiser in Regensburg beschieden, auch mit den altgläubigen Ständen üble Erfahrungen zu machen. Nachdem der ursprünglich auf den 6. Januar ausgeschriebene Reichstag endlich (Karl selbst war erst am 28. Februar in Regensburg eingeritten) am 17. April hatte eröffnet werden können, führten die Verhandlungen über die vom Reiche zu gewährende Türkenhilfe zu widerwärtigen Weiterungen. Allerdings zeigten die katholischen Stände anfangs große Bereitwilligkeit, während die Protestanten erklärten, erst dann gegen den äußeren Feind Hilfe leisten zu können, wenn ihnen im Inneren Friede gesichert sei; als man nun aber zu den Einzelheiten kam, stießen die Wünsche des Kaisers überall auf Bedenken. Die Protestanten hatten sich die von Zapòlya aufgestellte Behauptung angeeignet, diese ganze Türkennot sei lediglich durch Ferdinands Hader mit dem Wojwoden verschuldet; wenn der König nur einen billigen Ausgleich annehmen wollte, würde das Reich vor den Ungläubigen Ruhe haben. Diese fatale Ansicht wurde nun auch auf katholischer Seite laut, und namentlich von Baiern lebhaft vertreten, so daß der Kaiser in eine Verhandlung mit Zapòlya willigen mußte, die freilich zu nichts führte. Indessen ging das Feilschen und Handeln über alle einzelnen Punkte der kaiserlichen Forderung fort. Karl hatte ursprünglich vom Reiche 50 000 Mann zu Fuß und 10 000 Reiter verlangt, zu denen er dann auf seine Kosten 25 000 Mann stellen wolle, und zwar müsse jene Streitmacht bis Ende Juni bereit stehen. Schließlich mußte er sich mit 35 000 Mann begnügen, die sich bis zum 15. August in Wien sammeln

sollten. Konnte er aber auf die Erfüllung auch nur dieser Zusage rechnen?

Gewiß nur dann, wenn vorher eine gewisse Verständigung mit den Protestanten gelang. Dieselbe mußte aber dem Kaiser um so notwendiger erscheinen, als in der Wahlfrage die Aussichten abermals eine Verschlimmerung erlitten hatten. Die langen und mühseligen Verhandlungen der deutschen Gegner Ferdinands über ein festes Bündnis mit Zapolya einer-, mit Frankreich andererseits führten endlich in den letzten Maitagen wenigstens zu einer gewissen Einigung mit Frankreich, welches sich in Kloster Scheyern bereit erklärte, die Verbündeten mit einer Geldhilfe von 100000 Kronen zu unterstützen. Das war das Ergebnis der beharrlichen Bemühungen Karls, den gegen die Wahl seines Bruders zwischen Baiern, Sachsen, Hessen und einigen kleineren norddeutschen Fürsten geschlossenen Bund aufzulösen und namentlich Baiern an sich heranzuziehen. So scharf wie nur je arbeitete vielmehr Baiern den kaiserlichen Absichten entgegen, erschwerte nicht nur in Regensburg das Zustandekommen der Türkenhilfe, sondern machinierte sogar in Böhmen gegen eine wirksame Unterstützung Ferdinands. Was sollte aus Oesterreich und Ferdinand werden, da der Türke mit 200000 Mann durch Ungarn heranzog?

Die Lage schien für den Kaiser verzweifelt zu sein und denjenigen unter den Protestanten vollkommen Recht zu geben, welche wie Landgraf Philipp an den zuerst aufgestellten Forderungen unentwegt festhalten wollten, namentlich der, daß der jetzt auszumachende Friede auch für die künftig zur neuen Kirche Uebertretenden gelten müsse. Nun sollten sich aber die Dinge auf eine sehr eigentümliche Weise verschieben. Einmal erklärten die Eifrigsten unter den katholischen Ständen dem Kaiser gleich anfangs, daß sie mit irgendwelchen Zugeständnissen an die Ketzer nichts zu thun haben wollten. Als er dann den mißlichen Stand der Verhandlungen in Nürnberg mitteilte und die katholischen Stände aufforderte, ihm darüber ihre Ansicht

zu sagen, sprachen sie am 22. Juni ihre Mißbilligung dessen aus, was der Kaiser nachgegeben hatte und forderten die Aufrechthaltung des Augsburger Abschiedes, der ausdrücklich erneuert werden müsse. Daneben hatten auch sie schon vorher die Notwendigkeit eines schleunigst zu berufenden Konzils betont; könne der Kaiser den Papst dazu nicht bringen, so möge er aus eigener Machtvollkommenheit eine solche Versammlung berufen, und erweise sich auch das als unausführbar, so müsse man von einer Nationalversammlung Abhilfe erwarten und über Tag und Mahlstatt derselben sich schon hier vergleichen. Ueberhaupt mußte der Kaiser die üble Laune der Herren wiederholt erfahren und als er darüber auch seinerseits einmal die Geduld verlor und heftig herausfuhr, erwiderten sie, eine solche Sprache zu hören seien Stände nicht gewohnt; sie klagten die Räte des Kaisers an, welche deutsche Sprache und Art nicht verstünden und überdies deutscher Nation abgeneigt wären*). Ueber die Bevorzugung der Spanier in seinen Geschäften mußte der Kaiser manche bittere Bemerkung hören. Während so die katholische Majorität alles that, um des Kaisers Widerstand gegen die protestantischen Forderungen zu stärken, ihm eine Gewährung derselben gewissermaßen unmöglich machte, hatte er die Freude wahrzunehmen, daß die bösen Ketzer ihm selbst ohne solche Gewährung ihren Beistand nicht versagen würden, wenn es wirklich zum Kriege mit den Türken käme. Endlich trat der Beharrlichkeit der Schmalkaldener die gewaltige Autorität Luthers entgegen, welcher es in wiederholten Gutachten für unnötig erklärte, Bürgschaften für den freien Zutritt neuer Genossen zu fordern. Von irgend einem „Argwohn wider Seine Kaiserliche Majestät, die uns so viel und gnädig nachgibt", wollte er nichts wissen, während er diejenigen, welche wie der Landgraf an den ursprünglichen Forderungen stand-

*) J. Ficker, Aktenstücke zu den Verhandlungen des Regensburger Reichstags in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 12, 613.

haft festhielten, der „Lust zu Unfrieden“ bezichtigte. Er zeigte sich fest überzeugt, es werde zu einem blutigen Kriege mit dem Kaiser kommen, wenn man das, was er gewähre, nicht dankbar annehme*). Weder von der Lage noch von der Natur des Kaisers, den er einmal seinen „lieben Kaiser Carolus“ nennt, hatte er eine Ahnung.

Die am 6. Juni in Nürnberg von neuem beginnenden Verhandlungen im einzelnen zu verfolgen, kann ich mir ersparen **). Obwohl Sachsen in den wichtigsten Punkten nachgab und mehr und mehr von den übrigen Verbündeten auf seine Seite zog, so daß schließlich der Landgraf allein stand, erwies es sich doch als unmöglich, einen genau formulierten Vertrag zu stande zu bringen. Man kam deshalb von beiden Seiten auf den kümmerlichen Ausweg, sich mit der Festsetzung eines allgemeinen Landfriedens zu begnügen, wobei alle einzelnen Streitfragen unberührt bleiben könnten: statt eines wirklichen Friedens sollte ein Waffenstillstand geschlossen werden. Die Schmalkaldener fanden dabei nur nötig, daß das Konzil, bis zu dessen Zusammentritt die Abmachung gelten sollte, in einer ihnen zulässigen Weise bezeichnet, daß der Zutritt neuer Genossen wenigstens nicht ausdrücklich verboten und ihnen vorzüglich gegen die Verfolgungen des Kammergerichts volle Sicherheit gewährt werde. Die vermittelnden Kurfürsten schlugen vor, das Konzil als ein „gemeines, freies, christliches“, zu bezeichnen. Bis zu seinem Zusammentritt sollte ein „gemeiner, beständiger Friede zwischen allen Ständen des Reichs gelten, derart, daß keiner den andern inzwischen des Glaubens, noch sonst keiner Ursachen halben, überziehen und vergewaltigen, vielmehr jeder dem kaiserlichen Landfrieden gemäß sich halten sollte.“ In Betreff der kammergerichtlichen Prozesse beschränkte sich der Vorschlag auf die Zu-

---

*) de Wette 4, 369 ff.

**) Umsomehr, als sie das diesem ganzen Abschnitt zu Grunde liegende Buch Winckelmanns alsbald aktenmäßig darlegen wird.

sage, der Kaiser werde gegen Sachsen und seinen Anhang bis zum Konzil, „der Religion halb“, durch seinen Fiskal nicht prozedieren lassen. Während die Protestanten sich mit den übrigen Punkten im wesentlichen zufrieden erklärten, forderten sie dagegen eine ausdrücklichere Sicherheit gegen die gerichtlichen Verfolgungen: alle Prozesse gegen sie sollten eingestellt werden und zwar bei allen Gerichten. Die beiden Kurfürsten empfahlen dem Kaiser die Annahme dieser Bedingung aufs wärmste und die sofortige Veröffentlichung des so geschlossenen Friedens, damit der gemeine Mann nicht glaube, die Verhandlungen seien gescheitert. Nun aber stieß das Abkommen in Regensburg abermals auf die größten Schwierigkeiten. Die katholische Majorität wollte von einer Sicherstellung der Protestanten vor gerichtlichen Verfolgungen durchaus nichts wissen. Dem Kaiser war sie ja natürlich auch gar nicht nach dem Sinne; überdies hatte er sich eben verpflichtet, daß das Kammergericht auf Grund des Augsburger Abschiedes in den religiösen Dingen vorgehen solle. Wie war da zu helfen? Irgend ein Abschluß mit den Gegnern mußte gefunden werden. Da schlugen die kaiserlichen Räte vor, über die gerichtlichen Prozesse im öffentlichen Vertrage zu schweigen, vielmehr den Protestanten darüber nur ein Privatversprechen und zwar nicht einmal direkt zu geben, sondern an die vermittelnden Kurfürsten. Dagegen hatten die katholischen Stände natürlich nicht viel einzuwenden, da sie ja dadurch gar nicht gebunden wurden.

Auch so verzögerte sich die Entscheidung des Kaisers lange: die beiden Kurfürsten hatten ihm am 8. Juli den schleunigen Abschluß der endlosen Verhandlungen dringend ans Herz gelegt, aber erst am 18. Juli gab er seine Antwort. In einer so verklausulierten Weise, daß die Protestanten sich abermals um ein beträchtliches Stück zurückgedrängt sahen. Die persönliche Zusage des Kaisers über die Einstellung der kammergerichtlichen Prozesse sollten die vermittelnden Kurfürsten nicht aus ihren Händen kommen lassen. In Betreff des Konzils wurde

die Ausschreibung desselben durch den Papst eingeschmuggelt. Sollte es nicht zu stande kommen, so wurde der Friede nur bis zum nächsten Reichstage zugesagt, und endlich dieser Friede so charakterisiert, daß dadurch nur die gröbsten gewaltthätigen Verletzungen desselben ausgeschlossen wurden. Sah man auf den Beginn der Verhandlungen zu Anfang Aprils zurück, so erschien die Annahme eines solchen Pakts für die Protestanten geradezu undenkbar. Aber nur der Landgraf beharrte auf seinem Widerspruche, die übrigen willigten am 23. Juli in einen Abschied, der eigentlich alles in unsicherer Schwebe ließ. Der Kaiser sichert durch denselben dem Kurfürsten von Sachsen „und seinen Zugewandten“, deren Namen aufgezählt werden, gemeinen Frieden zu. Zur Erhaltung desselben sagt er ihnen zu, daß er „in Sachen den Glauben belangend“ alle Prozesse gegen sie, auch die bereits anhängigen, anstellen wolle, „bis zu nächstkünftigem Konzilio oder so das Konzilium nit gehalten, bis durch die Stände ein andrer Weg darein gesehen würde.“ Diese Zusicherung sollte der Kaiser in einer förmlichen, den beiden Unterhändlern zuzustellenden Urkunde bestätigen. Freilich fanden die Protestanten die Ausdrücke des Abschieds denn doch in mehr als einem Punkte ungenügend und baten nachträglich um Besserung derselben. Sie wünschten das „den Glauben belangend“ unzweideutiger formuliert und überreichten dem Kaiser eine Liste der bereits anhängigen kammergerichtlichen Prozesse, welche er niederschlagen möge. Der Kaiser, weit davon entfernt, diese Bitten zu erfüllen, schränkte das Gewährte vielmehr noch weiter ein. Allerdings schickte er den beiden Kurfürsten die „Sicherung gegen die Prozesse“ in förmlicher Ausfertigung, verbot ihnen aber ausdrücklich, dieses Aktenstück aus ihren Händen kommen zu lassen: sie sollten es weder veröffentlichen, noch nur eine Abschrift davon geben. Was aber die Sicherung gegen die Prozesse bedeutete, verriet er schon jetzt durch die Forderung, die Protestanten sollten in jedem einzelnen Falle, wo sie durch einen Prozeß beschwert zu sein glaubten,

die Niederschlagung desselben bei ihm oder seinem Statthalter nachsuchen. Ja selbst der abstrakte Friede, auf welchen sich das öffentliche Abkommen beschränkte, wurde nicht einmal in den Reichsabschied aufgenommen, sondern durch ein besondres kaiserliches Mandat vom 3. August verkündigt. Die katholischen Stände sahen sich also auch dadurch nicht gebunden und konnten mit dem Gange der Angelegenheit umsomehr zufrieden sein, als der Reichsabschied vom 27. Juli in sehr unzweideutigen Ausdrücken von der Notwendigkeit sprach, die neuen Sekten und Irrungen auszurotten.

Der Landgraf hatte nur zu sehr Recht, wenn er am 1. August in einem Briefe an den Kurprinzen Johann Friedrich, welcher die Verhandlungen in Schweinfurt und Nürnberg für seinen altersschwachen Vater geführt hatte, von einem „schimpflichen, lächerlichen Frieden und einer ungewissen Versicherung" sprach, die er dann freilich notgedrungen doch auf sich nehmen mußte. Bald genug sollte auch den Ungläubigen klar werden, wie gröblich sie sich hatten hinters Licht führen lassen. Statt dem Kammergerichte bestimmte Weisung über die Niederschlagung der anhängigen Prozesse zu geben, wies es der Kaiser am 6. November lediglich an, sich gemäß dem Nürnberger Anstand (den es nicht kannte) zu verhalten und in Sachen, welche den Glauben belangten, nicht zu prozedieren. Da nun das Kammergericht um Mitteilung des Anstands bat, nach dem es sich richten sollte oder doch um genaue Bezeichnung dessen, was es unter Religions- und Glaubenssachen zu verstehen habe, erwiederte der Kaiser am 26. Januar 1533: eine nähere Deklaration scheine ihm überflüssig; was als Religionssache anzusehen sei, habe das Kammergericht selbst zu entscheiden. Da nun dieses überwiegend aus streng römisch gesinnten Mitgliedern bestand, von den Verhandlungen in Schweinfurt und Nürnberg offiziell nichts wußte, so war es natürlich, daß es zwar gegen niemand einen Prozeß anstrengte, der seinen Glauben änderte, wohl aber gegen solche, welche infolge dieser Aenderung gegen

Klöster, Stifter und dergl. vorgingen. Kurz, dieser Nürnberger Friede brachte den Protestanten nichts weniger als Frieden. Statt eines bindenden Vertrags hatten sie eine zweideutige Zusage gewonnen. Aber freilich, wenn sie zwei Jahre zurückblickten, mochten sie doch mit Befriedigung erfüllt werden. Die katholische Mehrheit hatte immer wieder die ausdrückliche Erneuerung des Augsburger Abschieds gefordert: der Regensburger Abschied sagte kein Wort davon. Kaiser und Reich gaben ihnen zwar keinerlei Sicherheit, ließen sie aber einstweilen gewähren. Dem Kammergericht waren die Hände gegen sie nicht gebunden, aber sie konnten mit Berufung auf die Schweinfurter und Nürnberger Verhandlungen jedes Einschreiten gegen sie als Bruch der kaiserlichen Zusage zurückweisen.

Jedenfalls hatte der Kaiser in gewisser Beziehung sehr viel mehr Grund, mit dem Ergebnisse der langen Verhandlung unzufrieden zu sein, als sie. Eigentlich konnte er sich nur damit beruhigen, daß es ihm gelingen werde, die den Ketzern gewährten, zweideutig genug gefaßten Konzessionen illusorisch zu machen: von dem für seine ganze Weltstellung unentbehrlichen Standpunkte, den er in Augsburg doch wenigstens noch zum Schein festgehalten hatte, war er jetzt weit zurückgedrängt. Er hatte den Ketzern ausdrücklich, wenn auch nur einstweilen, Duldung gewähren müssen. Und was hatte er damit erreicht? Von einer Anerkennung seines Bruders als römischer König durch das Reich hatte er nie zu reden gewagt, und seine Verhandlungen mit den hauptsächlichsten Gegnern desselben, mit Baiern und Sachsen, hatten zu gar nichts geführt. Das einzige, was er für Ferdinand thun konnte, beschränkte sich darauf, daß er nach Verlesung des Abschieds die Stände ermahnte, für den Fall seiner notwendig werdenden Entfernung aus dem Reich, seinem Bruder als gewähltem römischen Könige und Stellvertreter in allen billigen Dingen zu gehorchen. Damit war natürlich an wirklicher Autorität nichts gewonnen.

So reduzierte sich der einzige Gewinn des Kaisers auf die

vom Reiche gewährte Hilfe gegen den Türken. Suleimann's gewaltig drohender Angriff hatte die überraschende Wendung der Dinge in Nürnberg hauptsächlich herbeigeführt. Den Protestanten schien es unerträglich, daß sie den Kaiser ohne Beistand lassen sollten, wenn der Erbfeind der Christenheit ins Reich einbräche. So erwiesen denn auch die oberdeutschen Reichsstädte den größten Eifer bei der Rüstung; manche leisteten erheblich mehr als sie schuldig waren *). Ueberhaupt kam eine gewaltige kriegerische Bewegung in das Volk. Der Kaiser aber hatte aus seinen weiten Reichen zusammengerufen, was er irgend in Bewegung setzen konnte: Spanier, Italiener, Niederländer bildeten einen erheblichen Bestandteil des sich an der Donau sammelnden Heeres. Erst am 2. September brach er von Regensburg auf, lag dann noch einmal acht Tage in Linz still und erreichte am 23. Wien. Seine alten Biographen schildern mit gewaltiger Uebertreibung die Stärke des Heeres, welches er hier musterte; jedenfalls war es das mächtigste, an dessen Spitze er sich je sah. Die lange Sehnsucht seines Herzens, persönlich dem Haupte der Ungläubigen zu begegnen, schien endlich erfüllt zu werden. Da wandte sich Suleimann, als kaum seine Reiterscharen die österreichischen und steierischen Lande mit Verwüstung heimgesucht, rückwärts. Die kleine Feste Güns hatte mit einer handvoll Verteidiger dem Ansturm seines gewaltigen Heeres in geradezu wunderbarer Weise getrotzt; das Reich, auf dessen Zwietracht er gerechnet, sah er einmütig um seinen Kaiser geschart; Andrea Doria hatte am Peloponnes über die türkische Flotte gesiegt und einige wichtige Plätze erobert: statt dem Herrscher, den er in den verächtlichsten Ausdrücken zum Kampf herausgefordert hatte, die Schlacht zu bieten, zog er heimwärts.

Nun wäre der Augenblick dagewesen, Ungarn von den Un-

---

*) Trotzdem konnte Sandoval 2, 157 schreiben, Lutheraner habe der Kaiser in seinem Heere nicht haben wollen, damit sie nicht die Katholiken anstecken und die Türken unterstützten.

gläubigen zu befreien; König Ferdinand bestürmte den Bruder, das stolze Heer ins Land der Magyaren zu führen. Aber in diesem Heere bezeigten die Führer der deutschen Scharen dazu keinerlei Neigung; gegen den Türken hatten sie fechten wollen, nicht gegen Zapolya. Natürlich fehlte es auch bereits wieder an Geld. Dazu brachen Krankheiten aus, welche in des Kaisers persönlichem Gefolge Verheerungen anrichteten*). Da erwog der Kaiser, ob seine Gesamtlage des Bruders Wunsch zu erfüllen gestatte. Die Heranziehung der italienischen und spanischen Truppen hatte gewaltige Summen verschlungen; der Winter stand vor der Thür; Italien und noch mehr Spanien forderte dringend sein persönliches Eingreifen. Es schien ihm unmöglich, den Krieg fortzusetzen, bei dem ihm der Beistand des Reiches gefehlt haben würde. Ueberdies trieb es ihn aus diesen nordischen Gegenden fort, da er fast den ganzen Sommer gekränkelt hatte. Schon am 4. Oktober verließ er Wien.

*) Damals starb in Wien Alonso de Valdés, bis zuletzt in des Kaisers Vertrauen. Caballero, Conquénses ilustres 4, 104 f.

Zwischen dem Papste und Frankreich.

Als der Kaiser im Herbste 1532 über die Alpen stieg, um zunächst die wieder recht unsicher gewordenen italienischen Verhältnisse zu befestigen und dann endlich nach Spanien zurückzukehren, mußten ihm, wenn der Drang der Geschäfte ihn überhaupt zu derartigen Betrachtungen kommen ließ, die Ergebnisse seiner fast dreijährigen Bemühungen um die Ordnung des Reiches und die Befestigung seiner kaiserlichen Autorität in hohem Grade unbefriedigend erscheinen. Mit wie stolzen Hoffnungen hatte er im Sommer 1529 Spanien verlassen können, wie unendlich wenig war von diesen Hoffnungen in Erfüllung gegangen! Er hatte weder die deutsche Ketzerei ausrotten, noch das Konzil zustande bringen, noch die verhaßten Pläne des Königs von England vereiteln, noch seinen Schwager Christian nach Dänemark zurückführen, noch die christlichen Fürsten zur gemeinsamen Abwehr des Türken bestimmen können, noch ein auch nur erträgliches Verhältnis zu Frankreich, oder ein sicheres zum Papst gewinnen können. Eigentlich konnten ihn nur zwei Dinge mit einer gewissen Genugthuung auf die ungeheure Arbeit dieser Jahre zurückblicken lassen: er hatte die Wahl seines Bruders zum römischen Könige durchgesetzt und es war ihm gelungen, den türkischen Angriff auf das Reich zurückzuweisen. Aber was bedeutete jene Wahl, wenn Ferdinand außer stande

war, seine Autorität zur Anerkennung zu bringen, und mit wie enormen Opfern hatte die Abwehr des Türken erkauft werden müssen! Der Kaiser mochte den Nürnberger Frieden noch so günstig auslegen, die den Protestanten gemachten Konzessionen noch so sehr einzuschränken hoffen, das unterlag keinem Zweifel: er hatte den Ketzern, wenn auch noch so klausulierten Frieden gewähren, er hatte den Abfall von der Kirche, wenn auch nur vorläufig, anerkennen, sein Wormser Mandat vollständig verleugnen, den Augsburger Abschied ignorieren müssen. Das, worin er früher seinen höchsten und heiligsten Beruf erkannt hatte: die Herstellung der katholischen Einheit, er hatte darauf verzichten müssen.

Gewiß nur für den Augenblick. Aber wenn die Friedensschlüsse des Jahres 1529 nicht die Möglichkeit geboten hatten, im Bunde mit dem Papste über die unter sich zerrissenen Protestanten zu triumphieren, was ließ sich da für die Zukunft hoffen, wo der Papst immer stärker auf die Seite Frankreichs neigte, die politisch organisierte Ketzerei sich unaufhaltsam nicht nur über das Reich ausbreitete, sondern auch Skandinavien bedrohlich ergriff und England immer mehr auf die Wege des Abfalls von Rom geriet? Der Kaiser war weit davon entfernt, seine Sache verloren zu geben, aber ehe nicht eine wesentliche Aenderung der europäischen Verhältnisse eintrat, konnte er kaum etwas besseres erwarten, als daß es ihm gelingen werde, mit äußerster Anstrengung die von allen Seiten auf seine kaiserliche und katholische Position eindringenden Feinde aufzuhalten, ihnen hie und da einen Schlag zu versetzen; ein wirklicher Sieg lag außerhalb der Möglichkeit.

Dieses Ringen des Kaisers wider übermächtige Weltverhältnisse bietet ja in jedem einzelnen Moment ein erhebliches Interesse: immer handelt es sich um die Schicksale der modernen Menschheit. Aber auf der andern Seite läßt sich doch nicht verkennen, daß für denjenigen, welcher der Geschichte Karls bis hierher aufmerksam gefolgt ist, die Einzelheiten dieses Kampfes

an Bedeutung verlieren. Er kennt jetzt die sämtlichen Faktoren, welche auf die Entscheidung desselben einwirken und deren Stellung für einige Jahre wesentlich unverändert bleiben sollte. Er fühlt nicht das Bedürfnis, das Einerlei der endlosen diplomatischen Verhandlungen, auch nicht die buntere Bewegung der bald hier, bald dort ausbrechenden kriegerischen Verwicklungen genau zu verfolgen, da er im wesentlichen darin nur Variationen auf ein ihm hinlänglich bekanntes Thema erblicken kann. Er wird dankbar sein, wenn er rascheren Schrittes zu dem Augenblicke hingeführt wird, wo eine überraschende Aenderung der Situation eintritt und dem fast zu völliger Resignation herabgedrückten Kaiser die Möglichkeit eines großen Triumphes geboten wird.

Spanien, wissen wir, hatte schon lange nach seinem König gerufen und dieser die Ungeduld seiner getreuesten Kastilianer und die wachsende Sehnsucht seiner Gemahlin seit 1530 mit immer erneuten Zusagen seiner baldigsten Rückkehr vertröstet. Als er aber jetzt im Herbst 1532 das notdürftig geflickte Reich verließ, konnte er das oft gegebene Wort doch nicht einlösen: Italien forderte gebieterisch seine längere Anwesenheit. Denn auf der Halbinsel schwankten alle Verhältnisse schon wieder in beunruhigender Weise*). Es gab keinen einzigen Fürsten, keine einzige Stadt, auf deren treue Ergebenheit der Kaiser hätte zählen können. Das gefesselte Mailand ertrug die Last der Fremdherrschaft mit steigendem Unmut, und selbst der gebrechliche Sforza sehnte sich nach einer Erleichterung des ihm auferlegten Joches. Weder in Mantua noch in Ferrara besaß der Kaiser zuverlässige Freunde und von Venedig verstand es sich von selbst, daß es seine Interessen nicht mit den kaiserlichen gleich achtete. Das jetzt der absoluten Gewalt eines Medici unterworfene Florenz seufzte nach der verlorenen Freiheit, und in dem von Andrea Doria beherrschten Genua fanden die

*) S. die eingehende Schilderung de Leva's 3, 88 ff.

französischen Praktiken bereitwillige Gehilfen. Mehr aber als das alles bedeutete natürlich für den Kaiser sein Verhältnis zum Papste. Er wußte genau, wie stark derselbe auf die französische Seite neigte, nachdem ihm der ersehnte und doch auch gefürchtete Abschluß der Verbindung seiner Nichte Katharina mit dem Herzoge von Orleans, man weiß nicht, ob mehr von Frankreich gewährt oder abgezwungen worden war. Wenn irgend möglich, mußte der Kaiser diesen französischen Einfluß zurückzudrängen, Clemens wieder an sich zu fesseln und die Berufung des Konzils von ihm zu verlangen suchen.

Am 6. November hielt der Kaiser, welchen die Republik von S. Marco auf ihrem Gebiet mit allen dem Herrn Italiens gebührenden Ehren begleitet hatte, seinen glänzenden Einzug in Mantua, um dort einen ganzen Monat zu bleiben. Wir können uns den schwerbeladenen Herrscher kaum anders vorstellen, als im Drange der Geschäfte; die diplomatischen Berichte, aus denen wir ihn hauptsächlich kennen, schildern ihn nur so. Es gab aber doch auch Stunden des Genusses und hier erfahren wir einmal von solchen. Kaum hatte der Kaiser den Palast des Herzogs betreten, so eilte er abermals die Kunstschätze zu betrachten, mit denen sich die Gonzaga, wie alle italienischen Fürsten jener Zeit, zu umgeben liebten. Den tiefsten Eindruck auf Karl machte auch jetzt wieder ein Bildnis Tizian's, des größten damals lebenden Künstlers. Schon im Frühling 1530 hatte er den Wunsch gehegt, von ihm gemalt zu werden; wenn damals Tizian nicht hatte kommen können, so wollte der Kaiser jetzt nicht abermals verzichten. Gleich am nächsten Tage mußte der Herzog den Venezianer eiligst zu sich laden, der dann freilich erst in Bologna sich einstellte und hier zum erstenmale den Kaiser malte. Es hat etwas wohlthuendes, sich die kalte Natur Karls wenigstens von der Kunst lebhaft ergriffen denken zu dürfen. Tizian that es ihm so an, daß er nur noch von ihm gemalt sein wollte, woraus dann die Reihe jener zum Teil großartigen Werke hervorgegangen ist, welche uns den Kaiser wie

mit eigenen Augen zu betrachten gestatten*). Und an dem Tage, da Gonzaga den größten Maler rief, erschien der größte Dichter jener Tage, um dem gewaltigen Herrscher zu huldigen: Ariost überreichte dem Kaiser seinen rasenden Roland in der Gestalt, in welcher er das Gedicht eben zum Abschlusse gebracht hatte. So woben Malerei und Dichtung einen verklärenden Schein um den Herrscher, welcher in die Geschicke seiner Zeitgenossen so mächtig eingriff**).

In Mantua mußte vor allem die Zusammenkunft mit dem Papste festgestellt werden. Es scheint fast, Karl habe gewünscht, daß sie in Rom stattfinde, von wo er dann wohl auch Neapel zu besuchen gedachte. Aber Clemens war seit kurzem infolge eines seltsamen Vorfalls besonders erzürnt auf den Kaiser. Er hatte seinen Neffen Ippolito de' Medici mit einem schwachen Corps italienischer Truppen als Legaten zu Karl geschickt, um ihm während des Kriegs mit dem Türken zur Seite zu stehen. Er hatte sodann, als er von den ersten Erfolgen der kaiserlichen Waffen erfahren, Karl dringend auffordern lassen, den Sieg bis nach Konstantinopel zu verfolgen, Karl das aber als unmöglich abgelehnt. Darauf waren verdrießliche Zwistigkeiten mit dem Legaten ausgebrochen, welche zuletzt den Kaiser zu dem überraschenden Befehl veranlaßten, Ippolito auf der Rückreise nach Italien zu verhaften, was auch wirklich geschah. Freilich nur für einen Augenblick. Denn alsbald erkannte man den begangenen Mißgriff, den dann die untergeordneten Werkzeuge als ihre Schuld auf sich nehmen mußten. Aber Ippolito hatte den kaiserlichen Befehl gesehen und was auch Karl that, seine Unschuld zu beteuern und das Geschehene gut zu machen,

*) In Barcelona angekommen fertigte Karl ein Diplom aus, welches Tizian in überschwenglichen Ausdrücken pries und ihm höchst außerordentliche Ehren verlieh. Wie sich Alexander d. Gr., sagte der Kaiser, nur von Apelles habe malen lassen, so wolle er diesem Beispiel folgen: Tizian sei der Apelles seiner Zeit.

**) Crowe and Cavalcaselle, Titian 1, 358 ff. Gaspary, Geschichte der italienischen Litteratur 2, 428.

Clemens blieb dabei, sich durch die Mißhandlung seines Neffen tief gekränkt zu finden*). Er stellte sich zwar, als wünsche er den kaiserlichen Besuch in Rom, wußte es aber doch so zu wenden, daß es als eine besondere Aufmerksamkeit erschien, wenn er sich bereit erklärte, dem Kaiser abermals nach Bologna entgegenzukommen. Am 13. Dezember trafen sie dort zusammen.

Obwohl Karl kaum hoffen durfte, Clemens jetzt zur Berufung des Konzils zu bestimmen, setzte er ihm doch mit dem Hinweise auf den gefährlichen Stand der Dinge in Deutschland von neuem zu. Ueber den Gang dieser Verhandlungen wissen wir nichts genaues. Schließlich einigte man sich über ein Verfahren, welches den festen Entschluß einer baldigen Berufung des Konzils anzukündigen schien, in Wahrheit aber dasselbe durch die daran geknüpften Bedingungen zu einer Unmöglichkeit machte. Die Könige von Frankreich und England sollten ihre Zustimmung erklären, von der man wußte, daß sie verweigert werden würde; die Protestanten sollten im Voraus ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse des Konzils verheißen, die man gewiß war, nicht zu erlangen. Ein Nuntius und ein kaiserlicher Gesandter wurden dann wirklich zu einer Rundreise durch Deutschland abgeschickt, um mit den Kurfürsten und den Rom besonders ergebenen Fürsten zu verhandeln. Der Kaiser entledigte sich dadurch so gut als möglich der in Regensburg übernommenen Verpflichtung und der Papst hatte die Freude, von den Protestanten eine entschiedene Abweisung zu erfahren**).

Ebenso trügerisch war, was der Kaiser beim Papst in Bezug auf die verschiedenen politischen Fragen durchsetzte, welche sie trennten. Längere Zeit hatte er die Miene angenommen, als sei ihm die Heirat der Nichte des Papstes mit dem Herzoge von Orleans ganz erwünscht; da dieselbe aber jetzt be-

*) S. die Berichte über den wunderlichen Hergang bei Gayangos S. 532 ff. und des Kaisers Schreiben an seine Gemahlin ebendas. S. 590.

**) Hergenröther, Konziliengeschichte 9, 799 ff. Lanz, Staatspapiere S. 96 ff.

schlossene Sache war und infolge davon der Papst immer tiefer in das französische Interesse verwickelt wurde, bemühte er sich, diese bedenkliche Verbindung entweder ganz zu vereiteln oder doch wenigstens an Bedingungen zu knüpfen, welche sie für ihn möglichst unschädlich machten. Weder das eine noch das andre gelang. Nun suchte Karl das Defensivbündnis zu erneuern, welches er einst am 23. Dezember 1529 in Bologna mit dem Papste, Venedig und Mailand abgeschlossen hatte. Clemens hatte auch dazu nicht die geringste Neigung, da ja dieses Bündnis sich lediglich gegen dasselbe Frankreichs kehrte, mit dem er im Zuge war, sich immer enger zu verbinden. Aber den Kaiser, den er eben in der Konzilssache geärgert hatte, nun abermals offen vor den Kopf zu stoßen, entsprach weder seiner Aengstlichkeit noch seinem Interesse. Weshalb nicht lieber einen Vertrag schließen, den er nicht zu halten entschlossen war? So kam denn am 27. Februar 1533 ein Pakt zustande, welcher Kaiser und Papst mit den Herzogen von Mailand, Ferrara und Mantua und mit den Städten Genua, Siena und Lucca zum Schutze Italiens gegen jeglichen Angriff verband. Die einzelnen Bestimmungen waren so gefaßt, daß der Kaiser gar nicht mehr wünschen konnte, wenn sie nämlich erfüllt wurden. Daß sich Venedig nicht einmal auf ein solches Scheinbündnis einlassen wollte, war allerdings verdrießlich. Drei Tage vorher hatte Karl einen besondern Vertrag mit Clemens unterzeichnet, welcher mit den schönsten Worten die herrlichsten Dinge in Aussicht stellte, über Konzil, Türkenhilfe, Ehescheidung u. s. w. Der Papst wollte die Heirat seiner Nichte benutzen, um die französische Politik ganz in das Geleise des kaiserlichen Interesses zu lenken; er übernahm die unumwundene Verpflichtung, mit keinem Fürsten Vertrag oder Bündnis einzugehen, ohne Zustimmung des Kaisers*).

Auf dem Papier ließ sich unmöglich mehr erreichen, wäh-

*) Die beiden Verträge in den Papiers de Granvelle 2, 1. ff.

rend die französischen Gesandten ihrem Könige triumphierend meldeten, daß der Kaiser beim Papste gar nichts erreicht habe, dieser vielmehr fester als je mit Frankreich verbunden sei*). Der Kaiser konnte nun endlich Ende Februar die Reise nach Spanien antreten. Nachdem er das Schlachtfeld von Pavia besucht und in Doria's neu geschmückten Palast fast vierzehn Tage geruht hatte, bestieg er am 9. April die Schiffe und landete am 21. in Rosas, um von diesem kleinen katalonischen Hafen zu Lande nach Barcelona zu eilen, wo ihn seine Gemahlin und eine glänzende Versammlung des spanischen Adels erwartete. Nach fast vierjähriger Trennung feierte er jetzt ein frohes Wiedersehen mit den Seinigen. Kaiserin Isabella hatte die Abwesenheit ihres Gemahls schwer ertragen. Von zarter Konstitution war sie durch die rasch aufeinander folgende Geburt von drei Kindern, deren jüngstes ihr bald nach Karls Abreise entrissen wurde, durch die Sorgen der Regierung und die immer wieder getäuschte Hoffnung auf Karls Rückkehr, in einen recht leidenden Zustand geraten. Schon als im September 1530 Salinas ihr Aufträge des Kaisers überbrachte, fand er sie bei jeder Audienz auf ihrem Ruhebette liegend. Die schwächliche Gesundheit ihres ältesten Sohnes Philipp, welcher damals drei Jahre zählte, machte ihr überdies Sorge. Von Karl möglichst oft und rasch zu hören, verlangte sie so ungeduldig, daß aus Deutschland anlangende Gesandte und selbst Private direkt zu ihr geführt werden mußten, ohne daß sie sich nur vom Schmutz der Reise befreien durften**). Jetzt konnte sie endlich aufatmen. Aber nach wenigen Monaten wurde sie von einer Krankheit ergriffen, welche Karl lange Wochen in ernstesten Kummer ver-

*) S. den merkwürdigen Bericht der Kardinäle von Tournon und Grammont an König Franz vom 21. Januar 1533 bei Camusat, Mélanges historiques 2, 2 ff.

**) Bericht von Salinas an Covas, Madrid den 14. September 1530 bei Gayangos.

setzte; das geliebte Weib war ihm schon jetzt ein sehr unsicherer Besitz.

Er weilte noch nicht lange auf spanischem Boden, als ihn zwei widerwärtige Nachrichten mit seinen Gedanken von neuem in die Ferne riefen. Heinrich VIII. hatte Ende Januar in aller Stille seine Ehe mit Anne Boleyn vollzogen; um Ostern erfuhr es die Welt. Was sollte nun geschehen? Am 24. Februar hatte der Papst Karl die bündige Zusicherung gegeben, daß er seinen jene Ehe verbietenden Breven vollen Nachdruck verleihen werde. König Heinrich hatte auf alle Abmahnungen und Verbote des Papstes mit immer neuen Herausforderungen geantwortet, er hatte sich zum obersten Haupte der Kirche Englands erklären, allen Einfluß Roms auf dieselbe, alle Leistungen derselben an Rom kassieren lassen*), er hatte jetzt endlich seiner Rebellion gegen dieselbe Kirche, zu deren eifrigstem Verteidiger er sich einst aufgeworfen, durch den Vollzug der Ehe die Krone aufgesetzt. Mußte jetzt nicht der Papst gegen den Frevler Bann und Interdikt schleudern, durfte er diese freche Verhöhnung seiner Autorität dulden? Aber er war wieder einmal der Freund des Königs Franz geworden und König Franz war der Freund und Verbündete König Heinrichs, und was sollten Bann und Interdikt wirken, wo alle seine früheren Gebote nichts gewirkt hatten? Es bot sich ein bequemer Ausweg aus dieser Verlegenheit, indem Clemens an den Kaiser die Frage richtete, ob und wie er das über Heinrich zu verhängende Urteil vollstrecken wolle. Wenn der Papst endlich that, was der Kaiser seit Jahren gefordert hatte, so war es ja billig, daß dieser dann für die Wirkung eintrat. Sollte nun Karl in England unternehmen, wovor er in Deutschland zurückgeschreckt war? Sein Gesandter Chapuis entwarf ihm zwar die verlockendsten Schilderungen von der ungeheuren in England gegen den

*) S. über den ganzen Handel die Darstellung von Brosch, Geschichte von England S. 246 ff.

König herrschenden Entrüstung, wie alles des Kaisers Einschreiten ersehne und es sehr viel leichter sein werde, Heinrich VIII. zu stürzen, als einst Richard III. Aber Karl sah auf den ersten Blick, daß ein solches Unternehmen, welches den sofortigen Bruch mit Frankreich und unabsehbare Verwickelungen in Deutschland bedeutet haben würde, einfach unmöglich war. Schon am 6. Mai wies er Chapuis an, die Sachen nicht noch schlimmer zu machen, als sie schon seien, nicht mit Krieg zu drohen, noch irgend anzudeuten, daß ein Bruch der Freundschaft möglich sei*). Ein Bruch der Freundschaft! Höchst seltsam, jetzt den Kaiser von Freundschaft mit demselben Könige reden zu hören, gegen den er seit vier Jahren Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt hatte. Jetzt lag es freilich zu Tage, daß diese ungeheure leidenschaftliche Anstrengung nicht nur nichts erreicht, sondern die Lage des Kaisers und der von ihm so übereifrig behüteten Kirche in allen Richtungen aufs Empfindlichste geschädigt hatte. Es schien sich wieder fast eine ähnliche Situation vorzubereiten, wie im Frühling 1526, nur daß Italien sich nicht mehr regen konnte, wogegen England ganz anders scharf als damals die kaiserlichen Interessen durchkreuzte und jetzt namentlich in Deutschland eifrig gegen das Haus Oesterreich arbeitete. Was ihm König Heinrich vor Jahren prophezeit hatte, daß Englands Feindschaft ihm das Verhältnis zu Frankreich vollends vergiften werde, das war ja jetzt mit Händen zu greifen. Nun das Unheil angerichtet, die Lage der armen Königin Katharina zu einer ganz unerträglichen gemacht, der römischen Kirche ein furchtbarer Verlust bereitet worden war, nun begann der Kaiser einzulenken, wieder von Freundschaft zu reden. Das war freilich um so notwendiger, als sich eben jetzt für die kaiserliche Politik eine neue Bedrängnis ankündigte.

Wir haben oft gesehen, wie in dem damaligen Ringen der Großmächte die persönlichen Zusammenkünfte ihrer Herren

*) Chapuis an Karl den 26. Mai (Gayangos).

eine bedeutende Rolle spielten. In diesen Jahren wurde damit ganz besonders eifrig operiert. König Franz brachte immer wieder eine Zusammenkunft mit Karl oder doch mit der Königin Marie aufs Tapet, wodurch diese in nicht geringe Verlegenheiten gerieten. Sie kannten die feindseligen Absichten des Königs. Sie wünschten in keiner Weise mit ihm zusammenzutreffen, wollten ihn doch aber auch nicht durch offene Ablehnung verletzen und erfanden deshalb alle möglichen Gründe, welche ihnen es leider unmöglich machten, den König und die geliebte Schwester, seine Gemahlin, zu sehen. Franz rächte sich dafür wohl dadurch, daß er aussprengte, nicht er, sondern Karl habe die Zusammenkunft gewünscht, woran sich dann eine gereizte Korrespondenz knüpfte. Sobald man erfuhr, daß der Kaiser abermals den Papst sehen werde, wurde im Oktober 1532 rasch eine glänzende Begegnung der Könige von Frankreich und England in Scene gesetzt, der zum großen Verdruß des Kaisers bereits Anne Boleyn beiwohnen durfte. König Franz genügte das aber nicht. Zweimal hatte die Welt Kaiser und Papst in langem vertraulichem Verkehr gesehen: seine neue Freundschaft mit Clemens sollte ebenfalls männiglich dadurch kundgethan werden, daß er mit ihm und zwar auf französischem Boden zusammentreffe. Karl hatte Bologna noch nicht verlassen, als die französischen Agenten bereits sicher waren, dieses Ziel zu erreichen*). Man konnte dem Papste dafür sehr verlockende Gründe geltend machen. Einmal mußte es den Glanz der Verbindung des Hauses Medici mit der Krone von Frankreich erhöhen, wenn Clemens seine Nichte persönlich ihrem Gemahl zuführte und dafür die Huldigungen Frankreichs empfing.

---

*) Die Angabe der du Bellay'schen Memoiren, der Papst habe diese Zusammenkunft angeregt, ist nicht glaublich. Die Kardinäle von Tournon und Grammont behandeln schon in ihrem Bericht vom 21. Januar die Zusammenkunft als eine feststehende Thatsache. Sie sagen, wenn der König mit dem Papste zusammen sei, werde er alle seine Wünsche in Betreff Italiens durchsetzen können.

Sodann ließ sich kein besseres Mittel ersinnen, um dem verzweifelten Konflikt mit England einen wenigstens erträglichen Ausgang zu sichern, als wenn es gelänge, König Franz, welcher bisher in dem fatalen Handel unbedingt zu England gehalten hatte, davon zurückzubringen und zu einer Einwirkung auf König Heinrich im römischen Sinne zu bestimmen. Unter den Vertretern Frankreichs in Rom befand sich damals der Kardinal von Tournon, ein in der großen Politik schon seit einer Reihe von Jahren hervorragend thätiger Prälat*). Er vertrat in der französischen Politik die streng katholische Richtung, welche um diese Zeit denn doch schon reichlichen Grund hatte, die ketzerische Ansteckung Frankreichs zu fürchten. Nun war es aber selbstverständlich, daß es für den Bestand der römischen Kirche in Frankreich in hohem Grade bedenklich werden mußte, wenn die französische Politik hier den deutschen Protestanten die Hand bot, dort den König von England in der frechsten Verhöhnung der päpstlichen Autorität unterstützte. Hatten nun die politischen Interessen König Franz zur Freundschaft mit dem Papste zurückgeführt, so ergab sich die Aussicht von selbst, diese Freundschaft zur Lostrennung des Königs von dem englischen Missethäter zu benützen, wenn es nicht gar gelänge, diesen wieder zu Rom zu bekehren.

Mit diesen Argumenten wurde Clemens so wirksam bestürmt, daß die kaiserlichen Agenten in Rom, welche natürlich alles aufboten, um die Zusammenkunft zu vereiteln, schon Ende Mai ihre Bemühungen für ziemlich hoffnungslos erklärten. In Wahrheit hatte sich der Papst ja längst für die Erfüllung des französischen Wunsches entschieden. Die Frage nahm für ihn eine um so angenehmere Gestalt an, als er den Kaiserlichen entgegenhalten konnte, die Zusammenkunft solle, wie ihm König Franz ausdrücklich erkläre, nur dem allgemeinen Frieden dienen

*) Er hatte u. a. bei den Verhandlungen über die Friedensschlüsse von Madrid und Cambrai mitgewirkt.

und die widerwärtige Ehescheidungsfrage in Ordnung bringen. Kardinal Tournon erweckte die Hoffnung, daß sich Frankreich von England trennen werde, sobald der Papst die Exkommunikation über dasselbe ausspreche, wenn nicht, wie zu hoffen, davor denn doch König Heinrich zurückschrecke*). Bald wußte Clemens noch glänzendere Phantasien spielen zu lassen: er werde einen Dreibund zwischen Papst, Kaiser und Frankreich betreiben, König Franz zum aufrichtigen Verzicht auf Mailand bewegen, indem er ihm dafür Calais zeige u. s. w. Die französischen Praktiken gediehen um so besser in der Kurie, als die Vertreter des Kaisers, welche schon seit Jahren einen lustigen Krieg untereinander geführt hatten, sich auch jetzt wieder heftig befehdeten**).

Wenn der Leser schon öfter den Eindruck erhalten haben sollte, die damalige Politik stelle ein unbegreifliches Chaos dar, so ist das nicht die Schuld der Erzählung. Die Interessen der Mächte durchkreuzten sich so, ja jede einzelne Macht verfolgte so oft einander widersprechende Ziele, daß eine erstaunliche Verwirrung das notwendige Resultat war. Namentlich Kaiser und Papst thaten wetteifernd ihr Mögliches, die Christenheit in einen Wirbel sich fortwährend aufhebender Bestrebungen zu stürzen. Indem sie beide die mittelalterliche Ordnung behaupten wollten und zugleich den modernen Zielen einer auf äußerliche Machterweiterung bedachten Politik nachjagten, mußten sie bei jeder

*) Graf von Cifuentes (seit April kaiserlicher Botschafter bei der Kurie) an Karl. Rom 29. Mai bei Gayangos.

**) Der Kaiser fand es nötig, neben seinem eigentlichen Botschafter immer einen hohen Kirchenfürsten und einige untergeordnete Agenten in Rom zu halten Bei seiner letzten Anwesenheit in Bologna hatte er einen vollständigen Wechsel in dem diplomatischen Personal beim Papst eintreten lassen: sowohl Mai als Muxetula und Loaysa wurden abberufen und durch den Grafen Cifuentes, den Kardinal von Jaen und Rodrigo Davalos ersetzt. Schon Ende Juni lagen Cifuentes und Jaen in bitterster Feindschaft. Es ist auffallend, wie Karl ein solches Unwesen jahrelang dulden konnte.

Gelegenheit das Gegenteil von dem thun, was ihre wichtigste Aufgabe hätte sein sollen. Der Kaiser hatte bisher die englische Angelegenheit aus dem einseitigen Gesichtspunkt des Schirmvogts der katholischen Kirche behandelt, um dadurch eben dieser Kirche einen unheilbaren Schaden zuzufügen: jetzt lenkte er in eine andere Bahn ein. Umgekehrt hatte der Papst bisher unter unendlich wechselnden Vorwänden es abgelehnt, gegen König Heinrich zu thun, was er als Haupt der Kirche hätte thun müssen: jetzt, da ihm der König Franz die Aussicht eröffnete, König Heinrich auf den katholischen Weg zurückzuführen, eine Aussöhnung zwischen ihm und dem Papst zu ermöglichen, jetzt warf er die seit Jahren beobachtete ängstliche Zurückhaltung ab und schleuderte am 12. Juli gegen den gottlosen König die Exkommunikation, die allerdings erst nach einigen Monaten in Kraft treten sollte. Er meinte wohl dadurch den Kaiser etwas über die Zusammenkunft mit König Franz zu trösten. Das war nun aber für diesen eine höchst verdrießliche Sache. Er hatte im vorigen Herbst König Heinrich ermutigt, mit der Heirat nicht länger zu zögern; er werde ihm gegen alle daraus erwachsenden Schwierigkeiten Beistand leisten. Nun hatte sich aber seitdem sein Verhältnis zum Papste wesentlich geändert und dadurch mußte seine Freundschaft für König Heinrich etwas abgekühlt werden. Immerhin beharrte er in der Hoffnung, seinen englischen Freund zwar in der antikaiserlichen Richtung festzuhalten, ihn aber von der antipäpstlichen zurückzubringen. Er mochte denken, König Heinrich habe doch nur daran gelegen, Anne Boleyn zu bekommen, zum Bruche mit Rom habe er sich nur höchst widerwillig drängen lassen; jetzt, wo die Heirat vollzogen sei, werde er Rom gegenüber einlenken können, wenn nur Clemens als verständiger Rechner vollendeten Thatsachen gebührende Rechnung trage. So hatte er denn nicht nachgelassen in König Heinrich zu dringen, wenn er nicht selbst, was das beste sein würde, an der Zusammenkunft mit dem Papste teilnehmen könne, so solle er sich dabei doch wenigstens

durch eine stattliche Gesandtschaft vertreten lassen. Nachdem Heinrich sich vergeblich bemüht, Franz von der ihm natürlich sehr verdrießlichen Begegnung mit dem Papst abzuhalten, hatte er wirklich den Herzog von Norfolk nach Frankreich geschickt, um ihn bei derselben zu vertreten. Da fiel jener höchst überraschende Streich des Papstes, um die klugen Einfädelungen des französischen Königs zu zerreißen. Sofort rief Heinrich seine Gesandten aus Rom ab und erklärte dem Allerchristlichsten in einem höchst energischen Schreiben, diese ungeheure Anmaßung des Papstes bedrohe alle Fürsten gleichmäßig; von einer Aussöhnung mit demselben könne keine Rede mehr sein; überdies sei Franz, nach seinen früheren Verheißungen, gehalten, jetzt auf die Zusammenkunft mit diesem Papste zu verzichten*).

Die französische Politik befand sich wirklich in einer fatalen Klemme. Sollte sie sich jetzt dem Papste zuliebe von England trennen und dieses auf die Seite des Kaisers drängen, der ja in der That nicht nur den Krieg gegen König Heinrich ablehnte, sondern sich wirklich um dessen Wiedergewinnung zu bemühen anfing und dem gegenwärtigen Leiter der englischen Politik, Thomas Cromwell, sehr eigentümliche Anerbietungen machen ließ?**) Sollte sie überhaupt etwa in eine entschieden katholische Bahn einlenken und dadurch neben dem englischen auch die deutschen Freunde zurückstoßen und die sehr wirksamen Beziehungen zum Türken preisgeben? Die Verlegenheit wäre in der That eine sehr ernstliche gewesen, wenn nicht Clemens es so vortrefflich verstanden hätte, die lästigen Pflichten des Oberhaupts der Kirche durch die Interessen des Hauses Medici zur Seite schieben zu lassen.

Man wird sich wohl immer vergeblich bemühen, genau zu erfahren, was der Papst und König Franz in Marseille wäh-

*) Heinrich an Norfolk den 8. August. State Papers 7, 493.

**) S. Chapuis' Berichte vom 30. Juli und 3. August.

rend eines mehr als vierwöchentlichen Zusammenseins im Oktober und November 1533 miteinander beredet haben; ihren wichtigsten Unterhaltungen ließen sie niemand beiwohnen. Sich auf schriftliche Abmachungen einzulassen, fand Clemens natürlich nicht zweckmäßig und in seinen mündlichen Zusagen wird er sich auch wohl möglichst unbestimmt gehalten haben. Aber seine mediceischen Interessen gingen ja jetzt, nachdem er selbst die Verehelichung seiner Nichte Katharina mit dem Herzoge von Orleans vollzogen hatte, mit den französischen auf eine weite Strecke zusammen. Schon in Bologna hatte er Karl einmal unumwunden erklärt, wenn er ihm nicht helfe das Herzogtum Urbino für seine Nichte zurückzugewinnen, was ihr rechtmäßiges Eigentum sei, werde er sich nach anderer, d. h. französischer Hilfe umsehen*). Sehr gern hätte er für Katharina aber auch Mailand gehabt und König Franz würde sich gern damit zufrieden gegeben haben, seinen zweiten Sohn als Herzog von Mailand, Herzog von Urbino, Herrn von Parma und Piacenza zum mächtigsten Herrscher Oberitaliens einzusetzen, während das Interesse des Papstes am besten dabei gewahrt gewesen sein würde, wenn ein französischer Prinz, zugleich der Mann seiner Nichte, in Mailand geböte und Spanien auf Neapel beschränkt wäre. Wenn nun aber Franz, um dieses heißersehnte Ziel der Herstellung seines Einflusses in Italien zu erreichen, nötigenfalls die Waffen über die Alpen tragen wollte, so hatte Clemens nach den bösen Erfahrungen der früheren Jahre dazu natürlich wenig Neigung. Wohl, wird ihm Franz eingeworfen haben, wenn der Papst keinen Krieg in Italien haben wolle, so müsse man den Kaiser anderweitig so ins Gedränge bringen, daß er sich in ihre italienischen Wünsche fügen müsse, und dem Papste wird das ja wohl eingeleuchtet haben. Wenn nun der venezianische Botschafter bei König Franz Marino Giustiniano in seiner mehr als zwei

*) Karl an die Kaiserin. Gayangos IV, 2, 590.

Jahre später gehaltenen Relation*) sagt, er meine, König Franz habe sich mit dem Papste sowohl über die Kooperation mit dem Türken als über die thätige Unterstützung der deutschen Protestanten verständigt, so wird Clemens solchen Attentaten gegen die katholische Christenheit wohl nicht ausdrücklich zugestimmt, sondern sie nur schweigend gebilligt haben. Wollte er, woran nicht zu zweifeln, die erwähnten Umgestaltungen des italienischen Territorialbestandes, wollte er, was ebenso glaublich, sie nicht auf dem Wege eines neuen Kriegs in Italien herbeiführen, so mußte ihm recht sein, was König Franz mit den deutschen Ketzern und den Ungläubigen vor hatte**).

---

*) Albèri I, 1, 166. Man vergleiche mit dieser Darstellung, was der venezianische Botschafter bei der Kurie, Soriano, in seiner Relation über Marseille sagt (Albèri II, 3, 299 ff.). Derselbe geht entschieden zu weit, wenn er die Wendung des Papstes zu Frankreich lediglich aus dem Wunsche herleitet, dem ihm widerwärtigen und von Karl immer wieder betriebenen Konzil zu entgehen. Guicciardini, welcher der Zusammenkunft als Vertrauter des Papstes beiwohnte, schreibt am Schlusse seines großen Werkes, König Franz habe dem Papste viele seiner Pläne mitgeteilt, besonders die Absicht, den Landgrafen von Hessen und den Herzog Ulrich gegen den Kaiser in Bewegung zu setzen. Auch die Depesche des Sanchez aus Rom vom 20. Dezember 1533 bei Bucholtz 9, 122 f. ist zu sehen.

**) Wenn Hergenröther a. a. O. S. 806 schreibt, der Papst sei so wenig mit dem Plane des Königs, Herzog Ulrich nach Württemberg zurückzuführen, einverstanden gewesen, daß er sofort dem Kaiser davon Nachricht gegeben habe, und sich dafür auf ein Schreiben des Kaisers vom 18. April 1535 (Papiere Granvelle's 2, 341) beruft, so sagt Karl da vom württembergischen Unternehmen nichts, sondern von der französischen Freundschaft mit dem Türken, welche ihm der Papst habe melden lassen. Ein eigentümlicher Beweis. Es entsprach vielmehr ganz der Doppelzüngigkeit dieses Papstes, die Pläne des französischen Königs mit dem Türken zu billigen und sie zugleich dem Kaiser, der sie übrigens längst kannte, zu hinterbringen. Es wäre dankenswert gewesen, wenn der Vorstand des Vatikanischen Archivs wenigstens an dieser Stelle der Welt etwas aus den ihm anvertrauten Schätzen gegönnt hätte. Er verweist hier allerdings einmal ausnahmsweise auf dieselben, aber für eine ganz gleichgültige Thatsache, daß nämlich König Ferdinand dem Papste am 18. Januar 1534 zu seiner glücklichen Rückkehr nach Rom gratuliert habe. Im übrigen ist sein Bericht über diese wichtige Begebenheit so leer, wie man es kaum in einem anderen Buche finden kann.

Je weiter der Papst in dieser Richtung ging, desto wichtiger war es für ihn, den Kaiser zu täuschen. Deshalb ließ er ihm die vertrauliche Mitteilung machen, er dürfe von König Franz nicht nur keine Hilfe gegen den Türken erwarten, sondern müsse darauf gefaßt sein, daß derselbe einen neuen Angriff der Ungläubigen betreibe. Je mehr der Kaiser von Frankreich fürchtete, desto mehr mußte er bereit sein, auf die Wünsche des Papstes einzugehen. Es war ja längst die Taktik desselben, dem Kaiser die ihm von Frankreich drohende Gefahr noch schlimmer zu schildern, als sie wirklich war. Auch gegen den Grafen Cifuentes, welcher ihn nach Marseille begleitet hatte, äußerte er sich in diesem Sinne: König Franz sei sehr zum Kriege geneigt, er aber mahne ihn, davon abzustehen. Als Cifuentes dem Papste sagte, er höre, es sei viel von Italien die Rede und von der Absicht, die Bestimmungen des Vertrags von Cambrai zu ändern, versicherte Clemens, er werde derartiges nicht zulassen. Bei jeder Gelegenheit beteuerte er seine Freundschaft für den Kaiser. Freilich mit dem Konzil stehe es übel, denn König Franz erkläre, es könne nur dann nützen, wenn er sich vollständig mit dem Kaiser geeinigt habe; außerdem verlangten die Deutschen, daß es in einer deutschen Stadt abgehalten werde, und das sei ganz unzulässig. Früher hatte sich Cifuentes mit dem Papste darüber geeinigt, auf ein Bündnis mit den katholischen Eidgenossen hinzuarbeiten; da das natürlich zu der französischen Freundschaft nicht paßte, hatte jetzt Clemens seinen Nuntius aus der Schweiz abberufen. Als sich Cifuentes darüber beschwerte, suchte es Clemens in einer Weise zu leugnen, die selbst bei diesem Papst in Erstaunen setzt. Der Spanier erfuhr, im Heiratsvertrage der jungen Herzogin von Orleans sei ihr das Herzogtum Urbino reserviert. Er beklagte sich darüber bei Clemens: das sei eine Verletzung des Vertrages von Barcelona. Der Papst stellte das in Abrede, sandte aber Guicciardini zu dem Grafen, um ihn eines Besseren zu belehren. Da das nicht gelang, suchte sich Clemens damit herauszureden,

er habe den Franzosen lange widerstanden, zuletzt aber ihnen nachgeben müssen, während der Kaiser von ihm selbst in Bologna gehört hatte, wenn Karl ihm nicht gegen den Herzog von Urbino beistände, würde er sich nach anderer Hilfe umsehen*).

Was auch Clemens und die Seinigen sagen mochten, und wie sehr sich die intimen Besprechungen des Papstes mit dem König in undurchdringliches Geheimnis hüllten, für den Kaiser war es kein Zweifel, daß sich hier eine höchst bedenkliche Verbindung der beiden Herrscher vollzogen habe. Allein die sehr auffallende Thatsache, daß Clemens zum Schluß in Marseille drei französische Prälaten, dazu den Bruder des Herzogs von Albany mit dem roten Hute beglückte, wodurch die Zahl der französischen Kardinäle von sechs auf zehn vermehrt wurde, erhob die Innigkeit der Beziehungen des Papstes zu Frankreich über jeden Zweifel. So hören wir denn auch schon am 6. November vom kaiserlichen Hofe, daß die schlechten Nachrichten aus Marseille Karl bestimmt hätten, eine wichtige kürzlich von Doria eroberte Position in Morea nicht länger gegen den Türken zu verteidigen; es sei klar, daß sich Papst und König nicht nur über die Heirat, sondern noch über viele andere Dinge geeinigt hätten**).

In der That stand der Kaiser inmitten einer feindseligen Welt. Italien, Frankreich, England, Deutschland, Skandinavien, der ungeheure vom Halbmond beherrschte Osten, wohin er sah, überall offene oder versteckte Feinde, oder im besten Falle unzuverlässige oder schwache Freunde. Ganz sicher konnte er nur auf seinen Bruder zählen und dieser Bruder wollte immer nur von ihm haben, konnte ihm niemals geben. Es ist sehr merkwürdig, daß Ferdinand auch jetzt noch an den Lasten, welche ihm Ungarn, Böhmen und das Reich auflegten, nicht genug hatte, sondern immer wieder begehrliche Blicke über die Alpen

*) Siehe die ausführlichen Berichte des Grafen Cifuentes aus Marseille vom 14. Oktober, 6. und 9. November bei G a y a n g o s.

**) Salinas an Ferdinand 6. November.

warf. Am letzten April hatte der Markgraf von Monferrat die Augen geschlossen, ohne rechtmäßige Erben zu hinterlassen, und sofort war über dieses Gebiet lebhafter Streit entstanden. Der mit Frankreich befreundete Markgraf von Saluzzo hatte ohne weiteres einen Teil desselben besetzt, wogegen Karl energisch protestierte, weil Monferrat ein Reichslehen sei. Es war damit ein neuer Zankapfel zwischen dem Kaiser und Frankreich geschaffen. In Italien fehlte es natürlich nicht an Prätendenten, deren Begünstigung im kaiserlichen Interesse lag. Da hören wir denn nicht ohne Verwunderung, daß Ferdinand, der seinen nur zu ausgedehnten Besitz gegen die Türken, Zapólya und seine zahlreichen Gegner im Reiche nicht zu behaupten vermochte, nachdem er sich nur schwer darin gefunden hatte, auf seine mailändischen Wünsche zu verzichten, einen Ersatz in Monferrat zu gewinnen dachte. Es war eine völlig aussichtslose Phantasie. Salinas mußte ihm schreiben, der Kaiser wünsche, daß er sich so wenig als möglich in die italienischen Dinge mische; derselbe habe schon vor seiner Abreise nach Spanien im Geheimen dem Herzog von Mantua die Belehnung mit Monferrat zugesagt*). Am kaiserlichen Hofe nahmen die Bitten Ferdinands um Geldunterstützung nie ein Ende; nichts konnte für den Kaiser lästiger sein, mit dessen Finanzen es immer gleich schlecht bestellt war.

Worauf konnte er sich dieser feindseligen Welt gegenüber stützen? Weder die von tiefer Unzufriedenheit erfüllten Niederlande, noch das getreue Spanien bot einen ausreichenden Rückhalt. Zur Zeit der halben Freundschaft hatte ihm Clemens beträchtliche Bewilligungen auf die spanische Kirche gewährt, aber wie gewöhnlich der Klerus sich hartnäckig gesträubt, die bewilligten Summen zu zahlen. Sobald der Kaiser nach Spanien zurückgekehrt war, ließ er die Behörden gegen die Geistlichen einschreiten, was die Stimmung natürlich nicht ver-

*) Salinas an Ferdinand den 30. Dezember 1533.

besserte. Es schien ihm zweckmäßig, sich mit seinen Wünschen sofort an die Länder der Krone Aragon zu wenden, welche unter den allgemeinen Lasten weniger seufzten. Am 18. Juni traf er in Monzon ein, wohin er die Cortes jener Lande berufen hatte. Die Dinge gingen wie gewöhnlich. „Wie lange, schreibt Salinas am 27. August, die Cortes hier noch dauern und was sie beschließen werden, läßt sich nicht sagen. Aber gewiß wird unsere Börse leer und unsere Gesundheit vollkommen ruiniert sein, ehe sie die Forderungen bewilligen.“ Am 12. Oktober meldet derselbe: „Wann diese Cortes zu Ende sein werden, ist ganz unbekannt.“ Sie stellten den Forderungen des Kaisers ihrerseits eine lange Liste von Wünschen entgegen. Es war ein endloses Markten, das wir im einzelnen nicht verfolgen können. Um Weihnachten endlich konnte die Sitzung geschlossen werden. „Volle sieben Monate, klagte Salinas, hat der Kaiser auf diese Verhandlungen verwendet. Hätte er im Beginne gewährt, was er jetzt widerstrebend nachgegeben hat, so hätte er die Sitzung am Tage der Eröffnung schließen können*).“ Von Kastilien ließ sich ja immerhin besseres hoffen als von den stets widerspenstigen Ländern der Krone Aragon; daß es aber jemals den Ansprüchen der kaiserlichen Kasse genügen werde, war doch ausgeschlossen, zumal man jetzt in Kastilien auch die religiöse Haltung des Kaisers nicht recht billigte. Der Rat von Kastilien hatte ihm im Sommer und im Herbst 1531 wiederholt dringend abgeraten, sich auf irgend einen Vergleich mit den Ketzern einzulassen, die ihm sicher ebensowenig wie Gott Wort halten würden, sondern seine Nachgiebigkeit nur zu ärgeren Missethaten mißbrauchen**). Der spanische Klerus und der weitaus größte Teil des spanischen Volkes dachte sicherlich ebenso und war deshalb von des Kaisers Paktieren mit den Ketzern wenig erbaut.

---

*) Salinas' Berichte vom 20. Juni, 27. August, 12. Oktober und 27. Dezember bei Gayangos.

**) Sandoval 2, 137 f.

Was blieb unter diesen Verhältnissen dem Kaiser übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen? Cifuentes hatte die Weisung, alles zu vermeiden, was die Freundschaft mit dem Papste stören könne, sie in jeder Weise zu pflegen. Er redete deshalb auch so wenig als möglich vom Konzil. Noch viel weniger wollte Karl aber davon wissen, als Clemens mit Berufung auf Ferdinand die Ansicht kundgab, jetzt sei es doch Zeit, die Lutheraner zu züchtigen. Ganz gereizt fuhr er heraus, auf derartige Unternehmungen sei er gar nicht eingerichtet, und Cifuentes erhielt die strenge Weisung, dem Papste zu erklären, von Gewalt gegen die Lutheraner könne keine Rede sein, dafür habe er keine Mittel. Granvelle und Covos ließen Salinas vertraulich wissen, der Kaiser sei mit der Einmischung Ferdinands in die italienischen Dinge und seinem scharfen Vorgehen gegen Sachsen unzufrieden. Man begreift, wie sich des Kaisers mehr und mehr eine gereizte Stimmung bemächtigte, die dann auch gegen Frankreich vor und nach der Zusammenkunft in Marseille reichlich zum Ausdrucke kam. Zu dem Streit über Monferrat hatte sich eine peinliche Verwickelung in Mailand gesellt, wo Sforza einen geheimen Agenten König Franz', nachdem er ihn zuerst mit Artigkeiten überhäuft, dann im plötzlichen Zornesausbruche hatte töten lassen. König Franz forderte volle Genugthuung; würde sie ihm verweigert, so würde er sich selbst zu helfen wissen. Der Kaiser dagegen behauptete, Frankreich habe ein für allemal auf Mailand verzichtet, über etwaige Vergehen Sforza's habe nur er zu befinden; er verbat sich jegliche Einmischung des Königs in italienische Angelegenheiten. Hundert kleine Streitfragen kamen hinzu, die gegenseitige Empfindlichkeit zu steigern. Die Spannung hatte einen derartigen Grad erreicht, daß sie sich irgendwo entladen mußte*).

*) Mémoires de du Bellay éd. Lambert 2, 182 ff. Granvelle, papiers d'état 2, 51 ff.

Württemberg.

In Marseille war doch auch einmal von Glaubenssachen geredet worden. Die ernstesten Gefahren für die katholische Kirche, welche von Deutschland und England drohten, mochte man zwar aus politischen Gründen nicht mit den geeigneten Mitteln beschwören, aber in Frankreich wenigstens sollte die sich dreister regende Ketzerei energisch niedergetreten werden. Der Großmeister Montmorency, der beharrlichste Vertreter der Freundschaft mit dem Kaiser und trotz der entgegengesetzten Neigung seines Herrn noch immer dessen einflußreichster Rat, war eifriger Katholik und bot sich der Sorbonne und dem Parlamente von Paris als zuverlässigste Stütze, so oft es sich darum handelte, den Abfall von der Kirche zu züchtigen*). So folgte denn auf Marseille eine erhöhte Energie in der Verteidigung des Glaubens gegen abtrünnige Franzosen. Das behinderte aber den König nicht im mindesten, einen lange vorbereiteten Schlag in Deutschland zu führen, welcher den dortigen Feinden Roms einen unschätzbaren Gewinn bringen mußte.

Wie sich die Beziehungen Frankreichs zu der deutschen Opposition gegen das Haus Oesterreich in den letzten Jahren gestaltet hatten, liegt noch keineswegs ganz klar vor. Seit sich die Protestanten im Schmalkaldischen Bunde organisiert und

*) Decrue, Anne de Montmorency p. 216.

daneben Sachsen mit Baiern sich zur Bekämpfung Ferdinands vereinigt hatte, boten sich der französischen Politik in Deutschland ganz anders wertvolle Anknüpfungspunkte als früher. Aber freilich gingen diese Gegner Oesterreichs fortwährend in mehr als einer Beziehung auseinander. Zwischen Baiern und den Protestanten stand der konfessionelle Gegensatz und im protestantischen Lager selbst bekämpften sich, auch nachdem durch Zwingli's Tod die Abendmahlsfrage ihre gefährlichste Schärfe verloren hatte, mehrfach entgegengesetzte Richtungen. Einmal nahmen die Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes zu Ferdinands Königswahl eine verschiedene Stellung ein: die Reichsstädte wollten, wie wir hörten, sich an der Opposition in diesem Stücke nicht beteiligen. Sodann aber war der alte Gegensatz zwischen der passiven Politik des Kurfürsten von Sachsen und den auf kühne Aktion drängenden Plänen des Landgrafen noch keineswegs beseitigt. Aus diesen Umständen ergab es sich, daß seit dem Jahre 1531 zwar auf vielen Tagen über eine feste Einigung der verschiedenen deutschen Gegner Ferdinands mit Frankreich verhandelt, das Ziel aber nicht erreicht wurde*).

Es gab zwei Punkte, an denen man der österreichischen Macht einen empfindlichen Stoß versetzen konnte: Ungarn und Württemberg. Mit Zapòlya standen Frankreich und Baiern in fortwährender Beziehung, auch Landgraf Philipp trug wohl jetzt so wenig wie im Jahre 1528 Bedenken, mit dem Wojwoden gemeinsame Sache zu machen; Sachsen aber wollte von so weit aussehenden und überdies zweideutigen Unternehmungen nichts wissen. Uebrigens bedurfte es in Ungarn weniger eines aktiven Eingreifens: die Schwäche Ferdinands und die Macht des Türken reichte aus, um die österreichische Herrschaft hier nie zu

*) Auch der in Scheyern 1532 erreichte Abschluß war doch nur ein äußerlicher. Wir sind für diese Dinge noch immer wesentlich auf das von Stumpf in seiner politischen Geschichte Baierns gebotene Material beschränkt. Eine die Bewegungen der bairischen Politik in der Reformationszeit zuverlässig schildernde Darstellung wäre ein dringendes Bedürfnis.

einer gefährlichen Konsolidierung kommen zu lassen. Anders lagen die Dinge in Württemberg, das auch eine ganz andere, unmittelbar empfindliche Bedeutung hatte. Solange Ferdinand neben den alten österreichischen Landen an der Donau und dem Oberrhein und dem neugewonnenen Böhmen Württemberg beherrschte, waren die bairischen Herzoge auf unerträgliche Weise eingeklemmt, zugleich eine mächtige Entfaltung des Protestantismus in Oberdeutschland ausgeschlossen; der Besitz Württembergs sicherte König Ferdinand den überwiegenden Einfluß, wenn nicht geradezu die Herrschaft über die Lande zwischen den Alpen und dem Main. Zugleich aber mit der Bedeutung lockte die Schwäche dieser Stellung zu einem Angriff. Es gab kaum einen Stand im Reiche, welcher das Verfahren des Kaisers mit Württemberg nicht mißbilligte, und gerade diejenigen, welche ihm einst das Land verkauft hatten, waren jetzt fast am unzufriedensten damit. Wenn Baiern sich aus der österreichischen Umklammerung Luft machen wollte, mußte es um jeden Preis Ferdinand aus Württemberg zu verdrängen suchen. Auf der anderen Seite hatte der Landgraf längst erkannt, daß hier der Punkt sei, an welchem der feindlichen Macht der empfindlichste Schlag versetzt und der protestantischen Sache die wirksamste Förderung verliehen werden könne. Der Sturz der österreichischen Herrschaft über Württemberg war der Gegenstand, über welchen sich der Landgraf mit den bairischen Herzogen am besten verständigen, der Punkt, an welchem er am leichtesten einen bedeutenden Streich führen konnte, wenn auch der Kurfürst von Sachsen sich zu dieser württembergischen Frage ebenso passiv ablehnend verhielt, wie zu der ungarischen. Leider aber konnten Baiern und Hessen, wie sehr sie sich in dem Wunsche Ferdinand aus Württemberg zu verdrängen begegneten, sich durchaus nicht darüber einigen, wem dann das Land zufallen solle. Baiern wünschte es an den jungen Sohn des Herzogs Ulrich, Hessen an diesen Herzog selbst zu bringen; Baiern hoffte dadurch das Land dem Katholizismus zu erhalten, Hessen es dem Protestantis-

mus zu gewinnen. Wie die Dinge sich in den letzten Jahren gestaltet hatten, konnte es gar keinem Zweifel unterliegen, daß die Rückkehr des Herzogs Ulrich in sein Land dasselbe alsbald dem neuen Glauben zuführen, dadurch aber dieser in Oberdeutschland, wo ihm die meisten Städte bereits anhingen, eine höchst ansehnliche Stellung gewinnen werde. Baiern mußte eine solche Aussicht ebenso widerwärtig, wie dem Landgrafen lockend sein. Alle darüber zwischen den beiden geführten Verhandlungen mußten unfruchtbar bleiben.

Für König Franz war natürlich diese Zwietracht seiner deutschen Freunde sehr verdrießlich. Wie oft seine Boten auch nach Baiern und Hessen gingen, wie oft diese beiden die ihrigen nach Frankreich schickten, man kam nicht aus der Stelle. Jetzt endlich, nachdem er sich mit dem Papste geeinigt hatte, sollte in der lange beredeten Sache etwas geschehen. Die Verhältnisse lagen dafür ebenso in Deutschland wie in Europa außerordentlich günstig.

Wir erinnern uns, daß der Schwäbische Bund, als er im Jahre 1519 Württemberg an Karl abtrat, sich zum Schutze dieses Besitzes verpflichtete. Solange der Bund bestand und diese Verpflichtung anerkannte, ließ sich an einen Angriff auf Württemberg nicht denken. Nun aber war der Bund hauptsächlich durch die religiöse Bewegung, dann aber auch durch den Gegensatz Baierns gegen Oesterreich so gut wie aufgelöst; er bestand zwar noch, konnte aber keinerlei Thätigkeit üben. Und was speziell Württemberg anging, so wollten einige der mächtigsten seiner Mitglieder, wie Baiern, Hessen, Augsburg, Ulm u. s. w., gerade das Gegenteil vom Schutze des österreichischen Besitzes; sie versteckten eine Weile diese Abneigung, wie schon erwähnt, dahinter, daß Oesterreich noch immer die 1519 übernommene Zahlung nicht geleistet habe*). Für Karl

*) Nach Klüpfel 2, 357 wäre Oesterreich im Dezember 1533 noch 155168 fl. schuldig gewesen.

und Ferdinand war es deshalb eine dringende Aufgabe, den Schwäbischen Bund zu neuem Leben zu erwecken und zwar in dem alten Sinne, wonach der Schutz der katholischen Kirche zu seinen Aufgaben gehört hatte; ebenso mußten die Gegner darauf bedacht sein, diese Erneuerung zu verhindern.

Seit Ende des Jahres 1532 waren der Kaiser und sein Bruder unablässig bemüht, entweder den alten Bund herzustellen, oder einen neuen, der nur aus katholischen Mitgliedern bestehe, an seine Stelle zu setzen. Ende April 1533 wurde in Augsburg ein Tag abgehalten, auf dem die kaiserlichen Kommissäre ihr möglichstes thaten, die Stände zu etwas zu bereden, was doch dem handgreiflichen Interesse vieler von ihnen widersprach. Als sie damit natürlich nicht durchdrangen, wurde ein neuer Tag auf den 10. August anberaumt. Wir kennen die Instruktion, welche der Kaiser seinen Kommissären für diesen Tag gegeben hat*). Sie sollten den Versammelten ans Herz legen, daß alle Autorität und Ordnung in Oberdeutschland vom Bestande des Bundes abhänge; sie sollten auf der unveränderten Erneuerung desselben bestehen, der namentlich wie bisher das Herzogtum Württemberg unter seinen Schutz zu nehmen habe und keineswegs, wie die Städte gefordert hatten, die Religionssache von seiner Kompetenz ausschließen dürfe. Natürlich ging die Versammlung auf ein solches Ansinnen nicht ein, da der Kaiser für alle geforderten Opfer nur eine unsichere Aussicht auf eine etwas reichlichere Beisteuer zu den Bundeskosten eröffnete, von der Zahlung der rückständigen Gelder vollständig schwieg. Da nicht nur der Landgraf, sondern auch der Kurfürst von Mainz und der Pfalzgraf, ebenso die meisten Städte erklärten, sie könnten dem Bunde, der ihnen in mehr als einer Hinsicht beschwerlich sei, nicht mehr angehören, da Baiern geradezu forderte, der Bund dürfe mit Württemberg nichts mehr zu thun haben, so war der Ausgang schon damals so gut wie

*) Lanz 2, 81 ff.

entschieden. Nichtsdestoweniger wurde ein neuer Tag auf den Dezember angesetzt. Und hier trat nun Frankreich, dessen Agenten bisher nur hinter den Coulissen, oft in seltsamer Vermummung, operiert hatten, zum erstenmale offen und mit großem Nachdrucke auf. Der uns schon bekannte Wilhelm du Bellay, Herr von Langey, vielleicht der fähigste unter allen damaligen französischen Diplomaten, erschien, um in langen Reden den Ständen die gerechte Sache des jungen Herzog Christoph, welcher sich in französischen Schutz begeben hatte, ans Herz zu legen, hauptsächlich aber, um die definitive Auflösung des Bundes zu betreiben und das Terrain für den beabsichtigten Streich zu sondieren*).

Sobald König Franz von Langey hörte, daß die Dinge reif seien, rief er den Landgrafen zu einer geheimen Besprechung nach Bar-le-Duc, welche Ende Januar 1534 stattfand. Man einigte sich rasch über die gewaltsame Wiedereinsetzung Ulrichs, für welche König Franz eine beträchtliche Geldzahlung übernahm. Der Landgraf schien jetzt alles erreicht zu haben, was er wünschen konnte. Aber er mußte doch noch unzählige Hindernisse überwinden. Selbst mit Ulrich brachte er die definitive Auseinandersetzung nur schwer zustande. Sobald seine Zusammenkunft mit König Franz ruchbar wurde, ertönten von allen Seiten dringende Abmahnungen, die dringendsten vom Kurfürsten von Sachsen und Philipps Schwiegervater Herzog Georg. Auch die protestantischen Reichsstädte fanden die Sache höchst bedenklich und hielten ihre Kassen geschlossen. Baiern arbeitete

*) Die Reden in den Memoiren 2, 327 ff., deren uns vorliegende Fassung leider nur zu sehr von dem Original Wilhelm du Bellay's abweicht. Wie hätte dieser schreiben können, die Herzoge von Baiern, der Landgraf und Herzog Ulrich hätten mit französischem Gelde eine Armee gegen den Kaiser und Ferdinand aufgestellt? Es wäre sehr zu wünschen, daß von dem lateinischen Original Langey's nicht nur einzelne Bruchstücke, sondern alles publiziert würde, was vorhanden ist. Vgl. sonst Klüpfel 2, 353 ff. und Wille, Philipp der Großmütige u. s. w. S. 107 ff.

mit erhöhtem Eifer für Herzog Christoph und suchte König Ferdinand zu endlicher Nachgiebigkeit zu bereden. Aber was so auch von den verschiedensten Seiten mit Briefen und Sendungen und Praktiken aller Art geschah, um den Landgrafen aufzuhalten, er konnte nicht mehr zurück. Und nun hatte er das erstaunliche Glück, daß der von ihm bedrohte Ferdinand so gut wie nichts that, um der doch schon seit Jahren vorausgesehenen Gefahr nachdrücklich zu begegnen. Sein Statthalter in Württemberg that, was er irgend vermochte; aber der König schickte trotz aller Mahnungen weder das nötige Geld noch Truppen. Im Lande selbst erklärten sich alle Sympathien für den einst so verhaßten Herzog. Durch diese Stimmung des Volkes sah sich der Statthalter genötigt, auf die durch alle militärischen Rücksichten gebotene Defensive zu verzichten und dem Feinde an der Grenze entgegenzuziehen. Als da nun die Heere am 12. und 13. Mai bei Lauffen aufeinander stießen, bedurfte es gar nicht eines ernstlichen Schlages, um die Entscheidung herbeizuführen. Die Oesterreicher gingen zurück, ehe sie eigentlich angegriffen waren, und ihr Rückzug verwandelte sich rasch in völlige Auflösung. Sofort stand das ganze Land für den vertriebenen Fürsten auf. In kurzem war von der österreichischen Herrschaft so gut wie nichts mehr übrig. Ein schwerer Schlag für Ferdinand, ein ebenso bedeutsamer Sieg für den Protestantismus*).

Die Passivität, welche Ferdinand sowohl vor als namentlich nach diesem Schlage beobachtete, würde unverständlich sein, wenn man außer acht ließe, wie der Kaiser damals auf ihn einwirkte. Am 15. Mai, also unmittelbar vor dem Eintreffen der Hiobsposten aus Württemberg, erhielt der König zwei ausführliche Schreiben seines Bruders, welche ihm dessen Lage im düstersten Lichte schilderten: sie sei von der Art, daß Ferdinand alles aufbieten müsse, um wenigstens für dieses Jahr Ruhe in

*) Wille S. 144 ff.

Deutschland zu erhalten. Sollte das nicht möglich sein, so müsse er sich wenigstens in vorsichtiger Defensive halten, indem er die festen Plätze Württembergs so gut er könne versorge, mit den bairischen Herzogen temporisiere und dissimuliere, sich mit den übrigen Fürsten auf möglichst guten Fuß setze. Wenn Ferdinand Geldunterstützung von ihm wünsche, so müsse er ihn an das erinnern, was er ihm beim Abschiede in Villach gesagt habe. Trotz der größten Sparsamkeit sei es ihm nicht gelungen, eine bedeutende Summe zurückzulegen. Die Feindseligkeit des Königs von Frankreich trete bei jeder Gelegenheit so offen hervor, daß sich ein neuer Krieg nicht werde vermeiden lassen. Er suche ihn wenigstens so lange als möglich hinauszuschieben, indem er zu manchen Dingen ein Auge zudrücke. Sollte König Franz trotzdem den Kampf beginnen, so werde er sich möglichst in der Verteidigung halten. Jetzt spare er, soviel er könne, um für diesen Fall wohl versorgt zu sein. Aus diesen Gründen sei es ihm unmöglich, Ferdinand Geld zu schicken. Nicht einmal bei den Augsburger Bankiers wollte er etwas für ihn thun, denn das würde nicht lange geheim bleiben und den Böswilligen neuen Anlaß zu gefährlichen Praktiken bieten. In allen Richtungen, gegen den Türken, Venedig, Baiern, besonders gegen Frankreich, wurde Ferdinand die peinlichste Vorsicht eingeschärft; er hatte gemeint, man solle den im Reiche wühlenden französischen Agenten einmal tüchtig auf die Finger klopfen; der Kaiser erwiderte, das könne zum Bruche führen, man solle die Sache jetzt lieber auf sich beruhen lassen*).

Einen Monat später, als er von dem unmittelbar bevorstehenden Angriffe des Landgrafen wußte, konnte ja freilich von dieser Taktik äußerster Reserve nicht mehr die Rede sein. Aber auch jetzt riet er zu vorsichtigster Defensive. Ferdinand sollte das Kammergericht anrufen, auf die festen Plätze Württembergs

*) Karl an Ferdinand, Toledo den 24. und 25. April 1534 (Wiener Archiv).

rechnen, sich ja nicht selbst in den Krieg wagen. Weshalb es ihm nicht möglich sei, den Bruder zu unterstützen, habe er in seinen früheren Briefen auseinandergesetzt. Im äußersten Falle allerdings werde er ihm nicht fehlen. Dieses Schreiben erhielt Ferdinand am 13. Juni; zwei Tage darauf brach er nach Kadan auf, um unter Vermittelung des Kurfürsten von Mainz und des Herzogs Georg mit dem Landgrafen und Herzog Ulrich Frieden zu schließen. Erst als derselbe gesiegelt war, traf ein Brief Karls ein, welcher ihm die eiligste Sendung von 100 000 Gulden verhieß, womit er 10 000 Landsknechte und 1000 Reiter werben könne; da die württembergischen Festungen, wie er höre, gut versorgt seien, möge sich Ferdinand mit aller Macht auf das Gebiet des Landgrafen werfen*).

Natürlich übte dieses württembergische Ereignis nicht nur auf die deutschen Verhältnisse, wie wir später genauer sehen werden, eine tief eingreifende Wirkung, es erschütterte zugleich die europäische Lage. Wie wir wissen, hatte König Franz in Cambrai die Verpflichtung übernommen, sich auf keine Weise in die Angelegenheiten des Reiches zu mischen. Nun war er ja allerdings längst, wie der Kaiser sehr wohl wußte, diesem Versprechen untreu geworden, aber doch immer in so vorsichtiger Verhüllung, daß er seine Intriguen mit den Baiern und Protestanten in Abrede stellen konnte. Noch als Langey auf dem Tage zu Augsburg die Campagne gegen Ferdinand eröffnete, bemühte er sich wenigstens in den Worten, die Freundschaft mit dem Kaiser zu wahren. Ja auch bei dem Abschlusse mit dem Landgrafen suchte König Franz die Geldzahlung für Herzog Ulrich so zu maskieren, daß sie für das ihm verpfändete Mömpelgard stattfinde. Wenn aber bisher der Kaiser sich diese Täuschungen hatte können gefallen lassen, weil die französischen

*) Briefe Karls an Ferdinand vom 28. Mai, 4. und 12. Juni (Wiener Arch.). Nuntiaturberichte 1, 268. Damit wird die Angabe Ranke's 3, 333 widerlegt.

Umtriebe mehr oder weniger unfruchtbar geblieben waren, der Schlag in Württemberg traf ihn zu hart, als daß er, so sollte man meinen, den damit von Frankreich begangenen grellen Vertragsbruch ruhig hätte hinnehmen können. Was that er nun, als er von diesen Dingen Kenntnis erhielt?

Am 7. Juni wußte er von dem Unternehmen des Landgrafen gegen Württemberg, das, wie man allgemein und öffentlich sage, mit französischem Gelde ausgeführt werde. Schwerlich hatte er einen Augenblick daran gezweifelt, daß sich das wirklich so verhalte. Aber er nahm die Miene an, etwas derartiges gar nicht glauben zu können, und beauftragte seinen Gesandten am französischen Hofe, mit Montmorency vertraulich über die Sache zu reden. Er solle ihm klar machen, daß ein derartiges Vorgehen im Reiche nicht der Weg sei, um den Kaiser für die Erfüllung der französischen Wünsche zu gewinnen. Wenn König Franz etwas wolle, das ausführbar sei, solle er es offen sagen; der Kaiser werde alles nur mögliche thun, um die Wünsche des Königs zu erfüllen. Der Gesandte müsse aber alle diese Dinge sehr vorsichtig behandeln, damit die Franzosen ja nicht meinten, der Kaiser habe Furcht vor ihnen. Wenige Tage nachher wußte Karl, wie trostlos der Kampf verlaufen war. Daß das Ganze Frankreichs Werk sei, unterlag bei ihm jetzt keinem Zweifel mehr, ebensowenig, daß die französischen Absichten noch viel weiter gingen, daß sie darauf abzielten, nicht nur das ganze Reich mit Krieg zu bedecken, sondern auch Italien hineinzuziehen*). Wie sollte er diesem neuen Sturme begegnen?

Für den Fall, daß König Franz es wirklich zum offnen Kriege bringen wolle, erhielt Doria Weisung, sich durch Handstreich einer französischen Stadt und der französischen Flotte zu bemächtigen, während Leyva für die Sicherheit Mailands sorgen

*) Karl an Hannaert, Segovia den 7. Juni (Granvelle 2, 106 ff.). Karl an Doria den 11. Juni (Gayangos V, 1, 189 f.).

sollte; an Ferdinand schickte er jetzt, wie wir schon hörten, eine beträchtliche Geldsumme und Befehle für die deutschen Fürsten, ihn gegen den Landgrafen und Ulrich zu unterstützen. Vor allen Dingen aber mußte doch das Verhältnis zu König Franz ins Klare gebracht werden, obwohl das Geschehene gewiß ausreichende Klarheit geboten hätte, wenn sie dem Kaiser erwünscht gewesen wäre. Da sich ein Mitglied seines geheimen Rates, Philipp von Noircarmes, auf dem Wege nach den Niederlanden befand, erhielt er Auftrag, wie beiläufig, ganz aus sich, gegen König Franz, dessen Gemahlin und Montmorency seinem Erstaunen Ausdruck zu geben, wie Frankreich zu einem so feindseligen Benehmen komme, das den freundschaftlichen Gesinnungen des Kaisers so wenig entspreche. Denn dieser wünsche nichts mehr, als die Verbindung mit Frankreich immer enger zu knüpfen, um dadurch den Frieden in der Christenheit zu sichern. Noircarmes sollte bei diesen Unterredungen hauptsächlich auf zwei Dinge sehen: erstens, daß die Franzosen nicht meinten, er rede so im Auftrage des Kaisers, oder gar, dieser empfinde Furcht, weil ihm die Macht fehle, dem Landgrafen zu widerstehen; zweitens dürfe er den Franzosen ja nicht den Eindruck machen, als ob er Krieg wolle, obwohl er sicherlich seinen Bruder gegen den Landgrafen unterstützen werde. Denn er habe die feste Absicht, einen neuen Krieg mit Frankreich solange als möglich zu vermeiden; sollte er aber, was Gott verhüten wolle, dazu gezwungen werden, so würde er thun, was Ehre und Vernunft forderten. Bisher habe er die feindseligen Umtriebe der französischen Diplomatie aus Freundschaft und in der Hoffnung ignoriert, daß man sich mit der Zeit bessere; statt dessen werde es immer schlimmer. Ganz besonders müsse sich Frankreich im Reich aller Praktiken enthalten, vornehmlich mit einem Fürsten wie der Landgraf, der seit seiner Jugend ein böswilliger Unruhstifter gewesen sei, und in einer für den Glauben so gefährlichen Sache. Wenn man dagegen etwa auf die Verträge hinweise, die Karl mit den deutschen Ketzern einge-

gangen, so habe er nie etwas anderes gethan, als mit der Zustimmung aller Stände und der ausdrücklichen Einwilligung des heiligen Stuhles, und nur um noch größeres Unheil zu vermeiden, mit dem der Türke gedroht. Wenn er sich mit den Abtrünnigen verständigen oder ihnen durch die Finger sehen wolle, könne er sie leicht ganz für sich gewinnen, da sie ihm immer darauf gerichtete Anträge gemacht hätten. Bisher habe er das aber von der Hand gewiesen und werde es nie thun, wenn er nicht dazu gezwungen werde; wenn er jedoch nicht anders könne, werde er vielleicht thun, was als das geringere Uebel erscheine, um nicht seine kaiserliche Autorität einzubüßen. Alle diese Dinge sollte Noircarmes vorbringen, um hauptsächlich König Franz von einer weiteren Unterstützung des Landgrafen und anderen Praktiken im Reich abzuhalten und klar zu stellen, was er eigentlich vorhabe: ob er Krieg wolle, oder größere Freundschaft mit ihm möglich sei. Nötigenfalls könne er Montmorency anvertrauen, aus Rücksicht auf Frankreich und im Interesse des Friedens verzichte der Kaiser darauf, Burgund wieder zu gewinnen, obwohl das doch sein altes Erbe sei und für ihn wichtiger als Mailand für Frankreich*).

Man sieht, der Kaiser täuschte sich über die Feindseligkeit Frankreichs durchaus nicht, wünschte sie aber, wenn irgend möglich, durch freundliche Worte zu beschwichtigen. Ein neuer Kampf mit dem alten Rivalen wäre ihm höchst widerwärtig gewesen, da er seine Kräfte nach einer ganz anderen Seite zu kehren wünschte und die europäische Situation ihm gegen Frankreich möglichst geringe Aussichten bot. Namentlich die Berichte aus Rom klangen neuerdings wieder sehr unerfreulich. Ferdinand hatte auf die erste Nachricht von dem Angriff auf Württemberg den päpstlichen Nuntius dringend gebeten, Se. Heiligkeit möge ihm in dieser außerordentlichen, namentlich auch die Kirche

*) Geheime Instruktion für Noircarmes, Salamanca den 18. Juni (Granvelle 2, 118 ff.).

bedrohenden Gefahr rasche Hilfe senden und dieselbe Bitte durch seinen Gesandten in Rom vortragen lassen, wobei dieser natürlich durch den kaiserlichen Botschafter nachdrücklich unterstützt wurde. Aber Clemens wußte sich diesem Notruf auf eine sehr charakteristische Weise zu entziehen. Er gab zwar wie immer die schönsten Worte, ließ dann aber die Sache in langwierigen Beratungen der Kardinäle hinziehen und erklärte schließlich, mit wenigem sei König Ferdinand doch nicht zu helfen, und zu einer großen Unterstützung sei er außer stande. Als ihm des Königs Gesandter darauf ins Gewissen redete und voraussagte, auf diese Weise werde er den apostolischen Stuhl zu Grunde richten, fuhr er heftig heraus: was denn der Kaiser thue, weshalb er nicht bei Zeiten die nötigen Maßregeln zum Schutze Ferdinands ergriffen habe, da er doch längst durch ihn, den Papst, über die bedrohlichen Absichten des Landgrafen unterrichtet worden sei. Er müsse abwarten, was der Kaiser thue. Ueber diesen war er aber damals sehr ungehalten, weil er von ihm abermals mit dem Konzil belästigt wurde. Die Dinge, schrieb der Kardinal von Jaen dem Kaiser, werden hier in Rom jeden Tag schlimmer, und einige Wochen später klagte Cifuentes, niemand sei genauer von den gefährlichen Anschlägen des Königs Franz unterrichtet, als der Papst, pflege aber nichtsdestoweniger mit ihm den intimsten Verkehr unter dem Vorwande, sonst werde sich Frankreich ebenso von Rom abwenden wie England *).

König Franz, der sich in seinen an den württembergischen Zug geknüpften Hoffnungen getäuscht sah, indem der Landgraf mit Ferdinand Frieden machte, schlug zunächst gegen den Kaiser einen sehr liebenswürdigen Ton an und ließ wieder einmal von Heiraten reden. Karl war von dieser Wendung höchst angenehm überrascht. Er erklärte sich sowohl in Betreff der Hei-

*) S. den merkwürdigen Bericht von Sanchez an Ferdinand bei Bucholtz 9, 247 ff., die Depeschen des Grafen Cifuentes vom 6. und 17. Juni und 21. Juli und die des Kardinals vom 19. Juni bei Gayangos. Vgl. die vollkommen richtige Argumentation de Leva's 3, 119.

raten als einer Zusammenkunft mit dem Könige so entgegenkommend wie möglich, wiederholte, daß er zum Besten der Christenheit nichts mehr wünsche, als innige Freundschaft mit König Franz und gab die Versicherung, alle vergangenen Dinge sollten für immer vergessen sein. Seit er wußte, daß durch den Frieden von Kadan Ferdinand wenigstens zunächst vor weiterer Gefahr behütet sei, wurde er nicht müde, König Franz versichern zu lassen, die üblen Vorgänge im Reiche sollten der intimen Freundschaft mit ihm nicht im Wege stehen. Den Verlust Württembergs wollte er also wie eine geringfügige Sache hinnehmen*), wenn nur König Franz auf weitere Unternehmungen und namentlich auf seine italienischen Pläne verzichte. Da er aber wußte, wie leidenschaftlich der König darnach verlangte, seine Stellung in Italien wieder zu gewinnen, schickte er den Grafen Heinrich von Nassau an den französischen Hof, um womöglich eine zuverlässige Verständigung herbeizuführen. Graf Heinrich sollte sowenig wie Noircarmes im Auftrage des Kaisers erscheinen, sondern nur seine angeblich durch Privatangelegenheiten veranlaßte Reise nach den Niederlanden benutzen, um als Karls Vertrauter intime Eröffnungen zu machen. Dieselben betrafen vor allem Mailand. Das über dieses Herzogtum vor fünf Jahren ausgemachte müsse durchaus unverändert bleiben. Des Kaisers Gewissen erlaube nicht ein im Interesse der allgemeinen Ruhe getroffenes Abkommen zu alterieren. In Mailand könne ebensowenig ein Herrscher aus französischem wie aus österreichischem Hause gebieten, ohne eine allgemeine Erschütterung herbeizuführen. Der König müsse

*) Man sollte es kaum glauben, wie durchaus zufrieden sich der Kaiser gegen Ferdinand über den Kadaner Frieden äußerte. Er wußte dem Verluste Württembergs sogar vorteilhafte Seiten abzugewinnen: Die ewigen Klagen über das widerrechtliche Verfahren Ferdinands würden verstummen, sein Verhältnis zu den Ständen des Reichs sich bessern, Herzog Ulrich aus Furcht das Land wieder zu verlieren ihm anhängen; endlich werde er von den durch den Besitz Württembergs verursachten Schulden frei. (Karl an Ferdinand, Valladolid den 15. Juli. Wiener Arch.)

deshalb im Interesse der Christenheit auf Mailand verzichten, wie er, der Kaiser, dem Frieden zu Liebe seine unzweifelhaften Ansprüche auf Burgund ruhen lasse. Der König hatte insinuieren lassen, Sforza könne ja etwa mit dem erledigten Monferrat entschädigt werden; auch das wies der Kaiser kategorisch zurück. Höchstens, wurde Nassau ermächtigt als seine persönliche Ansicht zu äußern, höchstens könne Sforza dem Herzoge von Orleans eine Pension zahlen, die sich aber nicht über 60 000 Thaler belaufen dürfe. Wenn dann Franz wieder das alte Klagelied anstimme, daß Karl überall der Größe seiner Kinder in den Weg trete, so solle der Graf die Blicke des Königs auf England lenken, wo die unerhörtesten Zustände herrschten. Die Prinzessin Marie sei die einzige legitime Erbin; wenn Franz sie für seinen dritten Sohn, den Herzog von Angoulême gewinne, so bedeute das etwas ganz anderes als Mailand. Ueberdies könne der König dadurch die schwere Last der an England zu zahlenden Pension loswerden, und endlich Heinrich VIII. von der verderblichen Bahn zurücklenken, auf welcher er seinem Elend entgegengehe. Wenn sich Franz mit dem Kaiser über diese unselige englische Angelegenheit verständigte, so würden sie leicht zum Ziele kommen, da ein großer Teil des englischen Volkes von heftiger Unzufriedenheit erfüllt sei. Die Heiraten seiner Kinder würde der Kaiser lieber verschoben haben, aber des Friedens wegen sei er geneigt, den Infanten Philipp mit einer Tochter des Königs und die Infantin Marie mit dem Dauphin zu vermählen. Er werde jedoch auf diese Verbindungen nur dann eingehen, wenn dadurch ein dauerhafter Friede und ein aufrichtiges Zusammenwirken gegen die Ketzer und die Türken gewonnen werde*).

Nassau hatte kaum Palencia, die damalige Residenz des

*) Karl an Hannaert den 31. Juli und 4. August, die geheime Instruktion für Graf Heinrich von Nassau vom 12. August in den Papieren Granvelle's 2, 125 ff.

Kaisers verlassen, als der französische Botschafter, Herr von Vély, am 3. September dem Kaiser die Forderungen seines Königs überreichte. Dieselben sollten natürlich den Zweck haben, die Freundschaft der beiden Häuser fester zu knüpfen, sie unauflöslich zu machen zur Erhöhung ihrer beiderseitigen Staaten und der Christenheit, damit sie um so besser die Bedürfnisse der Christenheit befriedigen, die gegen den heiligen Glauben aufgestandenen Irrtümer unterdrücken und die Ungläubigen abwehren können. Deshalb ist der König damit zufrieden, auf die Heirat des Dauphin mit der Tochter des Kaisers und des Infanten Philipp mit einer seiner beiden Töchter einzugehen. Er will auch alles andere, was er dem Kaiser in den letzten Friedensverträgen abgetreten hat, in seiner Hand belassen; aber Mailand, die Grafschaft Asti und Genua, welche zum rechtmäßigen Erbteil seiner Kinder gehören, wünscht er zurückzuhaben. Sollte der Kaiser finden, daß er den Herzog Sforza, den er mit seiner Nichte verheiratet, nicht wohl um Mailand bringen könne, so lasse sich ja leicht eine Entschädigung für denselben finden. Uebrigens verlange der König nicht die Mitwirkung des Kaisers, sondern nur, daß er ihn gegen Sforza gewähren lasse. In Deutschland, wo jetzt die größte Verwirrung herrsche, werden sie, wenn durch enge Freundschaft verbunden, sehr leicht die Ruhe herstellen können, und zwar so, daß die Freunde und Verbündeten eines jeden von ihnen zufrieden sind. Gewiß wird der Kaiser von König Franz in Betreff seiner deutschen Verbündeten nichts verlangen, was gegen seine Ehre wäre. Eine Zusammenkunft der beiden Herrscher wird ein so gutes Werk am besten befördern. Sonst werden auch die beiden Königinnen Eleonore und Marie die Verhandlung darüber führen können*).

Da war nun also, was der Kaiser seit Jahren gefürchtet hatte, eingetreten, ja mehr als das. Denn bisher hatte man

*) Granvelle 2, 191 ff.

doch immer nur von dem Wunsche des französischen Königs vernommen, Mailand wieder zu haben, von der Grafschaft Asti war kaum und besonders von Genua nie die Rede gewesen. Und dazu trat die Forderung, daß der Kaiser die Einmischung Frankreichs in die deutschen Dinge förmlich anerkenne. Der Friede von Cambrai sollte also in seinen wichtigsten Bestimmungen umgestoßen, der frühere Einfluß Frankreichs in Italien hergestellt und dazu ihm eine Einwirkung auf die Angelegenheiten des Reichs eingeräumt werden, wie sie niemals bestanden hatte. Wenn der Kaiser sich nicht in zu großer Bedrängnis befunden hätte, wäre die Antwort auf solche Prätensionen selbstverständlich gewesen. Aber zu den uns bekannten Nöten war kürzlich eine neue, ganz besonders empfindliche hinzugetreten.

Seit Jahren hören wir den Kaiser immer wieder erklären, seine nächste und dringendste Aufgabe sei ein Schlag gegen die Barbaresken Afrikas, welche nicht nur die Küsten Spaniens und Italiens fortwährend heimsuchten, an den mit den amerikanischen Schätzen beladenen Galeonen kostbare Prisen machten, sondern neuerdings auf dem besten Wege waren, in Afrika, Spanien dicht gegenüber, eine Macht zu begründen, von der nicht nur Seeraub, sondern eine systematische und wirksame Bekämpfung der spanischen Herrschaft zu fürchten war. Die Verwicklungen des Sultans mit dem Schah von Persien hatten König Ferdinand im Juni 1533 einen unerwartet günstigen Vertrag gewinnen lassen, welcher für Ungarn und Oesterreich wenigstens einige Jahre der Ruhe in Aussicht stellte. Wenn aber hier die türkische Offensive pausierte, wollte sie um so energischer zur See gegen die Besitzungen des Kaisers vorgehen. Zu diesem Zwecke hatte Suleiman den kühnsten und klügsten der afrikanischen Korsaren, den seit zwanzig Jahren immer furchtbarer gewordenen Barbarossa, Herrn von Algier, nach Konstantinopel beschieden und ihn zum Admiral des Meeres, zum Oberbefehlshaber der gesamten türkischen Seemacht ernannt. An der Spitze eines gewaltigen Geschwaders erschien nun dieser

Schrecken der Christenheit Anfang August an der italienischen Küste, verheerte rasch eine Anzahl Plätze, schleppte Tausende von Gefangenen auf seine Schiffe und hätte um ein Haar sogar die vielgepriesene Julia Gonzaga auf ihrem einige Meilen von der Küste entfernten Schlosse für den Sultan erbeutet. Ganz Italien zitterte vor dem furchtbaren Greise, dessen überlegener Macht Doria nicht entgegenzutreten wagte*).

Ohne Zweifel war es eine richtige Vermutung des Kaisers, wenn er Nassau schrieb, dieses Erscheinen Barbarossa's werde König Franz ermutigt haben, so exorbitante Forderungen an ihn zu stellen. Schon vor einem Jahre hatte der König mit Barbarossa Beziehungen angeknüpft und unmittelbar vor dem Erscheinen des Papstes in Marseille einen Gesandten desselben empfangen. Jetzt sah er den gewaltigen Seemann, mit dem er kürzlich einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, an der Spitze der türkischen Flotte im Mittelmeere; er hoffte, derselbe werde ihm zur Eroberung Genua's behilflich sein. Es lag auf der Hand, daß der Kaiser, wenn er nicht alle Autorität in Spanien einbüßen wollte, das, was er seit Jahren angekündigt und seit seiner Rückkehr nach Spanien auch vorbereitet hatte, ausführen mußte: er durfte Barbarossa's Macht, der kürzlich viele Tausend Mauren aus Andalusien herübergeholt hatte, nicht überhand nehmen lassen. Wenn er aber jetzt König Franz so, wie es sich gebührt, geantwortet hätte, so war der Krieg erklärt, und in diesem Kriege mußten dann die ohne Zweifel vereinigten französischen und türkischen Streitkräfte zur See für den Kaiser eine furchtbare Gefahr werden.

Wie peinlich die Verlegenheit Karls war, sieht man aus der Weisung, welche er am Tage nach der Uebergabe jener französischen Forderungen an Nassau schickte. Er wolle, schrieb er, nicht direkt darauf antworten, weil sonst, wenn er die Rück-

*) Zinkeisen 2, 753 ff. Jurien de la Gravière, Doria et Barberousse p. 217 ff.

gabe von Mailand, Genua und Asti rund ablehne, der sofortige Bruch zu fürchten sei. Nassau sollte vielmehr in höchst gewundenen Explikationen die Grundlosigkeit der französischen Ansprüche darlegen und soviel als irgend möglich auf freundschaftliche Verständigung hinarbeiten. Noch wollte es der Kaiser sogar für möglich halten, daß Frankreich gegen Barbarossa Beistand leiste. Sollten aber seine beträchtlichen Rüstungen zur See auf eine Unterstützung Barbarossa's gegen Genua abzielen, so müsse Nassau nach den Niederlanden eilen, um dort die nötigen Verteidigungsmaßregeln und die Aufbringung der erforderlichen Geldmittel zu betreiben. Ueber den Gang der von Nassau und Hannaert am französischen Hofe geführten Verhandlungen wissen wir nichts, aber das Resultat, welches sie am 20. Oktober aus Blois meldeten, war höchst unerfreulich. König Franz bestand in einer schriftlichen Erklärung auf der Abtretung von Mailand, Genua und Asti; Sforza könne mit Monferrat entschädigt werden, wozu ihm Frankreich etwa noch 20—25 000 Thaler jährlich zahlen werde. Höchstens könne sich der König damit abfinden lassen, daß ihm sofort Monferrat mit Alessandria, Genua und Asti übergeben und die wirksam verbürgte Zusicherung des Kaisers erteilt werde, daß ihm sofort nach Sforza's Tode auch Mailand abgetreten werden solle. Alle Vorstellungen der kaiserlichen Gesandten hatten nicht vermocht, ihn von diesen Forderungen abzubringen*).

Der Kaiser stellte nach Eingang dieses Berichtes mit seinen vertrauten Räten eine eingehende Erörterung an, ob es noch irgend ein Mittel gebe, um Frankreich zu befriedigen oder wenigstens Zeit zu gewinnen. Das Resultat war ein sehr trübseliges. Frankreich, heißt es in einer ausführlichen Denkschrift, stehe jetzt mit den Feinden des Glaubens und der Christenheit in ganz offenem Bündnis. Die Gefahr sei beträchtlich dadurch verschlimmert, daß Barbarossa, der mit mächtiger Flotte und

*) Granvelle 2. 180 ff. 205 f.

reichlichen Geldmitteln an der afrikanischen Küste erschienen, sich mühelos zum Herrn von Tunis gemacht habe. Wenn man ihm nicht rasch mit allen Kräften entgegentrete, könne unheilbarer Schaden nicht nur für den Kaiser und seine Lande, sondern für die ganze Christenheit entstehen. Frankreich aber habe die Ankunft dieses Barbarossa betrieben und denke mit seiner Hilfe Genua zu gewinnen. Thue man ihm nicht den Willen, so werde es fortfahren, die schlimmsten Dinge anzustiften. Der Kaiser hat lange allein die Last des Kampfes gegen Türken und Ketzer getragen und alle seine Länder haben schwer darunter gelitten. Ganz besonders erscheint die Lage der Niederlande gefährdet, die auf allen Seiten von Feinden bedroht sind, hier von Frankreich und England, da von der Ketzerei, die nur zuviel Anklang bei der Bevölkerung findet. Die Mittel des Landes sind erschöpft. In England wird es jeden Tag schlimmer. König Ferdinand steckt in großer Not durch den Verlust Württembergs, die ewigen Wühlereien des von dem Türken unterstützten Wojwoden und den Geldmangel. Im Reiche wird die kaiserliche Autorität durch die französischen Umtriebe immer mehr untergraben. Endlich muß man fürchten, auch Dänemark für des Kaisers Nichten zu verlieren. Unter so schwierigen Verhältnissen könnte es ratsam erscheinen, Frankreich nachzugeben. Aber dem stehen doch große Bedenken entgegen. König Franz hält niemals die mit ihm abgeschlossenen Verträge; was man ihm auch gibt, er wird nie damit zufrieden sein. Hat er einmal wieder Fuß in Italien gefaßt, so wird er bald Neapel fordern, oder Florenz, Urbino, Parma und Piacenza. Man weiß, daß er gleich beim Abschlusse des Friedens von Cambrai entschlossen war, ihn nicht zu halten. Während er dem Kaiser Heiratsanträge macht, wirbt er für den Dauphin in England um die Prinzessin Marie, treibt in Deutschland und Italien die schlimmsten Praktiken, besonders mit den Ketzern. Bei so großer Feindseligkeit und Bosheit muß man an einer wirklichen Verständigung mit ihm ver-

zweifeln. Außerdem ist es ganz unmöglich, seine Forderungen zu erfüllen. Denn wie könnte der Kaiser Sforza, nachdem er ihn mit seiner Nichte vermählt hat, preisgeben? Sobald er sich in diesem Punkte schwach gezeigt, würden alle italienischen Fürsten auf Frankreichs Seite treten und Karl alle Reputation in Italien verlieren. Auch Savoyen würde Frankreich besetzen und schließlich Herr von ganz Italien werden, den Papst zu seinem Diener machen und mit Hilfe der Ketzer die kaiserliche Autorität nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland zerstören, König Ferdinand ganz zu Grunde richten, dann auch die Niederlande ruinieren oder gar occupieren, welche der Kaiser dann gar nicht mehr erreichen könnte, da Frankreich auch Herr des Meeres geworden. Zuletzt wird es auch noch England sich unterthänig machen. So bleibt dem Kaiser nichts anderes übrig, als, wenn Frankreich auf seinen Forderungen besteht, also den Krieg will, seine Sache mit gutem Gewissen Gott anheim zu stellen und seine Ehre zu wahren*).

So einleuchtend diese Argumentation auch klang, sie entsprach doch keineswegs der Lage des Kaisers. Er mußte jetzt um jeden Preis den Krieg mit Frankreich zu vermeiden suchen, damit er seine volle Kraft gegen Barbarossa wenden könne. In diesem Sinne instruierte er seine Gesandten am französischen Hofe. Sie sollen die Verhandlungen möglichst in die Länge ziehen, jede Gelegenheit zum Kriege vermeiden, alle früheren Missethaten Frankreichs ignorieren. Inzwischen will er sich in Spanien, Italien und den Niederlanden mit aller Energie rüsten, die Grenzen überall sichern, mit den spanischen Cortes und den niederländischen Ständen die nötigen Geldmittel beschaffen; das wird, hofft er, Frankreich doch vom Beginne des Krieges abschrecken.

In der That sollte diese Taktik überraschenden Erfolg haben. König Franz sehnte sich doch nicht mit fester Ent-

*) Granvelle 2, 207 ff.

schlossenheit nach der Erneuerung eines Kampfes, in dem er zweimal so empfindlich unterlegen war. Die Verhältnisse schienen ihm zwar überwiegend günstig zu sein, aber er hatte doch schon mehr als eine verdrießliche Erfahrung mit der Unzuverlässigkeit seiner Kombinationen gemacht. Der Landgraf hatte mit französischem Gelde Württemberg erobert, dann aber, statt den glücklich begonnenen Kampf, so wie es König Franz wünschte, energisch fortzusetzen, mit König Ferdinand Frieden geschlossen. Frankreich konnte von ihm zunächst keine weitere Aktion erwarten. Dazu kam nun aber, daß der immerhin beträchtliche Erfolg in Württemberg sofort einen empfindlichen Verlust zur Folge gehabt hatte. Die über die Einsetzung Ulrichs indignierten bairischen Herzöge hatten im September mit Ferdinand und dem Kaiser Freundschaft geschlossen; eine neue von König Franz ins Reich geschickte Gesandtschaft war darauf sofort umgekehrt. Von deutscher Seite konnte also König Franz jetzt keine Unterstützung mehr erwarten. Auch mit England hatten sich die Beziehungen seit den Tagen von Marseille ziemlich abgekühlt; König Heinrich fand, daß König Franz ihm nicht Wort gehalten habe; Zwistigkeiten über Schottland kamen hinzu. So durfte König Franz auch nicht auf englischen Beistand rechnen. Endlich hatten die Dinge in Italien seit kurzem eine ungünstige Wendung erlitten. Auf Clemens hatte der König seit Marseille mit ziemlicher Sicherheit zählen können; nur ein einziges Mal, als Clemens am 23. März 1534 König Heinrichs Ehe mit Katharina für gültig erklärte und ihn aufforderte, sie wieder zu sich zu nehmen, widrigenfalls er den schwersten Strafen der Kirche verfallen werde, schien der Papst auf die kaiserliche Seite zu neigen; aber wir haben aus seinem Verhalten in der württembergischen Sache ersehen, was das zu bedeuten hatte. Es wäre ihm sicherlich in hohem Grade erwünscht gewesen, wenn seine Nichte als Herzogin von Mailand und Urbino, als Gebieterin von Genua und Asti dem Drucke der kaiserlichen Herrschaft ein wirksames Gegengewicht gegeben hätte.

Aber die Tage dieses für Frankreich so wertvollen Papstes gingen zur Neige. Am 21. Juli meldete Cifuentes seine bedenkliche Erkrankung, welche rasch solche Fortschritte machte, daß die Aerzte am 8. August seine baldige Auflösung fürchteten. Dann trat ein Stillstand ein, aber am 25. September that er den letzten Atemzug. „Wohl der unheilvollste aller Päpste, die je auf dem römischen Stuhle gesessen," sagt Ranke. Mit und ohne Schuld war er vom Anfange bis zum Ende seines Pontifikats der mächtigste Förderer des Abfalls von der Kirche gewesen.

Nach seinem Tode brach in Rom die Wut des Volkes gegen ihn los, das ihn beschuldigte, mit Philipp Strozzi skandalösen Getreidewucher getrieben zu haben. In einer Nacht wurde sein Grab erbrochen und die Leiche mißhandelt*). Inzwischen hatte die Welt bereits einen neuen Papst bekommen. Clemens' Erkrankung hatte zeitig genug auf das bevorstehende Ereignis vorbereitet; aus Frankreich und Deutschland waren die Kardinäle zu der Wahl herbeigeeilt. Man mußte auf einen heftigen Kampf zwischen der kaiserlichen und der französischen Partei gefaßt sein. Aber in der überraschendsten Weise stellte sich eine beispiellose Einmütigkeit heraus. Als Cifuentes am 21. Juli zum erstenmal dem Kaiser von Clemens' Erkrankung gemeldet hatte, erhielt er die Weisung, mit großer Vorsicht zu verfahren, keinen Zwang auszuüben, weil dadurch die Franzosen veranlaßt werden würden, dasselbe zu thun. Cifuentes solle auf die Wahl eines guten Papstes hinwirken, gleichgültig aus welcher Nation, von dem sich erwarten lasse, daß er das Wohl der Christenheit und des apostolischen Stuhles befördern werde. Eine bestimmte Persönlichkeit zu bezeichnen, fand Karl nicht angemessen**). Im Beginne der Krankheit meinte Cifuentes,

---

*) Gregor Casale an den Herzog von Norfolk und Lord Rochford, Rom den 15. Oktober. State Papers 7, 573.

**) So schreibt er den 29. September ausdrücklich dem Erzbischof von Lund (Lanz 2, 124) und Cifuentes bestätigt es in seinem Bericht vom 18. Oktober (Gayangos V, 1, 287).

Clemens begünstige die Wahl seines Neffen Ippolito, aber bald stellte sich heraus, daß er vielmehr ausdrücklich den Kardinal Farnese als seinen Nachfolger empfohlen habe. Damit konnte Cifuentes nur zufrieden sein. Denn er hatte verschiedentlich, namentlich in dem englischen Handel, die Verdienste Farneses zu rühmen gehabt. Aber merkwürdigerweise hören wir von dem Agenten König Heinrichs, daß eben dieser Farnese ihm gewogen sei. „Er hat gesagt," schreibt Casale am 15. Oktober, „er wolle den König von England als einen teuren Sohn ansehen." Die Franzosen endlich meinten, ihrem Interesse könne niemand besser passen, als dieser Farnese. So wetteiferten alle Parteien gewissermaßen in der Bemühung für diesen ausgezeichneten Mann, den eine jede als den Ihrigen betrachtete.

Infolgedessen herrschte in dem Konklave, welches am Nachmittage des 11. Oktober zusammentrat, eine Uebereinstimmung, wie man sie nie erlebt hatte. Schon in der nächsten Nacht wurde Farnese einstimmig gewählt. „Nie," schrieb Casale triumphierend dem Herzoge von Norfolk, „hat es eine ehrenhaftere Wahl gegeben." Ebenso erbaut waren die kaiserlichen Agenten von ihr. „Der neue Papst," schrieben sie, „hat versprochen, in kurzer Zeit ein Konzil zu halten. Er scheint auch in anderen Beziehungen ein sehr guter Mann zu sein." Die Franzosen aber meinten, die Wahl sei hauptsächlich ihr Werk; jedenfalls hatten sie sich außerordentlich für sie bemüht*). Das war ja nun ein herrliches Ding, ein Papst, von dem jede der großen katholischen Mächte glaubte, er sei ihr ganz besonders zugethan.

Wie es sich aber in Wirklichkeit mit ihm verhalte, mußte doch erst die Erfahrung lehren. Die italienische und in gewissem Sinne auch die europäische Politik geriet unwillkürlich in Stillstand; alles wartete, wie sich der neue Papst, der sein Regiment mit so außerordentlicher Autorität antrat, stellen werde. Auch König Franz mußte es abwarten. Von Clemens hatte er an-

*) Gayangos V, 1, 212. 245 f. 281. State Papers 7, 573.

nehmen dürfen, daß er seine italienischen Pläne in jeder Weise fördern werde; indem er dem jungen Herzoge von Orleans zu Mailand, Genua u. s. w. verhalf, erhöhte er ja nur den Glanz des Hauses Medici. Für Paul III., wie sich Farnese nannte, gab es ein derartiges Interesse nicht. Sein Haus war nicht mit dem französischen verbunden. Er hatte Söhne, aber für die konnte möglicherweise der Kaiser mehr thun als der König von Frankreich. Wenn er es als Kardinal verstanden hatte, den verschiedenen Mächten den Glauben zu erwecken, er sei der Ihrige, so ließ sich erwarten, daß er auch als Papst trachten werde, zwischen oder über ihnen zu stehen. Auch dieses römische Ereignis mußte also die Kampfluft des Königs Franz abkühlen. Was man vor kurzem für unmöglich hätte halten müssen: er gönnte dem Kaiser Zeit, auszuführen, was ihn seit Jahren als dringendste Aufgabe beschäftigt hatte.

Tunis.

Es erscheint unbegreiflich, daß wir den Kaiser in demselben Jahre von peinlichsten Verlegenheiten umringt sehen, wo ihm die Kunde von einer gewaltigen Vermehrung nicht nur seiner Macht, sondern auch seines Reichtums zukam. Er befand sich, nachdem er endlich die Cortes der Krone Aragon hatte schließen können, auf dem Ritte nach Castilien in Calatayud, als in dieser alten Stadt (dem Geburtsorte Martials) ein Bote aus dem fernsten Westen vor ihn trat, Hernando Pizarro, der Bruder des Eroberers von Peru. Er meldete nicht nur von den wunderbaren Begebenheiten, durch welche es einigen Hundert Spaniern möglich geworden war, das mächtigste und reichste Land der neuen Welt fast ohne Kampf zu unterwerfen, sondern er brachte auch die glänzenden Beweise der ungeheuren Schätze an Gold und Silber, welche den Eroberern bereits in die Hände gefallen waren, da sie nur einen Teil des gewaltigen Reiches gewonnen und seinen Herrscher durch tückischen Ueberfall und greuliche Metzelei zu ihrem Gefangenen gemacht hatten. Pizarro sandte seinem Könige Werke des peruanischen Kunstfleißes im Werte von 100000 Dukaten. Außerdem betrug der der Krone zukommende fünfte Teil der bereits gemachten Beute an 250000 Goldpesos und 10000 Mark Silber*). Das neue Land erhielt den Namen Goldcastilien.

*) Prescott, Geschichte der Eroberung von Peru 1, 355 ff. 2, 20 f. Eine vorläufige Nachricht von den großen in Peru gewonnenen Erfolgen

Man sollte meinen, ein so außerordentlicher Zufluß und die sichere Aussicht auf die baldige Ankunft ebensogroßer Summen hätten nicht nur der Geldverlegenheit des Kaisers wenigstens für einige Zeit ein Ende machen, sondern auch seinem Kredit einen mächtigen Aufschwung verleihen müssen. Aber sowohl die alten Geschichtschreiber des Kaisers als die bis jetzt vorliegenden diplomatischen Korrespondenzen gehen mit absolutem Schweigen über etwas hinweg, von dem man denken sollte, es müsse das größte Aufsehen gemacht und die bedeutendste Wirkung hervorgerufen haben. Ebenso verspüren wir im Gange der Ereignisse gar nichts davon, daß der Herr Mittelamerikas nun auch tief nach dem Süden hinunter die Küsten des stillen Weltmeers seinem Gebote unterworfen sah. Durch einen der seltsamsten Widersprüche geschah es, daß der Kaiser durch diese kolossale Machterweiterung weder in den Stand gesetzt wurde, seinen Bruder im Besitze Württembergs zu erhalten, noch der dreisten Herausforderung Frankreichs angemessen zu begegnen. Seine Geldnot blieb immer dieselbe, ob ihm König Franz enorme Summen als Lösegeld seiner Kinder zahlte, oder aus dem fernen Westen ein überraschender Gold- und Silberstrom in seine Schatzkammer floß, oder die Stände seiner Reiche immer neue Lasten auf sich nahmen*).

---

hatte Karl allerdings schon im Frühjahr 1533 durch ein Schreiben des Gouverneurs von Panama erhalten, das bei Lanz 2, 50 steht.

*) Schon den Zeitgenossen war die ewige Geldnot des Kaisers etwas Unbegreifliches. So schreibt der venezianische Botschafter Ans. Contarini am 15. Juni 1533 aus Barcelona: „Die Geldnot des Kaisers ist in der That groß. Um die Galeeren, welche hier auf der Reede liegen und seit fast einem Jahre keine Bezahlung erhalten hatten, mobil zu machen, sah er sich genötigt, das Geld von einem der größten Wucherer aufzunehmen, welche diesem Hofe folgen. Auch hat er seine Edelleute nicht bezahlen können. Dazu ist ihm ein Wechsel der Grimaldi im Betrage von 150000 Dukaten über den Hals gekommen, der sofort bezahlt werden muß. Da ich heute mit einem Freunde sprach, der alle diese Dinge und besonders die Rechnungen des Kaisers in der Hand hat, und fragte: ‚Wie ist es möglich, daß Se. Majestät kein Geld hat, da er doch, seit er nach

Wir hören zwar immer, daß die Krone Aragon ihrem Könige nur wenig eingetragen habe, und in Bezug auf die regelmäßigen Steuereinkünfte wird das ja wohl seine Richtigkeit haben; aber an außerordentlichen Bewilligungen fehlte es doch auch hier keineswegs. So erfahren wir, daß die Cortes von Aragon, Valencia und Catalonien in den Jahren 1528 und 1529 eine Servicio von zusammen 640000 Pfund auf sich nahmen*). Während der Abwesenheit Karls berief die Kaiserin im August 1532 die Cortes von Castilien nach Segovia. Wie sie dem Erzbischofe von Toledo schrieb, sollten die von ihnen zu bewilligenden Gelder auf einen großen Kriegszug gegen Algier verwendet werden. Der Kaiser werde noch in diesem Jahre zurückkehren und sich dann diesem wichtigen Unternehmen widmen; denn auf der Behauptung der spanischen Besitzungen an der afrikanischen Küste beruhe ganz wesentlich die Sicherheit Spaniens**). Mit welchen Forderungen sie dann wirklich vor die Cortes trat, wissen wir nicht. Nur die Petitionen der Versammlung sind bis jetzt bekannt; sie wiederholen in der Hauptsache dasselbe, was schon die früheren Cortes erbeten hatten. Sie beginnen mit dem Wunsche, daß das, was auf den Cortes von 1523, 1525 und 1528 beschlossen worden, doch auch ausgeführt werde, was bisher nicht geschehen sei, obwohl es so sehr nützlich für diese Reiche und ihre gute Regierung sein würde. Sodann

---

Italien gekommen, allein aus diesem Lande nicht weniger als eine Million Dukaten außerordentlicher Einkünfte bezogen hat?‘ antwortete er, der Kaiser sei eben sehr stark in Anspruch genommen und habe besonders im vorigen Jahre in Deutschland durch den Krieg mit dem Türken enorme Ausgaben gehabt. ‚Erst vor zwei Tagen,‘ sagte er, ‚habe ich die Rechnungen darüber abgeschlossen und finde, daß er damals in Deutschland und für diesen Kriegszug 1200000 Dukaten ausgegeben hat.‘“ (Capi Cons. X Disp. Spagna im Archiv der Frari. Die interessante Mitteilung verdanke ich Herrn Dr. Brosch.)

*) Danvila y Collado, El poder civil en España 2, 80 ff.

**) Die Briefe der Kaiserin an den Erzbischof vom 23. Februar und 7. Juli in der Coleccion de documentos inéditos 1, 143 ff. Colmeiro, Introduccion hat diese Briefe übersehen.

machen sie darauf aufmerksam, daß der König infolge der früheren Verhandlungen viele gute und weise Anordnungen erlassen habe, leider aber habe es an ihrer Beobachtung gefehlt, woraus große Unordnung und mancherlei Unheil entstanden sei. Es möge das doch geordnet und, um der Verwaltung und Justiz eine zuverlässige Grundlage zu geben, eine Sammlung der Gesetze veranstaltet werden. Darauf folgt eine lange Reihe von Bitten das Gerichtswesen betreffend: eine Menge Prozesse schwebten zwanzig und dreißig Jahre lang; die Advokaten und Schreiber würden dabei reich, das Volk aber verarme; es fehle an der nötigen Zahl von Richtern und die vorhandenen seien zu gering besoldet, ihre Beaufsichtigung mangelhaft. Es möge nach italienischem Muster versucht werden, die Streitigkeiten unter Verwandten gütlich beizulegen, denn die Masse von Prozessen verheere das Land und verwildere die Menschen.

Mit sehr großem Nachdruck kehrten sich auch diese Cortes gegen die kirchlichen Mißbräuche und namentlich gegen das maßlose Wachstum des Besitzes der toten Hand. Wenn es fortgehe wie bisher, lasse sich voraussehen, daß ihr in kurzer Zeit alles gehöre. Die Antworten Karls lauteten nicht so scharf abweisend wie früher, aber doch auch recht wenig versprechend: sein Rat solle prüfen, was sich in dieser Sache gerechterweise von Sr. Heiligkeit erbitten lasse, wonach er dann seinen Botschafter in Rom beauftragen werde. Es könnte auffallen, daß in diesen Cortes die früher oft erhobenen Klagen über die Belästigung der spanischen Küsten durch die Barbaresken nicht laut geworden zu sein scheinen. Da ja aber die Versammlung wesentlich berufen worden war, um Geld für den Kampf gegen die Ungläubigen zu bewilligen, so brauchte sie jetzt nicht besonders darauf hinzuweisen. Aber sie bat den König, dafür zu sorgen, daß eine bestimmte Klasse getaufter Mauren nicht, wie es notorisch oft geschehe, den Piratenschiffen durch Signale und andere Bosheiten behilflich sei; er möge sie zwanzig Meilen von der Küste entfernen lassen. Zum Zwecke

des Kriegs gegen die Ungläubigen bewilligte schließlich die Versammlung an 500 000 Dukaten, und zwar so, daß dieselben in den nächsten zwei Jahren dürften erhoben werden*).

Der Kaiser war noch in Italien, als er bereits die Cortes der Krone Aragon zu einer Sitzung nach Monzon lud. Er eröffnete dieselbe am 19. Juni mit einem ausführlichen Rückblicke auf das, was er seit seiner Abreise aus Spanien in Italien, Deutschland und den Niederlanden gethan habe. Deutschland, sagte er, sei in Gefahr gewesen, ganz und gar von der Ketzerei verzehrt zu werden; obwohl er nun das Uebel nicht so vollständig habe heilen können, wie zu wünschen und notwendig gewesen wäre, so habe er doch durch seine Verhandlungen und namentlich durch die Wahl seines Bruders zum römischen König erreicht, daß das Uebel nicht so um sich greife, wie man habe fürchten müssen. Mit besonderem Nachdrucke verweilte er bei seinen Kämpfen gegen die Türken. Diesem Erbfeind der Christenheit entgegenzutreten, sei seine vornehmste, und namentlich Spanien gegen denselben zu schützen, seine dringendste, aber auch schwierigste Aufgabe. Ungeheure Summen habe dieser Kampf bereits verschlungen und werde er noch ferner verzehren. Deshalb möchten die Cortes bereitwillig die nötigen Mittel gewähren und zwar mit möglichster Schnelligkeit**). Welchen unerfreulichen Verlauf die Verhandlungen mit diesen Cortes nichtsdestoweniger für den Kaiser im allgemeinen nahmen, ist schon erwähnt. Jedes der drei Länder suchte sein Sonderleben möglichst vor Eingriffen der königlichen Gewalt zu schirmen. Nur Eingeborene sollten zu Aemtern und namentlich auch zu den reichen Pfründen befördert werden; gegen die Ernennung des Kardinals Doria zum Erzbischof von Tarragona wurde

*) Die Córtes de Leon y Castilla 4, 525 ff. geben leider nur die Petitionen mit den erst im Dezember darauf erteilten Antworten. Vgl. Danvila 2, 91.

**) Coroleu é Inglada y Pella y Forgas, Las Córtes Catalanas. Barcelona 1876, p. 344 ff.

energischer Protest erhoben. Von den in Castilien üblichen Klagen gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit und die maßlose Bereicherung der toten Hand vernehmen wir hier weniger; dagegen erhoben die Vertreter von Barcelona lebhafte Beschwerden über die Gewaltthätigkeiten und Mißbräuche der Inquisition, worauf Karl die charakteristische Antwort gab: im heiligen Offizium seien die heiligen Vorschriften beobachtet worden, würden jetzt und in Zukunft beobachtet werden; wer das Gegenteil sage, beweise, daß er über die Einrichtungen jenes heiligen Tribunals nicht wohl unterrichtet sei. Er sah ja in ihm die sicherste Grundlage seiner Macht. Wie weit er in dem sechsmonatlichen Ringen mit den Cortes seine anderweitigen Ziele zu fördern vermochte, entzieht sich unserer Beurteilung; das ihm endlich bewilligte Servicio fiel bescheidener aus als in den Jahren 1528 und 1529*).

Seit Ende Januar 1534 war Karl wieder in Castilien. Es ist auffallend, daß er nicht alsbald dazu schritt, von den Cortes desselben die für sein großes afrikanisches Unternehmen nötigen Mittel zu fordern. Erst am 10. September, also kurz nach Empfang jener bösen französischen Botschaft, berief er sie für den 20. Oktober nach Madrid. In dem Ausschreiben kündigte er den getreuen Ständen die höchst bedrohlichen Unternehmungen Barbarossa's an, gegen welchen mit aller Energie angekämpft werden müsse, wie er denn bereits Andrea Doria und dem Admiral der spanischen Galeeren die entsprechenden Weisungen gegeben und in Andalusien die Werbung von 6000 Fußsoldaten und die Rüstung einer Flotte von 6000 Tonnen angeordnet habe**). Leider erfahren wir gar nichts über die Botschaft, mit welcher diese Versammlung eröffnet wurde; wenn

*) Danvila 2, 91 ff. Danach bewilligte Catalonien 250 000, Valencia 100 000 Pfund. Von der Bewilligung Aragons hören wir nichts. Ueber die Beschwerden gegen die Inquisition s. das eben genannte Buch von Coroleu und Pella p. 349 ff.

**) Sandoval, lib. 21 § 8.

er den Cortes von Aragon eingehende Mitteilungen über das gemacht hatte, was er während seiner Abwesenheit erstrebt und erreicht habe, so wird er vor den Vertretern seines Hauptlandes, das seine lange Abwesenheit so ungeduldig ertragen hatte, über die Gründe und Resultate derselben gewiß nicht geschwiegen haben. Wie gewöhnlich wissen wir auch vom Gange der Verhandlungen gar nichts, sondern kennen nur die lange Reihe der von den Cortes aufgestellten Bitten mit den Antworten des Königs *).

Auch hier steht wieder die stereotype Klage an der Spitze über die mangelhafte Ausführung und Beobachtung früher gefaßter Beschlüsse; sodann aber wenden sich die Cortes mit ganz besonderer Lebhaftigkeit gegen die zahllosen Beschädigungen, welche das allgemeine Wohl durch den Klerus erfahre. Nicht weniger als 28 Petitionen beschäftigen sich mit den unerträglichen Uebergriffen der geistlichen Gerichte, mit der Willkürlichkeit bei Erhebung des Zehnten, mit der maßlosen Bereicherung der toten Hand, mit der Pflichtvergessenheit vieler Geistlichen. „Den Prälaten," rufen die Cortes, „genügen die Zehnten und Abgaben, welche ihnen rechtmäßig zustehen, denn das ist eine viel größere Rente als die, welche Ew. Majestät gewöhnlich aus diesen Reichen bezieht. Die schon zu reichen Klöster wollen nur noch Nonnen mit großer Mitgift aufnehmen. Sie sollten genötigt werden, die ihnen so zukommenden Grundstücke an Weltliche zu verkaufen. Die Kirchen und Klöster sind so reich, daß sie nicht mehr gebrauchen. Sie sollten angehalten werden, in einem Jahre alle neu erworbenen Grundstücke an Weltliche zu verkaufen." Und zu diesen alten wird nun eine neue Klage laut: „Das Reich," sagen die Cortes, „ist voll von Brüderschaften, in denen die Leute mit Essen und Trinken verthun, was sie haben;

*) Die Córtes de Leon y Castilla geben 4, 580 ff. einfach einen alten Druck von 1535 mit den meist vollkommen gleichgültigen Varianten eines andern Drucks von 1537 wieder; die weitläufige Einleitung Colmeiro's bietet lediglich einen Auszug aus dem so Gebotenen.

dadurch wird der weltliche Stand arm.“ Sie bitten den König, daß keine neuen Brüderschaften ohne seine ausdrückliche Erlaubnis gebildet und die bereits bestehenden reduziert werden mögen. All diesen Beschwerden abzuhelfen, ist der König offenbar wenig geneigt: seine gewöhnliche Antwort lautet, er werde an den Papst schreiben, der natürlich kein Interesse hat, der Ausbreitung der klerikalen Macht und des klerikalen Einflusses Grenzen zu ziehen, wenn die staatliche Gewalt nicht einen starken Druck auf ihn ausübt. Karl aber sah in der Kirche, wie wir wissen, nicht nur die zuverlässigste Stütze seiner Macht, sondern auch eine reichlich fließende Finanzquelle. Wenn er sie sich maßlos bereichern ließ, mußte sie ihm dafür nicht nur die starken allgemeinen Auflagen gewähren, von denen oft die Rede gewesen ist, sondern die einzelnen Prälaten wurden bei jeder Gelegenheit mit beträchtlichen Summen in Anspruch genommen*).

Wenn die Cortes so beizeiten auf das Wachstum eines Uebels hinwiesen, welches Spanien hauptsächlich zu Grunde richten sollte, so gerieten sie auf der andern Seite immer tiefer in die Begünstigung der Adelsinteressen hinein. Hatte schon die Versammlung von Segovia Klage darüber geführt, daß die Hidalgos in manchen Städten zur Steuer herangezogen würden, so hören wir die Cortes von Madrid durchweg reden, als wären sie die Vertreter nicht des Bürgertums, sondern des Adels. Nachdem sie eine lange Reihe von Begünstigungen für den Adel erbeten haben, schließen sie mit dem Satze: „Den Hidalgos gebührt mehr als anderen die Regierung und Verwaltung der Justiz.“ Dagegen ist es erfreulich, schon diese Cortes die Auf-

*) So mußte die Geistlichkeit 1529 und 1530 das volle Viertel ihres Einkommens zahlen. 1532 scheint der Papst abermals ähnliche Bewilligungen gemacht zu haben. Im Februar d. J. erfreute der Erzbischof von Toledo den Kaiser mit einem Geschenk von 15000 Dukaten. Im Juli sprach ihn König Ferdinand schon wieder um eine Gabe an; der Erzbischof zog es vor, etwas an den Kaiser zu schicken. Coleccion de documentos inéd. 1, 140 ff.

merksamkeit der Regierung auf einen gefährlichen Schaden des Landes richten zu sehen, auf die zunehmende Entwaldung. Sie bitten den König, zu hindern, daß die Wälder niedergeschlagen oder verbrannt werden, daß für seinen Hofhalt übertriebene Holzlieferungen gefordert werden; sie bitten ihn, wo immer möglich auf die Anpflanzung von Bäumen hinzuwirken. Ebenso weisen sie auf den empfindlichen Mangel an Wegen und Brücken hin. Die Antworten des Königs verraten kein besonderes Interesse für diese Dinge. Dagegen macht es einen sehr erfreulichen Eindruck, wie er auf die Klagen der Cortes über den unerträglichen Druck der Steuern, namentlich der Alcabala ganz anders als früher eingeht und zusagt, daß diese schädlichste Steuer für zehn Jahre zu dem Betrage von 1534 festgelegt und die alten Bitten der Stände in betreff ihrer Veranlagung erfüllt werden sollen. Dafür bewilligte die Versammlung dem Könige ein Servicio von mehr als 530 000 Dukaten, das freilich für drei Jahre reichen sollte*).

So konnte Karl endlich daran denken, das große Unternehmen gegen Barbarossa zu beginnen, das ihm seit Jahren im Sinne lag und für welches er eine Million von dem französischen Lösegeld aufgespart hatte. Es galt nicht nur die gefährliche Macht der Barbaresken zu hemmen, sondern eine lange Reihe empfindlicher Niederlagen zu rächen, welche die spanischen Waffen unter seiner Regierung durch die Ungläubigen Afrikas erlitten hatten. Man weiß, wie die Spanier, nachdem sie in den letzten Jahren des fünfzehnten Jahrhunderts einzelne Punkte an der afrikanischen Küste besetzt hatten, durch den stürmischen Eifer und die klugen Veranstaltungen des Kardinals Jimenez in den Jahren 1505, 1508 und 1509 zu einem ansehnlichen Besitz gelangt waren, der sich von Melilla bis Tripolis ausdehnte. Die spanische Macht erhob sich damals an diesen feindlichen Gestaden so gebietend, daß die Herrscher von Algier,

---

*) Danvila 2, 104.

Tunis und Tremecen sich dem katholischen Könige unterwarfen. Aber diese Glorie sollte nicht lange dauern. Einen Monat nachdem die Spanier im Juni 1510 Tripolis bezwungen hatten, erlitten sie auf den Gerves eine blutige Niederlage und dieser eine Schlag genügte, die spanische Herrschaft unter den Barbaresken ins Wanken zu bringen. In einem ununterbrochenen kleinen Kriege schwanken nun die Dinge hin und her und die Lage wird für die Spanier immer ungünstiger, je mehr Barbarossa unter den Barbaresken die Oberhand gewinnt. Der Tod König Ferdinands gibt ihnen den Mut zu immer dreisterer Offensive und zu immer kühneren Streifzügen an die spanische Küste. Ein letzter Versuch des greisen Jimenez, dieses Unheil zu hemmen, scheitert. Eine von ihm im September 1516 ausgesendete Expedition gegen Algier endet mit einer schweren Niederlage. Von eben diesem Algier aus, in dem jetzt Barbarossa als unbestrittener Herrscher waltet, treffen Spanien Monat für Monat die empfindlichsten Schäden.

Der junge Karl wollte diesem unerträglichen Zustande ein Ende machen. Im Sommer 1518 sandte er unter Moncada eine stattliche Flotte aus: ihr Angriff auf Algier scheiterte kläglich. Als dann zwei Jahre später derselbe Moncada den früher erwähnten glücklichen Zug gegen die Gerves unternahm, genügte das doch keineswegs, um das alte Ansehen Spaniens herzustellen. Und da nun Karls ganze Macht von dem Kampfe mit Frankreich in Anspruch genommen wurde, mußte es natürlich in Afrika immer übler gehen. Fast jedes Jahr brachte für Spanien einen neuen Verlust; eine Position nach der andern ging in die Hände der Ungläubigen über, welche, jetzt Herren des eigenen Landes, die spanischen Küsten um so zuversichtlicher heimsuchten. Im Jahre 1530 konnte Barbarossa sogar daran denken, Cadiz zu überfallen. Die zu wiederholten Malen gemachten Versuche, seine Macht einzuschränken, scheiterten gleichmäßig. Eine furchtbare Heimsuchung der Küste von Valencia im Sommer 1532 zeigte, daß der Gefürchtete jeden Respekt

vor den spanischen Waffen verloren hatte. Immer wieder hörte man von Landungen der Korsaren, welche die christlichen Ortschaften ausplünderten, zahlreiche Gefangene machten und die maurischen Glaubensgenossen zu Tausenden nach Afrika herüberholten. Die spanischen Küsten verödeten so mehr und mehr, während die afrikanischen neues Leben gewannen. Und allen diesen bösen Erlebnissen setzte der Sommer 1534 die Krone auf: da es dem zum Führer der türkischen Seemacht erhobenen Barbarossa, dem Herrn von Algier, am 22. August gelang, sich auch Tunis unterthänig zu machen, mußte Karl in der That auf das Schlimmste gefaßt sein. Die Ungläubigen drohten ihm den Mittelpunkt seiner Macht zu erschüttern. Die Spanier, welche viele Tausende ihrer Landsleute in den Kerkern Barbarossa's wußten, welche seit zehn Jahren nur von Niederlagen ihrer Waffen im Kampfe mit den Barbaresken gehört hatten, mußten von ihrem Könige fordern, daß diese Schmach endlich gerächt werde*).

Darauf waren ja auch in der That, wie wir wissen, alle Gedanken des Kaisers gerichtet. Aber immer wieder drängte sich ihm die peinigende Frage auf, was er von Frankreich zu befahren habe, wenn er wirklich den Kampf gegen Barbarossa wage. Alle Bemühungen seiner Diplomaten, mit König Franz irgend eine, wenn auch nur vorübergehende Verständigung herbeizuführen, blieben gleich fruchtlos. Zu Anfang des Jahres 1535 standen die Dinge so, daß sich Karl auf den Krieg mit Frankreich ernstlich gefaßt machen zu müssen glaubte**); die in Spanien, Italien, Deutschland und den Niederlanden angeordneten Rüstungen wurden deshalb so eingerichtet, daß sich die kaiserlichen

---

*) Leon Galindo y de Vera, Memoria histórica de las posesiones Hispano-Africanas in den Memorias de la Real Academia de la Historia 11, 70 ff.

**) S. die merkwürdige Instruktion für den mit einer Sendung nach Italien, Deutschland und den Niederlanden betrauten Grafen Roeulx vom 2. Januar 1535. (Gayangos p. 361 ff.)

Waffen unter Umständen gegen Frankreich kehren könnten. Aber die ernsteste Besorgnis Karls mußte natürlich nicht darauf gehen, daß Frankreich ihn vor dem Zuge gegen Barbarossa zum Kampfe nötigen könne, sondern darauf, daß es unter irgend einem Vorwande gegen ihn losbrechen werde, wenn er mit seiner Macht in Afrika stehe. Wie sich der Kaiser schließlich doch ausreichende Sicherheit vor dieser Gefahr verschafft hat, weiß ich nicht zu sagen. Bei des französischen Königs Gesinnung ließ sich eigentlich gar nicht denken, daß er eine so günstige Gelegenheit versäumen werde. Aber in einer Konsulta aus dem April lesen wir, nach den neuesten Nachrichten aus Deutschland, Italien, Frankreich und England scheine es, daß König Franz in diesem Jahre keine Feindseligkeiten beginnen werde. Und am 10. Mai schrieb der Kaiser seinem Bruder, König Franz fürchte sich zu sehr vor seiner Flotte, als daß er Lust habe, etwas zu unternehmen; überdies sei er mit seinen Rüstungen und Finanzen noch nicht so weit, um in diesem Jahre den Krieg zu beginnen, fürchte doch auch die Christenheit gar zu sehr gegen sich aufzubringen*).

Ueber die Hergänge am französischen Hof sind wir gerade in dieser kritischen Zeit noch schlechter als sonst unterrichtet**) und deshalb darauf beschränkt, aus der allgemeinen Situation die Gründe für die auffallende Passivität der französischen Politik herzuleiten. König Franz mag doch wohl in der That

---

*) Karl an Ferdinand, Barcelona den 10. Mai. (Wiener Arch.)

**) Die empfindliche Lücke, welche die französische Forschung leider noch immer über diese doch auch für Frankreich so außerordentlich wichtige Periode gelassen hat, wurde früher einigermaßen durch die im englischen Calendar gesammelte Korrespondenz ausgefüllt; für die Jahre 1534 und 1535 bieten aber die von Gairdner herausgegebenen Bände nur ein sehr dürftiges Material: Berichte der englischen Gesandten am französischen Hofe scheinen sich fast gar nicht erhalten zu haben und die Depeschen der französischen Gesandten am englischen Hofe fehlen ebenso. Nur die Briefe des Nuntius, Bischofs von Faenza, bieten hie und da eine dürftige Aufklärung.

davor zurückgeschreckt sein, den Kaiser in einem Augenblick anzufallen, wo dieser mit der Wahrung eines handgreiflichen Interesses der ganzen Christenheit beschäftigt war; namentlich sein Verhältnis zum Papst hätte darunter leiden müssen. Seine Bemühungen, die deutschen Protestanten von neuem für sich in Bewegung zu setzen, hatten, wie wir schon hörten, zu keinem Resultat geführt. Der Kaiser und König Ferdinand boten alles auf, um die Protestanten mit der Ueberzeugung zu erfüllen, daß sie keinerlei Gewalt von ihnen zu fürchten hätten, vielmehr alles der Entscheidung des Konzils vorbehalten werden solle*).

Die bairischen Herzoge standen noch immer, wenn auch nicht sehr zuverlässig, auf österreichischer Seite. Nur den Grafen Wilhelm von Fürstenberg hatte König Franz für sich gewonnen, und das wollte nicht viel bedeuten. Allerdings war der Herzog von Geldern wieder in französischen Dienst getreten, aber in England spottete man, das französische Geld habe er genommen,

*) Graf Roeulx sollte den lutherischen Fürsten und Städten in des Kaisers Namen ausdrücklich versichern: „daß es nicht unsere Absicht ist, in Glaubenssachen mit Gewalt zu handeln, sondern die Beschlüsse von Regensburg und Nürnberg buchstäblich zu befolgen und Hilfe nur von dem allgemeinen Konzil zu erwarten." (Gayangos p. 367.) Ebenso lesen wir in allen Briefen Karls an Ferdinand aus dem Winter 1534 auf 1535 die dringende Mahnung, alles aufzubieten, damit Deutschland ruhig bleibe und die Abgefallenen ja nicht in neue Verbindung mit Frankreich treten. Immer wieder legt der Kaiser dem Bruder die außerordentliche Wichtigkeit ans Herz, einmal den Landgrafen zu gewinnen, sodann die Herzoge von Baiern in guter Freundschaft zu erhalten. So lobt er am 16. Januar 1535 le bon devoir que, comme mescrivez, vous faites dentretenir les catholicques et asseurer les desvoyez pour les divertir des suspicions en quoy lon les mect que je vuille proceder contre eulx par la force et rigueur. Daß die mit dem Landgrafen angeknüpften Verhandlungen einen günstigen Erfolg versprechen, schreibt er am 10. Mai, das mache ihm große Freude. Von höchster Wichtigkeit sei es, mahnt er den Bruder am 18. Februar, die gute Freundschaft mit den bairischen Herzogen zu erhalten. Dieselbe Mahnung kehrt am 10. Mai wieder: Ferdinand möge doch ja ungünstigen Meldungen über die Herzoge nicht ohne weiteres glauben und wenn er wirklich Grund zu Mißtrauen gegen sie habe, dasselbe vorläufig unterdrücken. (Alle diese Briefe im Wiener Archiv.)

dann aber König Franz ins Gesicht gelacht. Wie bei jedem früheren Zusammenstoße mit der kaiserlichen Macht war für König Franz aber auch jetzt wieder der entscheidende Punkt, wie sich England stellen werde. Je näher er dem Kriege mit dem Kaiser kam, desto wichtiger wurde es für ihn, König Heinrich zur aktiven Bundesgenossenschaft zu gewinnen. In den Jahren 1534 und 1535 wurde unaufhörlich darüber verhandelt, aber die Lage König Heinrichs machte einen Erfolg der französischen Diplomatie unmöglich. Sie war allmählich in seinem eigenen Lande, seinem eigenen Volke gegenüber eine so schwierige geworden, daß er es kaum wagen durfte, sich in einen kontinentalen Krieg einzumischen. Er mußte wissen, ein wie großer und ansehnlicher Teil seines Volkes des brutalen Druckes überdrüssig geworden war, der auf ihm lastete, und sehnsüchtige Blicke nach dem Kaiser richtete, dessen geringste Einmischung, wie seinem Gesandten Chapuis immer wieder versichert wurde, genügen würde, das Gebäude dieser wüsten Tyrannei über den Haufen zu werfen*). Gegen den gefürchteten Kaiser die Waffen zu ergreifen, mußte unter diesen Umständen im höchsten Grade bedenklich erscheinen. Freilich wenn Frankreich jetzt noch wie früher unbedingt auf die Seite König Heinrichs in seinem Kampfe mit Rom getreten wäre! Aber daran fehlte viel. Noch immer besaß Montmorency den größten Einfluß auf König Franz und er arbeitete unablässig auf eine Verständigung mit dem Kaiser hin, welche dann wohl die Kräfte beider gegen England gekehrt haben würde; Montmorency wollte nichts davon hören, daß Frankreich auch jetzt noch mit England gemeinsame Sache machen könne, nachdem dasselbe sich in den schroffsten Gegensatz zu Rom gestellt hatte. Die einzige kluge Politik König Heinrichs drängte deshalb dahin, wenn irgend möglich ein erträgliches Verhältnis mit dem Kaiser zu gewinnen; der

*) S. die Erörterungen Gairdner's im Vorwort zu Bd. 8 der Letters and Papers of the reign of Henry VIII. p. II ff.

jetzt fast allmächtige Ratgeber des Königs, Thomas Cromwell, erklärte denn auch Chapuis immer wieder, das höchste Ziel seines Strebens bestehe darin, die Freundschaft seines Herrn mit dem Kaiser herzustellen*). Umgekehrt verstand es sich für diesen jetzt von selbst, daß er nicht mehr mit derselben schroffen Feindseligkeit gegen England auftrat wie früher. Die Aufgabe, England von der Teilnahme am Kriege gegen ihn fernzuhalten, war für den Kaiser denn doch noch wichtiger, als die allmählich hoffnungslos gewordene Sache seiner Tante Katharina zu verfechten. Er gab dieselbe zwar nicht auf, aber er that auch nichts für sie**).

So konnte er denn, als der Frühling des Jahres 1535 herannahte, es wagen, die Kräfte seiner Reiche gegen Barbarossa zu sammeln. Am 2. März verließ er Madrid, wo er zum erstenmal länger seine Residenz (seit dem 10. Oktober) aufgeschlagen hatte, und begab sich über Zaragoza und den Montserrat nach Barcelona, wo er am 3. April eintraf. Die Hauptmasse der Flotte sollte sich hier versammeln. Am 1. Mai lief Andrea Doria mit 22 Galeeren aus Genua ein, fast gleichzeitig D. Alvaro de Bazan mit 12 spanischen Galeeren; 35 andere Schiffe lagen bereits auf der Reede. Munition und Lebensmittel führte der Vicekönig von Granada, Marques von Mondejar, von Malaga auf 50 Schiffen herbei. Da die Ausbreitung der Barbareskenmacht auch Portugal empfindlich berührte, war es dem Kaiser gelungen, seinen Schwager König Johann zur Teilnahme an dem Zuge zu bestimmen. Der Infant Dom Luis, Bruder der Kaiserin, erschien als der Kommandant des portugiesischen Geschwaders, welches aus einer gewaltigen Ga-

*) S. die Berichte Chapuis' vom 7. und 23. März und 7. April bei Gayangos p. 414 ff. und 436 f.

**) In dem ausführlichen Schreiben Karls an Hannaert vom 26. Februar 1535 (Granvelle 2, 307 ff.) hat der Wunsch des Kaisers, mit England zu einem Kompromiß zu kommen, den deutlichsten Ausdruck gefunden.

leone und 20 Karawellen bestand*). Am 9. Mai verkündigte Karl den Vicekönigen und Gouverneuren der verschiedenen spanischen Provinzen und seinen getreuen spanischen Städten die Absicht, persönlich die Leitung des Krieges gegen Barbarossa zu übernehmen; die Kaiserin, seine sehr teure und geliebte Gemahlin, werde während desselben die Regierung führen. Den folgenden Tag richtete er fast gleichlautende Briefe an die Könige Franz und Heinrich, worin er ihnen sein ausschließlich gegen die Ungläubigen gerichtetes Unternehmen ankündigte und sie bat, während desselben für die notwendige Ruhe in der Christenheit zu sorgen. Am 14. Mai hielt er eine große Musterung des versammelten Kriegsvolks ab, eine glänzende Schaustellung der kaiserlichen Macht. Den Spaniern war der Krieg gegen Barbarossa wie eine Erneuerung ihrer alten Kämpfe mit den Mauren erschienen, wie ein Gott ganz besonders wohlgefälliges Werk, mit dem man sicher den Himmel verdiene. Alles drängte sich herbei, nicht nur um zu kämpfen, sondern auch Handwerker, Kaufleute, Mönche, ja sogar eine Masse Frauen wußte sich einzuschmuggeln. Vor allem aber glänzte natürlich der Adel. Kaum ein einziges vornehmes Geschlecht Spaniens wird in dem Heere unvertreten geblieben sein. Wie noch nie zuvor erschien der Kaiser als das wirkliche Haupt seines glaubenseifrigen Volkes und zum erstenmal trat er als Feldherr vor dasselbe, als der Führer in einem heiligen Kriege. Die Teilnahme der Bevölkerung war erstaunlich. Die Menschen drängten so massenhaft nach Barcelona, daß man in den Straßen kaum gehen konnte. Welche Pracht gab es da aber auch zu sehen! Die Großen wetteiferten in glänzender Ausrüstung und auch der schon sparsam gewordene Herrscher meinte bei dieser außerordentlichen Gelegenheit seiner Neigung zu prunkvoller Erscheinung nachgeben zu dürfen. Sein ganzes großes

---

*) Die Angaben über die Zahl der Schiffe weichen in den zahlreichen Berichten in Kleinigkeiten voneinander ab.

Gefolge zeigte sich in prächtiger Kleidung und die von Doria gebrachte Kapitana, auf welcher Karl sich einschiffen wollte, führte vierundzwanzig große Fahnen von Goldtuch mit dem kaiserlichen Wappen und drei mächtige Standarten von noch kostbarerem Stoffe, auf denen der Gekreuzigte und die Madonna dargestellt waren*). Der kunstliebende Fürst wünschte diese Herrlichkeit verewigt zu sehen. Sein Hofmaler Vermeyen, der ihm schon die Schlacht bei Pavia und die Erstürmung Roms geschildert hatte, mußte ihn begleiten; die Darstellung dieser Revue vom 14. Mai ist das erste der großen Bilder, in denen er den Zug nach Tunis verherrlichte und welche dann der Kaiser in kostbaren Teppichen wiederholen ließ. Der heilige Montserrat, den der Kaiser kurz vor der Abfahrt noch einmal besuchte, mußte seine wunderbaren Felsmassen im Hintergrunde des Bildes erheben: gerade unter ihm hält der Kaiser auf prächtigem Roß.

Sonntag den 30. Mai fuhr die Flotte von Barcelona ab; ungünstiger Wind nötigte schon an den Balearen wieder anzulegen. Erst am 10. Juni erreichte der Kaiser den Hafen von Cagliari, wohin er die in Italien gesammelten und die aus Deutschland herbeibeschiedenen Streitkräfte unter dem Befehle Guasto's und die in Neapel und die vom Papste gestellten Kriegsschiffe beordert hatte. Wie auf den Balearen wurde der Kaiser auch in der Hauptstadt Sardiniens mit großem Pomp von der Bevölkerung empfangen und durch kirchliche Feierlichkeiten der heilige Charakter des Kriegszuges hervorgehoben. Auch Paul III., welcher sechs Galeeren**) zu demselben stellte, hatte durch Uebersendung geweihter Waffen an den Kaiser und Doria und durch außerordentliche Segenspendung an sein Kriegsvolk diesen Charakter nachdrücklich anerkannt. Der Kaiser konnte

---

*) Sandoval, lib. 22 § 4 ff. Er gibt in seiner höchst ausführlichen Schilderung des Zuges ein vollständiges Verzeichnis der an ihm teilnehmenden Granden und Ritter.

*) Seine Nuntien rühmten, es seien zwölf.

sich so recht als das fühlen, was er seit seiner Jugend ersehnt hatte, als Vorkämpfer des Kreuzes gegen den Halbmond. Da er eine Revue über die jetzt vollständig versammelte Flotte abhielt und Spanier, Portugiesen, Italiener und Deutsche ihm unter dem Donner der Geschütze zujubelten, mußte ihn stolze Zuversicht erfüllen. Er führte 74 Galeeren, 30 kleinere Kriegsschiffe und an 300 für den Transport bestimmte Fahrzeuge gegen den Erbfeind*). Am 14. Juni stach die gewaltige Armada in See, jetzt von so günstigem Winde getrieben, daß sie schon am nächsten Morgen vor Tagesanbruch die Küste Afrikas erreichte.

Nachdem der Kaiser im Hafen von Farina die zurückgebliebenen Schiffe erwartet, segelte er noch denselben Tag in den Golf von Tunis hinein und ging drei Meilen von der Feste Goletta vor Anker. Sofort wurden einige Galeeren zur Rekognoszierung gegen diese Feste vorgeschickt, welche auf lang und schmal ausgestreckter Landzunge den Eingang zu der kleineren flachen Bucht sperrte, über welcher Tunis die Höhen hinanstieg. Den anderen Morgen wurde das deutsche, spanische und italienische Fußvolk an diesen Gestaden ausgeschifft, welche einst die Macht und den Reichtum Karthagos getragen hatten; auch der Kaiser mit seinen Großen stieg ans Land. Man mußte sich zunächst darüber entscheiden, ob man gleich auf Tunis marschieren oder vorher Goletta nehmen solle. Es stellte sich alsbald heraus, daß es sehr gewagt sein würde, mit Goletta

---

*) Karl an Hannaert, Cagliari den 13. Juni (Lanz 2, 186 f.). Diesen fortlaufenden Berichten des Kaisers an Hannaert und seine Schwester Marie folge ich hauptsächlich. Daneben sind die von Muoni (Tunisi. Milano 1876) herausgegebenen Briefe Giovio's und des mailändischen Gesandten, die von Cat, De Caroli V in Africa rebus gestis (Paris 1891) p. 83 ff. mitgeteilten Briefe spanischer Augenzeugen, die offiziöse Darstellung, deren Uebersetzung sich in den ersten beiden Bänden der österreichischen militärischen Zeitschrift findet, die Relationen im ersten Bande der Documentos inéditos und die von Sandoval überlieferten Materialien herangezogen.

in der Flanke den Angriff auf Tunis zu unternehmen. Man dachte wohl, mit diesem feindlichen Vorwerke rasch fertig zu werden. Dasselbe war aber so wohlbefestigt, mit Geschütz und einer tapferen Besatzung so gut versehen, daß sich der Kaiser zu einer förmlichen Belagerung entschließen mußte, welche keineswegs rasch vorrückte. Verschiedene kühne Ausfälle störten die Anlage der Laufgräben, welche auch durch die öfter hervorbrechende Zuchtlosigkeit der Soldaten und die Schwierigkeit des Erdreichs gehindert wurde. Es verging Woche auf Woche, bis man dem feindlichen Bollwerke nahe genug kam und in seine gewaltigen Mauern gangbare Bresche legte. Die Schwierigkeit der europäischen Lage und die Langsamkeit, mit der die notwendigen Vorbereitungen vollendet wurden, hatten es bewirkt, daß das Christenheer in der heißesten Jahreszeit auf dem glühenden Boden Afrikas kämpfen mußte. Die Soldaten litten furchtbar, namentlich an Wassermangel, den auch die fort und fort von Sizilien, Neapel und Sardinien anlangenden und mit Vorräten aller Art beladenen Schiffe nicht beseitigen konnten. Erst am 14. Juli waren die Arbeiten weit genug vorgerückt, um den Sturm wagen zu können. Von drei Uhr morgens bis ein Uhr mittags wurden an diesem Tage die feindlichen Werke zugleich von der Land- und Seeseite beschossen, mit solchem Erfolge, daß dann der Sturm ohne zu schwere Verluste zur Einnahme des Platzes führte *).

Man machte in Goletta eine gewaltige Beute: 82 Schiffe und über 200 Geschütze, unter denen einige ihre französische Herkunft deutlich verrieten. Der Kaiser wäre gern gleich an

*) Wenn der Kaiser an Hannaert schreibt: bien peu de gens de nostre armee y sont demeures, so ist das natürlich übertrieben. Auch in dem heftigen Scharmützel vom 24. Juni sollte nur der Graf Sarno gefallen, ein Vetter desselben verwundet und außerdem sieben oder acht Soldaten gefallen sein, während Giovio in seinem Briefe an den Herzog vom 14. Juli zehn italienische Große als getötet aufzählt. (Lettere di Principi 3, 147.)

demselben Tage gegen Tunis marschiert; „aber," klagt er der Schwester, „es war unmöglich. Deshalb wurde der Angriff auf den dritten Tag und vom dritten auf den vierten verschoben, und dann machte man so viele Schwierigkeiten und sprach von so vielen Nachteilen, daß nach dem Rate aller beschlossen wurde, die Reise aufzugeben und sich wieder einzuschiffen, hauptsächlich, weil, wie sie sagten, ich das erreicht habe, wozu ich gekommen sei, nämlich Barbarossa zu entwaffnen*). Ich fügte mich in ihren Rat, weil ich ein junger Feldherr bin, aber ich fand es nicht gut, wie auch mehrere in der Armee, die wollten, daß mehr geschehe. Indem man weiter über die Sache redete, wurde der Plan geändert." Am 20. Juli brach die Armee gegen Tunis auf, unter unbeschreiblicher Mühsal. Die Hitze war erstickend, der Durst unerträglich. Da man seltsamerweise keine Zugpferde mitgenommen hatte, mußten die Geschütze von den Soldaten durch den tiefen Sand gezogen werden. Man brachte nur sehr wenige vorwärts. Barbarossa hatte sich in günstigster, vorher befestigter Stellung eingenistet. Es bewies doch eine gewaltige Ueberlegenheit der christlichen Kriegskunst und Tapferkeit, daß trotzdem der hartnäckige Kampf, in dem die Mauren auch wohl an Zahl beträchtlich überlegen waren**), mit ihrer vollständigen Flucht endigte. Wären die

---

*) Der mailändische Gesandte Gallerato schreibt am 24. Juli: „Da man das Unternehmen gegen Tunis für sehr schwierig und gefährlich hielt wegen der vermehrten Streitkräfte Barbarossa's und weil man dem Heere nicht die Lebensmittel zuzuführen und die Artillerie zu transportiren wußte, erklärte sich die Mehrzahl im Kriegsrate dafür, daß man sich auf Angriffe zur See richte, wie gegen Bona und Algier, und überredete Se. Majestät, mit der Einnahme Goletta's und der feindlichen Armada sei sehr viel gethan; andere sagten, es sei verkehrt, das Unternehmen gegen Tunis unvollendet zu lassen. In dieser Unschlüssigkeit blieb man zu sehr großer Unzufriedenheit des ganzen Heeres bis zum 18., wo Se. Majestät Tunis anzugreifen beschloß." (Muoni p. 80.)

**) Der Kaiser schreibt von 100000 oder gar 150000 Mann, ebenso der mailändische Gesandte (Muoni p. 81) und ein in gleichzeitiger deutscher

Kaiserlichen nicht durch Hitze und Durst völlig erschöpft gewesen („sie waren tot von Durst und Hitze", schreibt der Kaiser), so würde eine energische Verfolgung die Niederlage vielleicht zu einer vernichtenden gemacht haben. Sie wurde doch eine gewaltige. Denn indem die in Tunis eingeschlossenen 18—20000 Christensklaven von dem Geschehenen erfuhren und hörten, daß Barbarossa sie umbringen lassen wolle, brachen sie in Verzweiflung die Ketten und öffneten dem Kaiser die Thore. Nachdem er sich über den wirklichen Abzug des Feindes vergewissert hatte, hielt er seinen Einzug in die eroberte Stadt, die nun bis zum 23. unbarmherziger Plünderung preisgegeben wurde, wobei einige Tausend Männer und Frauen ihren Tod fanden.

Sofort entstand wieder hitziger Streit, was nun geschehen solle. Die einen verlangten, daß das glücklich Begonnene durch die Eroberung von Bona und Algier vollendet werde, andere sprachen für die Rückkehr nach Spanien. Der Kaiser ließ Doria mit einem Teile der Flotte an der Küste hinsegeln, um zu erforschen, wie es mit den übrigen Plätzen Barbarossa's bestellt sei. Als dieser mit der Nachricht zurückkehrte, daß Bona vollständig verlassen sei, entstand wieder die Frage, ob man sich nun gegen Algier wenden solle, den letzten Hauptplatz des Feindes. Da aber das Heer arg von Krankheiten mitgenommen wurde, überdies doch auch die Jahreszeit zu weit vorgerückt schien, begnügte man sich damit, neben Goletta auch Bona mit starker spanischer Garnison zu belegen, einen beträchtlichen Teil der Flotte zu ihrem Schutze zurückzulassen und in Tunis den früheren Herrscher wieder einzusetzen, durch dessen Beseitigung Barbarossa eine so gefährliche Macht errungen hatte. Am 10. August stieg Karl wieder zu Schiffe, wurde aber bis zum 17. im Golfe von Tunis durch widrige Winde festgehalten*).

Uebersetzung („Gedruckt zu Nürnberg 31. August 1535") vorliegendes Schreiben vom 23. Juli. Andere geben 50000 Mann an. Der Kaiser hatte nicht ganz 30000.

*) Gallerato's Berichte vom 10. und 17. August.

Auch jetzt wollte er noch „die Stadt Afrika, einen sehr wichtigen Küstenplatz Barbarossa's" angreifen; das Wetter wurde jedoch so ungünstig, daß die Transportschiffe die See nicht halten konnten; so mußte auch auf diesen Plan verzichtet werden. Sonntag den 22. August landete der Kaiser in Trapani auf Sizilien und verabschiedete alsbald die Truppen bis auf die spanischen Veteranen und 2000 deutsche Landsknechte*).

Was war nun das Ergebnis dieses mit außerordentlichem Kraftaufwande unternommenen Zuges? Für die Waffenehre und das kriegerische Ansehen des Kaisers bedeutete er ohne Zweifel viel; nachdem die Christenheit seit Menschengedenken durch den Halbmond Niederlage auf Niederlage erlitten, höchstens seine gar zu kühn vordringenden Angriffe abgewehrt hatte, war hier zum erstenmal den Ungläubigen ein empfindlicher Schlag versetzt, der Führer ihrer Seemacht aufs Haupt getroffen und sein wichtigster Waffenplatz erobert worden. Und zwar hatte der Kaiser selbst diese Triumphe errungen, sich sowohl im Getümmel des Kampfes wie in der Leitung der Operationen als tapferen und umsichtigen Feldherrn bewährt. Seine persönliche Autorität war durch das alles mächtig gehoben; seine Gegner fürchteten mehr als je, daß jetzt sein Streben nach der „Monarchie der Welt" verwirklicht werde. Italien war von Jubel erfüllt. Der päpstliche Geheimsekretär Ricalcati schrieb Anfang August an Vergerio, man hoffe und halte für sicher, daß der Kaiser, wenn er sein Unternehmen fortführen wolle, einen vollständigen Sieg erlange und, „daß wir in unseren Tagen auch die Türkei zum wahren christlichen Glauben bekehrt sehen werden"; Vergerio meinte um dieselbe Zeit, jetzt höre doch für den Kaiser die Notwendigkeit auf, die Ketzer zu schonen. „Denn jetzt sind diese Herren Deutschen ganz klein und erwarten gespannt, was aus solcher Größe und aus solchem Glück hervorgehen wird**)."

---

*) Karl an Erzbischof von Lund den 31. August.

**) Friedensburg, Nuntiaturberichte 1, 473 f. 486 f.

Auf der anderen Seite dagegen mußte sich die Frage aufdrängen, ob denn durch die Eroberung von Goletta und Tunis und durch die Besetzung von Bona das eigentliche Ziel des Kampfes, die Vernichtung der gefährlichen Macht Barbarossa's, erreicht worden sei. Ohne Zweifel hatte er sehr empfindliche Verluste erlitten; aber Algier war ihm geblieben, seiner Herrschaft nur dasjenige entrissen, was er im letzten Jahre erobert hatte. Er gebrauchte ohne Zweifel Zeit, um die stark verminderte Zahl seiner Schiffe und Geschütze wieder herzustellen; seit langer Zeit waren die Küsten des Mittelmeeres den größten Teil dieses Jahres 1535 einmal vor den Raubeinfällen der Barbaresken sicher. Aber nicht einmal dieses ganze Jahr. Schon im September erschien Barbarossa wieder in den spanischen Meeren, überfiel Menorca, bemächtigte sich des wichtigen Hafens von Mahon und machte reiche Beute*). Ueber 5000 Christen, welche der Kaiser in Tunis befreit hatte, sollen hier wieder in seine Hand gefallen sein. Karl mußte sich sagen, daß der Zug nach Tunis ihm zwar viel Ruhm, aber wenig reellen Nutzen gebracht habe. Er trug sich denn auch während seines Aufenthaltes in Sizilien mit immer neuen Plänen, seine Waffen entweder abermals nach Afrika, oder gar nach Konstantinopel zu tragen. In Venedig erregten die Nachrichten von seinen afrikanischen Siegen die ernste Besorgnis, er könne sich jetzt gegen den Mittelpunkt der türkischen Macht wenden, mit der es im Augenblick übel bestellt sei. Die Meldungen seiner Gesandten aus Wien und Rom konnten ihn nur in solchen Gedanken bestärken**). Aber sehr bald sollten ihn ganz andere Sorgen in Anspruch nehmen.

---

*) Karl an Hannaert den 23. Oktober. Granvelle 2, 392. Charrière, Négociations 1, 277.

**) Cifuentes' Bericht vom 16. Juli, besonders Soria's Depesche vom 9. August bei Gayangos, und das vorhin erwähnte Schreiben Ricalcati's vom 8. August.

Der Kaiser in Rom.

Es war doch ein überraschendes Glück gewesen, daß Karl den Zug gegen Barbarossa hatte zu Ende führen können, ohne daß ihm Frankreich in den Arm gefallen war. Zu Anfang des Jahres 1535 hatte es, soviel wir sehen können, dicht vor dem Kriege gestanden. Als König Franz im Februar einen Gesandten an Barbarossa schickte, ließ er ihm erklären, im nächsten Sommer werde er zuerst Savoyen und darauf Genua angreifen. Hier, schrieb um dieselbe Zeit Hannaert vom französischen Hofe, hier spricht alles vom Kriege im nächsten Sommer; der König hat die Steuern von 3 600 000 auf 4 200 000 Kronen erhöht, und von seinem Klerus vier Zehnten gefordert. Und aus Deutschland meldete ein kaiserlicher Diplomat: sobald unsere Flotte nach Afrika absegelt, werden wir sicher auf allen Seiten angegriffen.

Das war nun doch nicht geschehen, aber Sicherheit des Friedens allerdings damit keineswegs gewonnen. Schon Mitte Juni hatte die Kaiserin an Karl geschrieben: von Frankreich und England ist alles zu fürchten, sie lauern nur auf den Ausgang des Zuges gegen Tunis; in diesem Jahre wird der Angriff wahrscheinlich nicht erfolgen, aber man muß auf alles gefaßt sein. Sie ließ deshalb die spanischen Grenzen in Verteidigungsstand setzen. Der diplomatische Kampf in England, Deutschland, Rom ruhte keinen Augenblick, führte aber nirgends

zu einem sicheren Resultate. Man weiß doch nicht, ob Franz es gewagt hätte, allein das Schwert zu ziehen, wenn ihn nicht der Tod Sforza's vorwärts getrieben hätte. Dieses kümmerliche Leben nahm am 1. November ein Ende. Vergebens hatte Karl im April 1534 seine zwölfjährige Nichte Christine von Dänemark gegen den ehrenhaften Protest seiner Schwester Marie dem hinsterbenden Herzoge vermählt; er hinterließ keinen Erben.

Da so die unselige mailändische Frage von neuem eröffnet war, erschien natürlich König Franz sofort auf dem Platze, um seine längst erhobenen Forderungen mit vermehrtem Nachdrucke geltend zu machen. Königin Eleonore legte es ihrem Bruder dringend ans Herz, die durch Sforza's Tod gebotene Gelegenheit zu benutzen, um Frankreichs Wünsche zu befriedigen. Es war für die kaiserliche Politik ein überaus wichtiger Moment, der die reiflichste Prüfung forderte. Nach seiner Gewohnheit ließ Karl seine Räte die verschiedenen Möglichkeiten erwägen, und das Ergebnis in ausführlichen Gutachten darlegen; eines derselben kennen wir. Unter allen Umständen, heißt es darin, empfehle es sich, daß Karl Mailand thatsächlich in seiner Hand behalte, wenn auch unter vorsichtiger Verhüllung, d. h. so, daß es entweder an einen Italiener, oder auch an einen französischen Prinzen übertragen werde. Das erstere würde am meisten zugesagt haben, aber durfte man Frankreich so vor den Kopf stoßen? Hieß das nicht, den Krieg unvermeidlich machen? Das Gutachten fand, solange Frankreich in seiner gegenwärtigen Haltung verharre, sei es dem Kaiser unmöglich, etwas für die Christenheit zu thun; er sehe sich dadurch zu einem unerträglichen Aufwande genötigt. Wagte er aber den Krieg, so würde dadurch alles bisher Errungene aufs Spiel gesetzt werden; selbst wenn er siegte, würden seine Kräfte so geschwächt werden, daß er dann noch weniger gegen Türken und Ketzer ausrichten könne. Deshalb möge es sich doch empfehlen, Mailand an einen der französischen Prinzen zu geben, aber unter Bedingungen,

welche das kaiserliche Interesse nach allen Richtungen sicher stellten.

Wenn man diese Bedingungen liest, welche Frankreich zugemutet werden sollten, kann man sich des Staunens nicht erwehren. Frankreich sollte nicht nur die Ausführung alles dessen verbürgen, was es in den Verträgen von Cambrai und Madrid auf sich genommen hatte, sondern noch weit darüber hinaus für die gesamte Politik des Kaisers eintreten: es sollte zusammen mit ihm für die Berufung des Konzils und die Durchführung seiner Beschlüsse wirken; es sollte gegen König Heinrich das Recht seiner verstoßenen Gemahlin vertreten; es sollte nicht nur überhaupt gegen den Türken Beistand leisten, sondern vor allem seine Kräfte mit denen des Kaisers verbinden, um Barbarossa zu vernichten; es sollte nicht nur auf alle feindseligen Verbindungen im Reiche verzichten, sondern positiv für die Interessen Ferdinands arbeiten, für die Anerkennung seiner Wahl und für die Unterwerfung Ungarns; ja es sollte sogar in Skandinavien mit dem Kaiser gemeinsame Sache machen, welcher vor seinem Zuge nach Tunis den Pfalzgrafen Friedrich mit einer seiner dänischen Nichten vermählt und ihm seinen Beistand für die Gewinnung der Kronen von Dänemark, Norwegen und Schweden in Aussicht gestellt hatte. Kurz, Frankreich sollte sich noch viel unbedingter, als es nach schweren Niederlagen in den Verträgen von Cambrai und Madrid gethan hatte, zum einfachen Diener der kaiserlichen Politik erniedrigen, dasselbe Frankreich, von dem man doch gestand, daß es diese ganze Politik durch seine feindselige Haltung lahm zu legen vermöge. Und was dachte man ihm für diese Selbstvernichtung zu bieten? Der Herzog von Orleans, hieß es, für welchen Frankreich vermutlich Mailand fordern werde, sei nicht zulässig, eher könne man es seinem jüngeren Bruder, dem Herzog von Angoulême, geben, der dann etwa mit Sforza's Witwe zu verheiraten sei. Dieser Angoulême müsse dann aber ganz in des Kaisers Hand gegeben werden, so daß dieser die wirkliche Herr-

schaft über Mailand festhalte, indem die wichtigsten Plätze seinen Hauptleuten unterstellt würden, u. s. w.*).

Natürlich konnte man den französischen Wünschen mit solchen Phantasien nicht begegnen; wie man sich wirklich erklärt hat, wissen wir nicht. Anfang Dezember hatte Hannaert Audienz bei König Franz, um dessen Bescheid entgegenzunehmen. Dem Wunsche des Kaisers, sich über seine Stellung zu den Ketzereien und den Türken zu äußern, entsprach der Allerchristlichste keineswegs; vielmehr sagte er, der Sultan habe ihm ein Heer von 100 000 Mann zugesagt. König Heinrich habe ihm so große Dienste geleistet, daß er ihn unmöglich verlassen könne. Was der Kaiser in betreff Mailands vorschlage, sei so unbefriedigend, daß er jetzt Verbündete suchen werde, wo er sie finde. Aber er sprach jetzt nicht nur von Mailand; gegen den Herzog von Savoyen, sagte er, habe er so ernste Ansprüche, daß sie durchaus erfüllt werden müßten **).

Es ist unnötig, den diplomatischen Feldzug im einzelnen zu verfolgen, da es von vornherein feststand, daß eine Verständigung nicht herbeigeführt werden konnte. Frankreich blieb dabei, Mailand für den Herzog von Orleans zu fordern, den Karl wegen seiner Vermählung mit Katharina de' Medici unter keinen Umständen in Italien wissen wollte; er suchte mit den schönsten Gründen die Wahl Angoulême's zu empfehlen, die in Frankreich als unmöglich zurückgewiesen wurde, ohne daß man nur genau wußte, mit welchen Bedingungen sie der Kaiser zu belasten dachte. König Franz mußte die Ueberzeugung gewinnen, daß er auf friedlichem Wege nie zu dem gelangen werde, was ihm für das Interesse seines Landes notwendig schien. Er befahl deshalb dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg, die Werbung deutscher Landsknechte zu beschleunigen, sandte Langey zu

*) Das seltsame in den Papiers de Granvelle 2, 395 ff. abgedruckte Aktenstück wird dort als eine Arbeit Granvelle's bezeichnet.

**) Hannaert an Karl den 7. Dezember. (Gayangos.)

neuen Verhandlungen mit den Protestanten ins Reich, drängte König Heinrich zur Teilnahme am Kriege und erteilte seinem Botschafter an der Pforte Befehl, das längst gewünschte Bündnis mit dem Sultan zum Abschlusse zu bringen, was denn auch wirklich im Februar 1536 geschah*). So sehr es in des Kaisers Interesse lag, den unvermeidlich gewordenen Bruch hinauszuschieben (selbst wenn der König darauf bestehe, daß Mailand an Orleans gegeben werde, schrieb er Hannaert am 23. Januar, solle er doch die Verhandlung nicht abbrechen), bereits am 1. Februar mußte er auch seinerseits umfassende Rüstungen in Italien, Spanien und Deutschland anordnen**).

Inzwischen hatte sich in England ein für die Stellung der Mächte wichtiges Ereignis zugetragen: am 7. Januar war die unglückliche Königin Katharina ihren Leiden erlegen. Karl hatte ja allerdings, wie wir sahen, schon vor einem Jahre von seiner leidenschaftlichen Opposition gegen König Heinrich eingelenkt, aber doch niemals die Vertretung der Rechte seiner Tante ganz aufgeben können. Ihr Tod mußte die längst gewünschte Annäherung wesentlich erleichtern, wenn dieselbe auch noch immer durch die Stellung ihrer Tochter Marie erschwert wurde, für welche der Kaiser die Herstellung ihrer Erbansprüche forderte. Cromwell triumphierte, jetzt stehe der engen Freundschaft mit dem Kaiser nichts mehr im Wege, jetzt habe man freie Hand, die zudringlichen Forderungen Frankreichs abzuweisen. Ohne Zweifel empfand König Franz sofort die Wirkung dieser Verhältnisse: auf den Beistand Englands durfte er weniger als je rechnen. Aber auch in Deutschland hatten die Dinge eine verdrießliche Wendung genommen. Zwar, daß es der Gewandtheit Langey's gelingen werde, den Schmalkaldischen Bund zu einer Aktion gegen den Kaiser zu bewegen, hatte er wohl

---

*) Charrière 1, 283 ff.

**) Karls Briefe vom 1. Februar an die Kaiserin und seinen Gesandten in Portugal bei Gayangos.

kaum erwarten können; höchst empfindlich aber mußte es für ihn sein, daß die baierischen Herzoge, welche trotz ihrem Vertrage mit König Ferdinand doch immer freundliche Beziehungen zu Frankreich unterhalten hatten, sich jetzt zum offenen Bruche mit ihm hinreißen ließen. Der Tod Sforza's erweckte in ihnen die wunderliche Hoffnung, daß der Kaiser Herzog Ludwig mit der Hand seiner verwitweten Nichte beglücken und mit Mailand belehnen könne, und diese Chimäre übte trotz der kühlen Zurückhaltung Karls einen solchen Zauber, daß sie beschlossen, sich an dem bevorstehenden Kriegszuge des Kaisers mit einem kleinen Hilfscorps, und zwar unter der persönlichen Leitung Herzog Ludwigs, zu beteiligen*). Von der kühnen Wendung, welche sie gleichzeitig der deutschen Politik des Kaisers zu geben dachten, werden wir später hören.

Unter diesen Umständen schien es König Franz nicht zweckmäßig, seinen Angriff direkt auf Mailand zu richten und sich damit des offenen Bruches des Friedens von Cambrai schuldig zu machen. Sowohl König Heinrich als der Papst hatten sich so gestellt, daß Frankreich nur dann noch irgend etwas von ihnen hoffen zu können schien, wenn es die Schuld des Angriffs auf den Kaiser werfen konnte. So beschloß man zu thun, was man schon seit einiger Zeit vorbereitet hatte, und was dem französischen Interesse in jeder Beziehung besser entsprach, als die Invasion Mailands, nämlich den Herzog von Savoyen mit Krieg zu überziehen. Dieser Herzog, mit der Schwester der Kaiserin vermählt, hatte sich mehr und mehr auf die kaiserliche Seite geneigt, welcher er durch die gesamte Situation zugeführt wurde. Seit Jahren in endlosen Streit mit dem von der Reformation ergriffenen Genf verwickelt, hatte er zwar bei seinem Schwager bis dahin keinen thatsächlichen Beistand gefunden, aber doch die Gewißheit gehabt, daß Karl auch hier, wenn er irgend könne, der Ketzerei Widerstand leisten und seinen

*) Akten des Münchener Staatsarchivs.

Einfluß bei der Kurie, der Eidgenossenschaft und Frankreich für ihn einsetzen werde. Vielleicht waren es denn doch auch diese Einwirkungen, welche es dem Herzog am Ende des Jahres 1535 möglich machten, Genf so zu bedrängen, daß die Unterwerfung der Stadt unvermeidlich schien. Nun aber eilten die Eidgenossen unter Berns Führung der bedrohten Nachbarin zu Hilfe und warfen die Savoyarden zurück. Die so geschwächte Macht des Herzogs beschloß König Franz anzugreifen. Er hatte eine lange Reihe von Ansprüchen und Beschwerden gegen denselben*), die, wie er Hannaert ja schon Anfang Dezember erklärte, durchaus befriedigt werden müßten. Seitdem war diese savoyische Frage in den Verhandlungen mit dem Kaiser immer schärfer in den Vordergrund geschoben worden. Karl erklärte kategorisch, wenn der König den Herzog in durchaus ungerechter Weise angreife, könne er denselben unmöglich im Stiche lassen. Aber der Angriff war bereits beschlossene Sache: am 6. März brachen die Franzosen in Savoyen ein, bemächtigten sich in kurzem des ganzen Herzogtums und stiegen dann nach Piemont hinüber, dessen Hauptstadt Turin ihnen ebenfalls in die Hände fiel.

Der Kaiser war seit seiner Landung in Trapani bemüht gewesen, seine süditalienischen Besitzungen, von deren sehr unerfreulichen Zuständen wir oft gehört haben, in bessere Ordnung zu bringen. Das Volk von Sizilien hatte seinen Monarchen seit Menschengedenken nicht gesehen; nun erschien dieser jugendliche, mit den höchsten Würden geschmückte Fürst, der soeben einen glorreichen Sieg über den gefürchteten Feind errungen hatte, von dessen Waffen Sizilien auf allen Seiten bedroht wurde: außerordentlicher Jubel begrüßte ihn, wo er sich zeigte. Als er am 13. September in Palermo einritt auf herrlichem Roß, das ihm die Stadt geschenkt, waren die Menschen aus allen Teilen der Insel zusammengeströmt, um den Besieger des

*) Man findet sie aufgezeichnet in den Memoiren du Bellay's Anfang des 5. Buchs.

Türken zu begrüßen. Nach dreitägigen Festlichkeiten eröffnete der Kaiser das Parlament. Er ließ eine Rede verlesen, welche in ähnlichen Wendungen, wie wir sie öfter in Spanien vernommen, sein Bedauern aussprach, daß er nicht sofort nach seinem Regierungsantritte, wie er gewünscht, dieses ihm sehr teure, durch seine Treue und Tapferkeit ausgezeichnete Land habe besuchen können. Wie außerordentlich ihm dasselbe am Herzen liege, habe er durch den eben beendeten Zug nach Afrika bewiesen, der hauptsächlich der Sicherheit und dem Wohle Siziliens gegolten, und dadurch, daß er, obwohl ihn seine anderen Reiche gerufen, auf der Insel gelandet sei, um ihre Uebelstände durch seine Gegenwart zu heilen. Die drei Arme des Parlaments möchten ihm helfen, dieselben zu beseitigen, welche namentlich im Justizwesen sehr schlimm geworden seien; sie möchten aber auch, da er seinen Schatz durch die fortdauernden Anstrengungen zum Schutze der Insel und des christlichen Glaubens fast erschöpft habe, demselben durch eine außerordentliche und reichliche Bewilligung zu Hilfe kommen. Das Parlament entsprach den Wünschen des Kaisers nach Kräften. Es beschloß ein außerordentliches Servizio von 250 000 Dukaten, das in vier Monaten erhoben werden sollte, und suchte den ärgsten Mißständen in der Justiz abzuhelfen, ohne freilich die eigentliche Wurzel des Uebels zu berühren. Ebenso kam der Kaiser den Wünschen des Parlaments bereitwillig entgegen, bestätigte alle alten Privilegien der Insel, versprach die Thätigkeit des Vizekönigs streng an ihr Wohl zu binden, suchte aber hauptsächlich dadurch zu wirken, daß er sein persönliches Interesse für alle Angelegenheiten der Bevölkerung kund gab. Auf das lebhafteste zeigte er sich von den Kunstschätzen der Insel angezogen, welche er nach allen Richtungen recht gründlich kennen lernen zu wollen schien. Denn als er Mitte Oktober von Palermo aufbrach, bestieg er nicht etwa das Schiff, sondern ritt quer durch die Insel nach Taormina, von wo er sich dann nach Messina begab. Auch hier verweilte er zehn Tage. Als er nach Cala=

brien hinüberfuhr, hatte sein dritthalbmonatlicher Aufenthalt auf der Insel dieselbe mit festen Banden an sein Haus geknüpft; für die früher mehrfach von Frankreich gemachten Trennungsversuche war kein Raum mehr*).

Ebenso ließ er sich angelegen sein, das Königreich Neapel wirklich kennen zu lernen und so viel als möglich durch sein persönliches Erscheinen auf die Bevölkerung zu wirken. Es war ihm nicht zu viel, den weiten Landweg nach Neapel auf dreiundzwanzigtägigem Ritte zurückzulegen; die zweimalige Rast bei den Fürsten von Bisignano und Salerno wurde benutzt, um mit den angesehensten Bewohnern der Gegend in Berührung zu kommen. Am 25. November in Neapel angelangt, blieb er dort bis zum 22. März. Die Neapolitaner hatten, was ihnen seit dem Beginne des Jahrhunderts nicht mehr zu teil geworden war, ihren Herrscher einmal wirklich in ihrer Mitte. Seit 1532 wurden sie von dem Vizekönig Don Pedro Alvarez de Toledo regiert, welcher die spanische Herrschaft mit rücksichtsloser Energie, aber auch mit großem Geschick recht eigentlich erst begründete. Sie hatten wohl gehofft, die Rücknahme mancher harten Maßregel zu erlangen; das erwies sich jedoch als eitle Täuschung. Toledo verstand es vortrefflich, die Klassengegensätze für sich in Bewegung zu setzen, und schließlich wurde dem Kaiser die unerhörte Gabe von anderthalb Millionen Dukaten bewilligt, die er dann selbst nötig fand, um eine halbe Million zu ermäßigen. Das lebenslustige Volk hatte wenigstens die Freude, eine lange Reihe glänzender Festlichkeiten zu genießen, zu denen viele der vornehmsten Anhänger des Kaisers aus ganz Italien herbeigeeilt waren**).

Während des Aufenthalts in Neapel nahm die europäische Situation eine immer ernstere Gestalt an und Karl mußte alle seine Gedanken darauf richten, wie er den unzweifelhaft bevor-

*) La Lumia, La Sicilia sotto Carlo V p. 256 ff.

**) de Leva 3, 159 ff.

stehenden abermaligen Kampf mit Frankreich durchfechten könne. Schon am 20. Februar schrieb er seiner Gemahlin, nach Hannaerts Meldungen gestehe König Franz seine feindseligen Absichten gegen Savoyen ganz offen ein. Er werde, um die Rüstungen vollenden zu können, den Bruch mit Frankreich hinauszuschieben suchen; aber ein Ueberfall Savoyens könne seine Pläne vereiteln. Die Kaiserin müsse deshalb die Vorbereitungen in Spanien so-viel als möglich beschleunigen, 8—10000 Mann zum Schutze Navarras, 3—4000 Mann für Roussillon aufstellen. In einem späteren Briefe (er wußte jetzt schon von dem französischen Angriffe auf Savoyen) sagte er, es sei ein großes Glück, daß er nicht so früh, wie er ihr in Aussicht gestellt, nach Spanien zurückgekehrt sei; denn er würde dann in die größte Verlegenheit gekommen sein, da Frankreich so wohl gerüstet, er aber mit Geld und Truppen so übel versehen sei. Jetzt gelte es alle Kräfte in Bewegung zu setzen, vornehmlich Geld zu sammeln, wo es irgend zu finden sei: „sollte uns Gott etwas von Peru senden, so laß es nehmen, auch wenn es für Privatpersonen bestimmt ist.“ Auch die Subsidien des Klerus soll sie rasch sammeln. „Verliere den Mut nicht,“ rief er ihr zu, „denn hier wird jede Anstrengung gemacht werden, dem Feinde wirksam zu begegnen. Aber dafür ist Geld, Geld und immer mehr Geld nötig; sende deshalb was schon gesammelt ist und thue das Aeußerste, um mir die nötigen Summen zu verschaffen“ *).

Neben der militärischen Rüstung gingen die diplomatischen Verhandlungen unausgesetzt fort, da der Kaiser, wie er immer wieder erklärte, den offenen Bruch möglichst lange hinauszuschieben suchen mußte. Während er dem französischen Gesandten immer neue Aussichten auf eine doch noch mögliche Verständigung eröffnen ließ, bemühte er sich, den Papst auf seine Seite zu ziehen; das war aber eine schwierige Aufgabe. Paul III. lag seit langer Zeit mit dem Herzog von Urbino in bitterem Hader

*) Gayangos V, 2, 48 ff.

über Camerino, mit dem er für seinen Sohn Pierluigi den Anfang einer fürstlichen Stellung zu gewinnen dachte, und forderte in dieser Sache von dem Kaiser eine Unterstützung, welche ihm nicht gewährt werden konnte. Wir kennen eine Konsulta des kaiserlichen Rats aus dem April 1535, worin auch diese mißliche Angelegenheit erörtert wird. Es sei zu fürchten, heißt es darin, daß der Papst alle versöhnlichen Maßregeln zurückweisen werde, „da er nur daran denkt, seine eigene Familie zu bereichern". In der That, in dem Augenblicke, wo Karl sich anschickte, gegen Tunis zu segeln, ließ ihm der Papst eröffnen, wenn ihm der Kaiser in der Sache von Camerino nicht helfe, müsse er sich um den Beistand Frankreichs bemühen*). Eben damals gab er unzweideutig kund, daß er auch die dringendsten Vorstellungen des Kaisers unbeachtet lassen könne, indem er den Bischof Jean du Bellay, Karls eifrigsten und geschicktesten Gegner namentlich in der englischen Ehescheidungsfrage, mit dem roten Hute beglückte. Er konnte freilich diese der kaiserlichen Partei höchst anstößige Wahl damit rechtfertigen, daß er gleichzeitig dem tapfersten der Gegner König Heinrichs, Bischof Fisher, und dem bewährtesten Vertreter des kaiserlichen Interesses, Erzbischof Schomberg, dieselbe Auszeichnung gewährte; er wußte bei dieser Gelegenheit die verschiedensten politischen und kirchlichen Richtungen zu erfreuen: zu den Erkorenen gehörte auch Gasparo Contarini.

Als der Kaiser das italienische Festland betrat, ließ sich noch keineswegs sagen, wie der Papst sich in dem bevorstehenden Kampfe stellen werde; von Frankreich natürlich fortwährend auf das eifrigste umworben, forderte er von Karl hauptsächlich zwei Dinge: Erfüllung seines alten Wunsches in betreff Camerino's und energische Durchführung des päpstlichen Urteils gegen England. Zur Verhandlung darüber erschien beim Kaiser schon am 4. November des Papstes Sohn Pierluigi. Karl verstand

*) Gayangos V, 1, 450 und 494.

es vortrefflich, unbequeme Geschäfte unter den einleuchtendsten Gründen hinauszuschieben; war es nicht viel zweckmäßiger, daß sich der Kaiser über alle diese Dinge persönlich mit dem heiligen Vater verständige? Als sich endlich Pierluigi am 9. Dezember zur Rückkehr anschickte, gab ihm Karl ein Schriftstück mit, welches dem Papste zu Gemüt führte, wie zwingende Gründe er habe, sich gegen Frankreich zu erklären. Die Christenheit, war darin gesagt, werde jetzt hauptsächlich durch zwei Dinge bedroht, die deutsche Ketzerei und den Abfall Englands. Beiden Gefahren könne nur durch das Konzil begegnet werden. Wie einst des Kaisers Bemühungen, die Ketzerei im Reiche auszurotten, auf den Reichstagen zu Augsburg und Regensburg (Campeggi könne es bezeugen) daran gescheitert seien, daß die abtrünnigen Fürsten bei gewissen Potentaten interessierten Rückhalt gefunden hätten, so werde auch jetzt das Konzil vornehmlich durch Frankreich verhindert, welches ebenso ein kräftiges Vorgehen gegen England unmöglich mache. Der Papst müsse deshalb von König Franz fordern, daß er über diese beiden Punkte vollkommen sichernde Erklärungen gebe. Kirchlich war ja allerdings die Lage so klar wie möglich, aber das war sie eigentlich immer seit Luthers Auftreten gewesen, und dennoch hatten die verschiedenen Päpste dadurch nicht bewogen werden können, sich fest auf die Seite des Kaisers zu stellen. Wie Leo X. und Clemens VII., so hatte auch Paul III. gewichtige Gründe, sich durch das kirchliche Interesse nicht bestimmen zu lassen, indem er es zugleich doch verstand, seine Politik als vom kirchlichen Interesse bestimmt hinzustellen. Er würde, hieß es, riskieren, Frankreich zu noch viel schlimmeren Dingen zu reizen, wenn er für den Kaiser Partei nehme, und wer solle für den der Christenheit so notwendigen Frieden wirken, wenn er seine neutrale Stellung aufgebe?*)

*) Gayangos V, 1, 567 f. 580 ff., V, 2, 65. Dieselben Argumente, mit welchen der Kaiser im Dezember 1535 den Papst zur Erklärung

Wie der venezianische Botschafter bei der Kurie berichtet, war die Stimmung des Papstes gegen den Kaiser damals die übelste. Er hatte an den afrikanischen Erfolgen Karls, welche er zuerst mit einer großartigen Festlichkeit gefeiert hatte, jetzt durchaus keine Freude mehr, weil er dessen Uebermacht dadurch noch verschlimmert zu sehen fürchtete. Man fand ihn in dem intimsten Verkehr mit den Franzosen an seinem Hofe, gegen die er sich über die Ansprüche ihres Königs sehr günstig äußern sollte. Den befehlenden Ton, in welchem der Kaiser die Berufung des Konzils fordere, fand der Papst unerträglich. Als Pierluigi nach Rom zurückgekehrt war, sagte er dem venezianischen Orator, der Kaiser sei durch seinen afrikanischen Sieg so in seinem Selbstgefühl gehoben, daß er keinen Fürsten mehr beachte, und der Papst rief eines Tages vor vielen aus: „Wahrlich, dieser Kaiser ist jetzt gar zu mächtig. Hätten wir ein Mittel, ihn zu demütigen!" *) Daß er aber, wie der Venezianer meint, so weit gegangen sei, König Franz zum Einfall in Italien aufzufordern, ist nicht recht glaublich. Seine Neutralität behauptete er jedoch gegen des Kaisers Andringen nachdrücklich.

Obwohl es Karl in Neapel gelungen war, Venedig wieder zu der Liga von 1529 zurückzuführen, überhaupt die Verhältnisse in Italien, vom Papst abgesehen, sich im ganzen recht günstig gestalteten, aus Deutschland gemeldet wurde, daß die französischen Werbungen bei den Fürsten keinen Anklang fänden, drängte sich immer wieder die alte Sorge vor, wie England den bevorstehenden Kampf ausbeuten werde. Der kaiserliche Botschafter hatte kürzlich noch in seinen Verhandlungen mit

---

gegen Frankreich zu drängen suchte, wiederholte später König Ferdinand oft in seinen Unterredungen mit dem Nuntius Morone, um immer dieselbe Antwort zu erhalten.

*) S. die von Friedensburg in der Einleitung zu Vergerio's Depeschen mitgeteilten Auszüge aus Bragadin's Berichten. Nuntiaturberichte 1, 63 ff.

Cromwell die Herstellung der alten Freundschaft an sehr harte Bedingungen geknüpft: König Heinrich müsse zum Gehorsam gegen Rom zurückkehren, seine Tochter Marie in ihre legitimen Rechte wieder einsetzen, Hilfe gegen den Türken leisten und ein Offensiv- und Defensivbündnis eingehen. Es versteht sich von selbst, daß König Heinrich von einer Demütigung unter Rom nichts wissen wollte; wie hätte er gerade jetzt, wo der neue Zwist der alten Rivale ihm die günstigsten Aussichten eröffnete, dazu kommen sollen? In der That sah sich der Kaiser sehr bald veranlaßt, ganz andere Saiten aufzuziehen. Die Nachricht vom Einfall der Franzosen in Savoyen hatte seine Abreise von Neapel beschleunigt, am 25. März traf er in Gaeta ein; hier trat ihm Herr von Vély mit der Forderung entgegen, sich über ein neues Ansinnen seines Herrn zu erklären: es genügte König Franz nicht mehr, Mailand für den Herzog von Orleans zu verlangen, er wollte jetzt den Nießbrauch des Landes selbst haben und zwar sofort. Karl fand diese Forderung ganz extrem, ebenso die an dem Herzog von Savoyen verübte Gewalt, der doch ausdrücklich in die Verträge von Madrid und Cambrai aufgenommen worden und ein Vasall des Reiches sei. König Franz, schrieb er Hannaert, scheine seine Ansprüche um so erstaunlicher zu steigern, je mehr er zum Frieden geneigt zu sein behaupte. Dieses Auftreten Frankreichs mußte natürlich den Wunsch des Kaisers verstärken, mit England freundliche Beziehungen herzustellen. So richtete er denn am 28. März ein Schreiben an Chapuis, welches uns seine Politik gegen England bereits vollständig verändert zeigt. Allerdings, sagte er, sei es von höchster Wichtigkeit, daß König Heinrich in den Schoß der römischen Kirche zurückkehre, Chapuis solle alles dafür thun, namentlich dem Könige die große Gefahr vorstellen, in die er geraten müsse, wenn der Papst die Fürsten zur Vollstreckung seines Urteiles aufrufe; er, der Kaiser, werde sich dem nicht entziehen können. Er werde gern bereit sein, zwischen Heinrich und der Kurie zu vermitteln, namentlich in betreff der Annaten

für England die vorteilhaftesten Bedingungen zu gewinnen. Sei aber gar keine Aussicht, in diesem Punkte bei Heinrich etwas zu erlangen, so wolle er, obwohl mit großem Widerstreben, eine Weile davon absehen und mit dem Könige verhandeln, ohne sein Verhältnis zu Rom zu berühren. Die Rechte und die Ehre der Prinzessin Marie müßten gesichert werden; wolle aber der König auch darauf nicht eingehen, so müsse man diesen Punkt ebenfalls ruhen lassen. Es sei ja in hohem Grade zu beklagen, wenn Heinrich nicht wieder zur Kirche zurückkehre, aber die Zukunft könne alles gut machen, besonders wenn Marie zur Regierung komme; für sie in jeder Weise zu sorgen, sei das Wichtigste. Nachdem die Idee des Kaisers gescheitert war, Frankreich für seine englische Politik durch die Heirat des Herzogs von Angoulême mit Marie zu gewinnen, hatte er seit einiger Zeit eine andere Partie für seine Cousine ins Auge gefaßt: der portugiesische Infant Dom Luis sollte sie heiraten. Chapuis trug er auf, diesen Plan zu befördern. Könne er nicht erreichen, daß sich König Heinrich auf seine Seite stelle, so müsse er wenigstens danach trachten, daß er nichts für Frankreich thue*).

Man sieht, der abermalige Zusammenstoß mit der französischen Macht setzte die katholische Politik des Kaisers nach allen Richtungen matt. Wie er sich schon vor einem Jahre genötigt gesehen hatte, die deutschen Protestanten seiner friedfertigen Gesinnungen zu versichern, so fand er sich jetzt darin, vorläufig wenigstens, auf alles zu verzichten, was er so manches Jahr mit leidenschaftlichem Eifer in England verfochten hatte: er wollte zu der Ketzerei König Heinrichs ein Auge zudrücken, wenn derselbe nur nicht für Frankreich Partei nehme. Und so empfindlich mußte er in dem Augenblicke zurückweichen, wo er sich anschickte, Rom zu betreten!

Wie wir seine Denk- und Empfindungsweise kennen, hatte

*) Granvelle 2, 440 f. Gayangos V, 2, 54 ff. 72 ff.

es für ihn eine große Bedeutung, endlich in die Hauptstadt der katholischen Christenheit einzuziehen, welcher er vor sechs und vier Jahren zu seinem lebhaften Bedauern hatte fern bleiben müssen. Er sorgte dafür, daß seine kaiserliche Macht sich dabei aufs glänzendste darstelle, während auf der andern Seite Paul III. es sich angelegen sein ließ, daß das vor neun Jahren von den kaiserlichen Banden verwüstete Rom dem weltlichen Oberhaupte der Christenheit einen pompösen Empfang bereite. Je näher der Kaiser ihm kam, welcher allerdings auch seinerseits den einen Augenblick angeschlagenen gebieterischen Ton sehr gemäßigt und die päpstliche Neutralität anerkannt hatte, destomehr war der Papst zu einer freundlichen Haltung eingelenkt. Nichtsdestoweniger sah er der Ankunft Karls nicht ohne Besorgnis entgegen. Sollte der Kaiser, so meldet der venezianische Orator unmittelbar vor dessen Einzug, den Papst zu etwas zwingen wollen, so werde er sich zwar anscheinend in alles fügen, dann aber zur Nachtzeit aus Rom fliehen*). Natürlich mußte er seine Freude über den Besuch des gefürchteten Gastes um so auffallender kundthun. Mit außerordentlichem Aufwand hatte er die Thore und Straßen der Stadt, welche der kaiserliche Zug berührte, schmücken, an einzelnen Stellen die Straßen verbreitern und an zahlreichen Triumphbögen durch volltönende Inschriften den Ruhm des Kaisers verkünden lassen. Das was Karl für die Verteidigung der katholischen Kirche gegen die Ketzerei gethan hatte, trat dabei völlig in den Hintergrund gegen seinen eben gegen Barbarossa errungenen Sieg, der immer wieder in Gemälden und Versen verherrlicht wurde. Es war ein großartiges Schauspiel, als der Kaiser am Morgen des 5. April in das so geschmückte Rom einzog. Guasto eröffnete den Zug mit 3500 Fußsoldaten und 500 schweren Reitern. Dann folgten Tausende kaiserlicher und päpstlicher Barone, Ritter, Pagen in prächtiger Kleidung; darauf die Behörden Roms.

*) Friedensburg a. a. O. S. 71.

Unmittelbar vor dem Kaiser, der inmitten zweier Kardinäle unter vergoldetem Baldachine ritt, er selbst in einfachster Kleidung, sah man „eine Schwadron von Herzogen, Marchesen, Grafen, Baronen und vornehmen Herren, alle auf das reichste angethan." Auf den Kaiser folgten die Kardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und sonstigen Prälaten, und den Schluß bildeten einige Tausend kaiserliche Soldaten. Vor St. Peter erwartete der Papst den Kaiser, welcher vom Pferde stieg und Sr. Heiligkeit die Füße küßte. Der Papst umarmte ihn und führte ihn unter dem Donner der Geschütze in das Heiligtum, wo dann der Glanz der Zeremonien dem in den Straßen gebotenen gleichkam*).

Hier in Rom sollte nun also endlich über so viele, seit langer Zeit schwebende Fragen womöglich die Entscheidung herbeigeführt werden. Sowohl von kaiserlicher als von französischer Seite wurde noch immer die Miene angenommen, als glaube man an die Möglichkeit, den thatsächlich längst gebrochenen Frieden zu erhalten, eine Verständigung über Mailand herbeizuführen; beide Teile beteuerten wetteifernd ihr Verlangen nach Freundschaft, während sie beide hartnäckig an ihren unversöhnlichen Standpunkten festhielten. Dem Kaiser, welchem trotz allem die Aussicht auf diesen neuen Krieg jetzt noch ebenso widerwärtig war wie vor Jahren, lag daran, in feierlicher Weise kund zu thun, daß er an dieser Heimsuchung der Christenheit vollkommen unschuldig sei. So beschloß er denn, ehe er Rom verlasse, durch einen höchst ungewöhnlichen Akt vor aller Welt diese seine Unschuld darzulegen. Am Morgen des 17. April, des zweiten Ostertages, wohnte er dem Gottesdienste in der Peterskirche

---

*) Man sehe die noch denselben Tag von einem Augenzeugen aufgesetzte Schilderung in Cancellieri's Storia de' solenni possessi de' sommi pontefici (Rom 1802) p. 93 ff. und den Aufsatz Podestà's im Archivio della Società Romana di storia patria 1, 303 ff. Danach verwendete der Papst über 23000 Dukaten auf die Ausschmückung der Stadt.

bei; er erschien in ungewöhnlichem Pomp, in vollem kaiserlichen Ornat, die Krone auf dem Haupte; Pierluigi trug den Reichsapfel, ein Markgraf von Brandenburg das Scepter, sein Großstallmeister das Schwert. Nachdem er die Kirche verlassen, hatte er mit den beiden französischen Gesandten in seinem Palais eine Unterhaltung, welche er kurz mit der Erklärung abbrach, sie möchten ihm zum Papste folgen, da wolle er seine Absichten erklären. Ebenso beschied er die venezianischen Gesandten in den Vatikan, in den Saal des Konsistoriums, wo er die Kardinäle versammelt fand. Er ließ den Papst ersuchen, sich ebenfalls dahin zu begeben. Sobald derselbe erschienen war, stellte er sich neben ihn, die Kardinäle und die genannten Diplomaten bildeten um die beiden Oberhäupter der Christenheit einen Halbkreis, und nun begann der Kaiser in mehr als anderthalbstündiger Rede seinen Streit mit König Franz auseinander zu setzen. Auffallenderweise bediente er sich dabei der spanischen Sprache, deren doch manche der Hörer, auch der eine französische Gesandte, nicht kundig war. Einem der Anwesenden zufolge, welcher noch an demselben Tag über den merkwürdigen Hergang berichtete, sprach der Kaiser mit so großer Würde und Klugheit, mit so vortrefflichem Gedächtnis und in so guter Ordnung, daß alle in Staunen gerieten*).

Seiner Gewohnheit gemäß ging Karl auch hier auf den Anfang seiner Regierung zurück, um zu beweisen, daß er nie etwas anderes als Frieden und Freundschaft mit Frankreich gesucht und dafür mehr als einmal erhebliche Opfer gebracht habe. Wie oft hatte die kaiserliche Diplomatie diesen Gegenstand in ausführlichen Denk- und Druckschriften behandelt! Dennoch wußte der kaiserliche Redner hie und da der Sache eine neue eigentümliche Beleuchtung zu geben. Jedermann mußte den Eindruck gewinnen, daß er mit seiner ganzen Seele

*) S. den Brief bei Gachard, La bibliothèque nationale à Paris 1, 474 f.

in diesen großen Weltfragen lebte und sie nach seinem persönlichen Ermessen leitete*). Sein formelles Recht konnte ja keinem Zweifel unterliegen. Die Verträge von Madrid und Cambrai standen mit dem, was König Franz forderte, in unversöhnlichem Widerspruche. Und trotzdem, sagte der Kaiser, sei er dem Könige weit entgegengekommen, habe ihm Mailand zuerst für den Herzog von Angoulême angeboten, dann sogar unter gewissen Bedingungen in die Belehnung des Herzogs von Orleans gewilligt. Der König dagegen habe Savoyen überfallen, den Nießbrauch von Mailand für sich gefordert, durch ungeheuere Rüstungen und endlose Intriguen in Italien und Deutschland seine feindseligen Absichten kundgethan. So stehe denn die Christenheit abermals vor einem blutigen Kriege unter ihren mächtigsten Fürsten, während sie von Türken und Ketzern aufs schwerste bedroht werde. Um diesem Unheil vorzubeugen, wolle er ein letztes Anerbieten machen. Sei der Kampf unvermeidlich, so wolle er ihn persönlich mit König Franz ausfechten, wie das früher unter christlichen Fürsten geschehen sei. Um allen Schwierigkeiten in betreff des Kampfplatzes vorzubeugen, schlage er vor, daß sie sich auf einer Insel oder auf einem Schiffe träfen. Der Sieger müsse sich verpflichten, dem Papste beim Konzil, gegen den Türken und sonst zum Besten der Christenheit beizustehen. Er seinerseits verspreche das gleich jetzt. Da der König Mailand fordere, müsse er dagegen als Kampfpreis das Herzogtum Burgund einsetzen. In zwanzig Tagen fordere er die Antwort des Königs auf das, was er hier gesagt habe,

*) Ein kurzes Resumé seiner Rede gab der Kaiser in den Schreiben an Hannaert vom 17. und 18. April (Lanz 2, 224 ff.). Sehr ausführlich berichtet darüber das Journal Vandenesse's p. 120 ff. Sodann ist die eingehende Erzählung des Herrn von Bély vom 18. April zweimal wesentlich übereinstimmend gedruckt, zuerst bei Charrière, Négociations 1, 295 ff. und dann bei Gachard, La bibliothèque nationale à Paris 2, 77 ff. Endlich bieten die Memoiren du Bellay's über diese römischen Vorgänge ein sehr reiches Material.

nicht um ihn herauszufordern, oder weil ihm der Krieg lieber sei als der Friede. Denn könne man den Frieden sichern, so werde das Konzil und der Kampf gegen den Türken und tausend andere gute Dinge gewonnen werden.

Als der Kaiser geendet hatte, erklärte der Papst, derselbe habe seinen Wunsch, den Frieden zu erhalten, vor den Versammelten ebenso offenbart, wie früher in der Unterhaltung mit ihm. Dabei sah Karl in einem Papier nach, welches er in der Hand hielt. Er unterbrach den Papst: er habe vergessen ihn zu bitten, daß er seine Rechtfertigung empfange und entscheide, wer von ihnen beiden im Unrecht sei. Finde er, daß er, der Kaiser, unrecht habe, so sei er zufrieden, daß er den König gegen ihn unterstütze; finde er aber das Gegenteil, so rufe er Gott, Se. Heiligkeit und die ganze Welt gegen den König auf. Der Papst fuhr fort, wie der Kaiser, so habe auch der König seinen guten Willen bezeigt, er könne deshalb die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich der Friede erhalten lasse. Den Gedanken des Zweikampfes wies er entschieden zurück; der Tod eines der beiden Herrscher würde ja ein noch größeres Unglück sein als ein großer Krieg. Vielmehr werde er alle Mühe aufwenden, um die beiden zu versöhnen. Um das besser zu können, habe er auf den Rat der Kardinäle beschlossen, neutral zu bleiben.

Natürlich waren die französischen Gesandten von dem ganzen Auftritte peinlich berührt. Der eine von ihnen, der bei der Kurie beglaubigte Bischof von Macon, hatte die Rede nicht verstanden, weil er des Spanischen unkundig war; die Einwendungen des anderen, Vély's, wies der Kaiser zurück. Sowohl Granvelle und Covos wie der Papst versicherten sie, von der Absicht des Kaisers, eine solche Rede zu halten, hätten sie nichts gewußt; der Papst beteuerte, er würde es nicht gelitten haben, wenn er es gewußt hätte. Als am anderen Tage der Kaiser sich vom Papste verabschiedete, baten ihn die Gesandten um die Erläuterung seiner gestrigen Rede, namentlich

ob er den König habe herausfordern wollen. Der Kaiser versammelte wieder alle Anwesenden um sich und erklärte dann in italienischer Rede, er habe nicht den König tadeln oder angreifen, sondern nur sich selbst rechtfertigen wollen; wenn er auch Grund habe, in verschiedenen Punkten mit ihm unzufrieden zu sein, so wünsche er doch in keiner Weise mit ihm zu brechen, vielmehr sei ihm der Friede über alles wert und wichtig. Aber zwingen lasse er sich nicht dazu und komme es zum Kriege, so werde er ihn mit dem Aufgebot seiner letzten Kraft führen und wenn auch die Türken mit ihrer ganzen Macht in seine Länder einbrächen. In keiner Weise habe er den König zum Zweikampf herausfordern, sondern sich nur zu demselben erbieten wollen, um Schlimmeres zu verhüten; er wisse wohl, was er bei der Tapferkeit des Königs damit wage. Aber der Krieg werde zum Ruin der ganzen Christenheit führen, was er dann mit großer Wärme entwickelte, um danach „mit unendlichen Worten" die Segnungen des Friedens zu preisen. Könnten sie beide wirklich Vertrauen zu einander fassen, so sei das das größte Glück, welches je der Christenheit zu teil geworden, während der Krieg dem Türken die Thore öffnen, der Ketzerei unermeßliche Ausbreitung geben, die Fürsten in Gefahr bringen würde, von ihren Unterthanen abhängig zu werden. Die Kirche werde ohne Autorität, die Welt ohne Glauben und Religion sein und der göttliche Zorn namenloses Unglück bringen. Alle diese Dinge sehe er so deutlich und nahe vor sich, daß man sich über seine gestrige Rede nicht wundern dürfe*).

So war es in der That. Was der Kaiser unter der Christenheit verstand, die katholische Welt wurde von dem erneuten Kampfe ihrer beiden mächtigsten Fürsten mit den schwersten Gefahren bedroht. Angesichts eines so furchtbaren und so deut-

*) Bericht der französischen Gesandten vom 19. April bei Charrière 1, 302 ff.

lich erkannten Verhängnisses, könnte man vielleicht meinen, hätte der Kaiser der Erhaltung des Friedens größere Opfer bringen dürfen. Was er König Franz anbot, bedeutete in Wirklichkeit herzlich wenig. Aber wenn er bereit gewesen wäre, Mailand ohne weiteres aufzugeben, würde er damit den Frieden gesichert, nicht vielmehr Frankreich ermutigt haben, den alten Kampf um die Herrschaft über Italien zu erneuern? Und was sollte aus Savoyen werden? Konnte der Kaiser das wichtige Passageland preisgeben, oder ließ sich denken, daß es König Franz räumen werde? Widerstrebten nicht endlich in dem Reich, in den Niederlanden, in Ungarn, im Orient die beiderseitigen Interessen einer dauerhaften Verständigung? Wie die Welt damals lag, hätte auch der ernstliche Wille der beiden Herrscher wirklichen Frieden unter ihnen kaum schaffen können.

Als der Kaiser am 18. April Rom verließ, hatte er für sein Verhältnis zu Frankreich nichts und für seine Beziehungen zum Papste nicht sehr viel gewonnen. Paul III. hielt, wie wir hörten, an seinem Entschlusse der Neutralität unerschütterlich fest. In einem Akte vom 24. April*) erklärte er, er werde diese Neutralität im striktesten Sinne beobachten, keinen der beiden weder direkt noch indirekt unterstützen. Daneben aber verpflichtete er sich, alle Streitfragen über Ferrara ebenso wie die über Camerino und Urbino ein Jahr lang ruhen zu lassen; er wollte damit also den Kaiser zunächst wenigstens nicht mehr bedrängen. Ferner verabredete er mit dem Kaiser eine gemeinsame Aktion in Ungarn. Endlich verhieß er, die katholischen Orte der Eidgenossenschaft ebenso zu unterstützen, wie es sein Vorgänger gethan, womit er einen weiteren Wunsch des Kaisers erfüllte. Das wichtigste aber schien, daß die langen über die Berufung des Konzils geführten Verhandlungen endlich ihrem Ziele nahten. Am 29. Mai ließ der Papst im Konsistorium

*) Gayangos V, 2, 102 f. Vgl. die etwas abweichende Angabe in den Memoiren du Bellay's.

die Bulle verlesen, welche das Konzil auf den Mai des nächsten Jahres nach Mantua berief. Granvelle sagte, wohl mit berechneter Ueberschwenglichkeit, zu dem venezianischen Diplomaten: „Der Papst ist ganz der Unsrige geworden.“ Und der Papst rühmte umgekehrt die vortreffliche Gesinnung des Kaisers; aus Frankreich ertönten bald lebhafte Klagen und Drohungen gegen den Abtrünnigen*).

Kurz vor der Ankündigung des Konzils, am Himmelfahrtstage, hatte der Bischof von Macon vor dem Papste und den Kardinälen an demselben Orte, wo der Kaiser seine große Rede gehalten, die ausführliche Entgegnung seines Königs verlesen. Es kehrten da alle uns bekannten Behauptungen wieder über die Ursachen der früheren Kriege und die Ungültigkeit des Madrider Friedens. Aber auch der Friede von Cambrai sollte keine Kraft gehabt haben, da der König durch die Gefangenschaft seiner Söhne zu demselben gezwungen worden sei. Uebrigens habe er ihn, obwohl er noch härter und unbilliger gewesen als der von Madrid, nie verletzt. Zu allen Zeiten und in allen Dingen wollte er dem Kaiser seine freundlichen Gesinnungen bewiesen haben. Damals, als sein spanisches Land gegen ihn im offenen Aufstande gewesen sei, habe er alles, was in seiner Macht, gethan, um es zum Gehorsam zurückzuführen! In Savoyen habe er lediglich sein unbestreitbares Recht zur Geltung gebracht, den Kaiser gehe das gar nichts an. Ueber Mailand seien sie jetzt im wesentlichen einig, da er auf seine Forderung des Nießbrauchs verzichtet habe und der Kaiser den Herzog von Orleans unter gewissen Bedingungen zulassen wolle, die, wie er behaupte, nur Verständiges und Ehrenhaftes forderten. Sei das wirklich der Fall, so stehe der Sicherung des Friedens nichts im Wege. Für die Erhaltung desselben habe er die größten Opfer gebracht, indem er seine Truppen in Italien zurückgezogen und dem Kardinal von Lothringen alle

*) Friedensburg a. a. O. S. 72 f.

Vollmacht erteilt habe, um die Verhandlungen mit dem Kaiser zu dem erwünschten Ende zu führen. Wenn seine Gesinnungen so wären, wie sie der Kaiser geschildert, würde er dann wohl während dessen Zuges nach Afrika ruhig gesessen haben, wo er ihn doch mit ganz anderer Aussicht auf Erfolg hätte angreifen können als jetzt? Für einen Zweikampf liege doch gar kein Grund vor, da keiner von ihnen den anderen beleidigt habe. Komme es aber wirklich zum Kriege und der Kaiser beharre auf seiner Herausforderung, so werde er bereit sein, ihm die Genugthuung zu gewähren, welche seine Ehre verlange. „So," schloß der König, „erkläre ich vor Euch, heiligster Vater und ehrwürdige Kardinäle, nicht um jemand zu beleidigen, sondern um mich zu rechtfertigen und Euch mein aufrichtiges Verlangen nach Frieden zu beweisen und daß, sollte der Krieg ausbrechen, es nicht meine Schuld sein wird"*).

Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß König Franz in letzter Zeit einige nicht unerhebliche Konzessionen gemacht hatte. Das französische Heer war von Turin gegen Vercelli vorgerückt: der Kardinal von Lothringen, eben jetzt auf der Reise zum Kaiser, befahl ihm, zurückzugehen, was vielen Franzosen als schwerer Mißgriff erschien. Der Kardinal machte diesen Befehl als gewichtigen Beweis der Friedensliebe seines Königs geltend, der Kaiser aber schrieb seiner Gemahlin, die Franzosen würden wohl Vercelli zu stark befestigt gefunden und die Nähe Leyva's gefürchtet haben. Am 26. April erschien dann der Kardinal vor dem Kaiser in Siena. Er brachte den Verzicht seines Königs auf den geforderten Nießbrauch, um desto nachdrücklicher auf der Belehnung des Herzogs von Orleans zu bestehen, und zwar in der Form, daß Mailand für einen Augenblick ihm, dem Könige, abgetreten werde, so daß er es dann

*) Diese vom 11. Mai datierte und schon von du Bellay mitgeteilte Schrift neuerdings bei Gayangos p. 111 ff.

auf seinen Sohn übertrage. Es war doch noch einmal eine sehr ernstliche Verhandlung. Im letzten Augenblicke schien König Franz wirklich vor der schweren Verantwortung des Friedensbruchs zurückzuschrecken, und der Kaiser schrieb seiner Gemahlin, sie könne sich darauf verlassen, wenn irgend welche ehrenhaften Mittel gefunden werden könnten, „um dem gegenwärtigen Kriege ein Ende zu machen", so werde er auf seiner Seite alles thun, was gerecht und verständig sei. Die Dinge seien aber soweit gekommen, daß keine große Hoffnung auf friedliche Beilegung bestehe. Er werde jeden Tag für alle Fälle besser gerüstet; 4000 deutsche Landsknechte seien schon auf dem Marsche nach Mailand.

Wir wissen, wie die Dinge lagen; der König forderte Mailand für seinen zweiten Sohn, dessen mediceische Gemahlin ihm die Aussicht auf weitere Erfolge in Italien sicherte; eben deswegen wollte der Kaiser diesen Orleans nie. Auf die Verhandlung über ihn war er nur zum Schein eingegangen, um Zeit zu gewinnen. Aber auch Angoulême hätte er, wie wir wissen, nur als nominellen Herrn von Mailand zugelassen, unter Bedingungen, welche die reelle Macht über das Herzogtum dem Kaiser gesichert hätten. Der Kardinal hatte die Weisung, die Verhandlungen abzubrechen, wenn der Kaiser Orleans nicht wolle. Er that das nicht, aber der Bruch war damit doch nur um eine kurze Frist hinausgeschoben. Schon Ende April erklärte Granvelle den Krieg für unvermeidlich und am 7. Mai schrieb Karl dem Herrn von Vély, da der König den von ihm gesetzten Termin nicht eingehalten habe, sehe er sich von allen seinen Anerbietungen entbunden an. Sobald Lothringen zum Könige zurückkehrte, hielt dieser den Krieg für entschieden. Zu derselben Zeit schrieb der Kaiser an Hannaert, da der König darauf bestehe, Mailand für Orleans zu haben, so wisse er nichts mehr zu sagen; Hannaert möge seine Papiere in Sicherheit bringen. Am 12. Juni erklärte Montmorency, Vély sei vom Kaiser abberufen worden, Hannaert dürfe sich zurück-

ziehen*). Der Papst bemühte sich zwar noch immer, zu vermitteln, beide Herrscher erklärten sich noch immer bereit, unter verständigen Bedingungen Frieden zu schließen. Aber das waren doch nur bedeutungslose Worte; nachdem der Krieg seit Jahren gedroht hatte, war er jetzt wirklich da.

*) Granvelle 2, 457 ff.

Der dritte Krieg mit Frankreich.

Als der Kaiser Hannaert auftrug, seine Papiere in Sicherheit zu bringen, befahl er ihm zugleich, genau über die Pläne und Streitkräfte Frankreichs zu berichten, und ob es von Deutschland, der Schweiz und England Beistand erwarte. Wir haben früher gehört, wie Karl am 28. März Chapuis angewiesen hatte, in den Verhandlungen mit König Heinrich nötigenfalls auf alle bisherigen Forderungen zu verzichten, um England, wenn auch nicht für den Kaiser zu gewinnen, doch wenigstens von der Unterstützung Frankreichs abzuhalten. Als dieser Brief Mitte April in England eintraf, schienen die Verhältnisse für den Kaiser außerordentlich günstig zu liegen: seit einigen Monaten wußte man, daß Anne Boleyn nicht mehr die Liebe des Königs besitze. Chapuis hatte alles gethan, um die Katastrophe der gehaßten Frau, welcher er das Unglück der Königin und ihrer Tochter und den Bruch mit Rom hauptsächlich Schuld gab, zu beschleunigen. Cromwell floß mehr als je von Beteuerungen seiner Freundschaft für den Kaiser über; als Chapuis ihm einen Brief desselben überreichte, küßte er ihn. Er versicherte, alle Räte des Königs wären ebenso wie er gegen Frankreich, an dem nur Heinrich noch festhalte. Chapuis sah die Lage so günstig an, daß er es zunächst überflüssig fand, von den jüngsten Ermächtigungen des Kaisers Gebrauch zu machen, vielmehr Cromwell wie dem Könige gegenüber an den früher vom Kaiser

gestellten Bedingungen festhielt. Wie erstaunte er da über die schneidende Abfertigung, welche ihm der König erteilte!

Heinrich erklärte sich auf das Lebhafteste für Frankreichs Recht auf Mailand wie auf Burgund, nannte den Madrider Frieden einen höchst unvernünftigen und grausamen, wußte auch den Angriff auf Savoyen zu rechtfertigen. Die unglücklicherweise noch von Chapuis festgehaltenen Forderungen des Kaisers wies er so scharf als möglich zurück. Wenn Karl nicht etwa die Autorität über die ganze Welt beanspruche, so habe er sich ebensowenig um des Königs Verhältnis zu Rom zu kümmern, wie um die Lage der Prinzessin Marie. Er werde sie behandeln, je nachdem sie sich gehorsam oder ungehorsam zeige. Von Beistand gegen den Türken und von Bündnis gegen Frankreich könne erst geredet werden, wenn die alte Freundschaft hergestellt worden sei. Man solle ihn doch nicht für ein Kind halten, das sich erst schlagen und dann streicheln lasse. Bevor man von jemand, dem man schweres Unrecht zugefügt habe, Hilfe fordere, müsse man sein Unrecht eingestehen. Karl müsse ihm sein Bedauern über das in den letzten Jahren Geschehene aussprechen mit der Bitte, daß davon nicht mehr die Rede sein möge. Ueberhaupt habe sich der Kaiser schwerer Undankbarkeit schuldig gemacht: ohne England würde er nie in den Besitz der Kaiserkrone und zur Herrschaft über Spanien gelangt sein; zum Lohne dafür habe er alles gethan, um ihn, Heinrich, seines Reiches zu berauben*).

Was auch Cromwell sagen mochte, um sich zu entschuldigen, daß er einen so radikalen Wechsel in den Gesinnungen seines Herrn gar nicht zu erklären wisse, daß sämtliche Mitglieder des geheimen Rates den König beschwören, er möge eine so günstige Gelegenheit zur Herstellung der Freundschaft mit dem Kaiser nicht versäumen, für diesen konnte es jetzt keinem Zweifel mehr unterliegen, daß er von England nichts zu hoffen habe.

*) Chapuis' Bericht vom 21. April.

Immerhin war es wertvoll genug, daß er trotz der scharfen Worte des Königs doch auch kaum etwas von ihm zu fürchten brauchte. Die beiden mächtigen Gegner sahen sich also wesentlich auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, welche König Franz seit Jahr und Tag gerüstet, der Kaiser wenigstens seit Anfang Februar gesammelt hatte. Sollte nun nicht endlich der Kampf beginnen? Die große Frage war, wo und wie.

Frankreich hatte sich dadurch in eine sehr günstige Lage gebracht, daß es, sein Hauptziel Mailand gewissermaßen zur Seite schiebend, Savoyen und Piemont mit rascher Hand occupiert hatte. Der Angriff auf Mailand war so oft gescheitert, daß eine Erneuerung desselben für die Franzosen wenig verlockendes haben konnte. Wie sich die Dinge auch wenden mochten, der Besitz von Savoyen und Piemont war unter allen Umständen außerordentlich vorteilhaft, ob Frankreich ihn festhielt oder ihn gegen die Auslieferung von Mailand herausgab. Es konnte zunächst ruhig abwarten, was der Kaiser unternehmen werde. Für diesen dagegen lagen die Verhältnisse recht schwierig. Es boten sich ihm zwei Möglichkeiten. Die Franzosen hatten in Piemont Turin, Fossano und Coni stark befestigt und den ersten Platz mit einer Besatzung von mehr als 7000 Mann versehen. Es schien die nächste Aufgabe, den Feind aus diesen Stellungen zu vertreiben; Guasto soll sich entschieden dafür ausgesprochen haben. Aber des Kaisers Gedanken waren schon seit Jahr und Tag auf eine neue Invasion Frankreichs gerichtet. In der früher erwähnten Instruktion für den Grafen Roeulx vom 2. Januar 1535 finden wir den Auftrag für Andrea Doria und Leyva zu erwägen, an welchem Punkte es am zweckmäßigsten sein möge in Frankreich einzudringen. Mit seiner vereinigten Land- und Seemacht, hatte der Kaiser gemeint, würde es leicht sein, die Provence, vielleicht auch Languedoc zu erobern. Aber noch größeren Vorteil verheiße es doch wohl, wenn man von Deutschland her gegen Langres vordringe; dadurch würde man dem Feinde den Zuzug von Truppen

aus der Schweiz und Deutschland abschneiden; vor allem aber wisse man, daß König Franz nichts so sehr fürchte, als einen Angriff aus Paris, das in der That leicht genommen werden könne. Doria und Leyva hatten sich nach einem Berichte des Luis de Avila damit einverstanden erklärt, daß ein Heer von 30 000 Mann durch Burgund in Frankreich eindringe, zugleich aber eine kleinere Abteilung mit der Flotte die Provence angreife*).

Nun hatten sich ja aber seitdem die Verhältnisse vollkommen geändert. Von dem so leicht gedachten Angriffe auf Paris konnte jetzt gar nicht mehr die Rede sein, wo der Kaiser mit seiner Hauptmacht in Oberitalien stand. Aber auch für den anderen Invasionsplan waren die Aussichten verschlechtert. Die Franzosen hatten festen Fuß in Italien gefaßt. Konnte es ratsam erscheinen, sich an die damals freilich auch vom Kaiser leicht angesehene Eroberung der Provence zu wagen, ehe dem Feinde die piemontesischen Plätze entrissen waren? Und auch abgesehen von diesem gewichtigen Umstande, hatten nicht die vor zwölf Jahren von Bourbon bei seinem Angriffe auf die Provence gemachten Erfahrungen bewiesen, daß eine Eroberung derselben keineswegs so leicht sei? Freilich war es ja jetzt in manchen Beziehungen mit der kaiserlichen Macht sehr viel besser bestellt als damals; vor allem stand der Kaiser selbst in voller Rüstigkeit an der Spitze eines vortrefflichen Heeres und seine Flotte beherrschte unter Doria das Meer. Er wußte ferner aus den Niederlanden, daß Graf Heinrich von Nassau mit einer ansehnlichen Macht in die Picardie eindringen könne. Was aber die Hauptsache war: wollte er erst die Franzosen aus Piemont vertreiben, so konnte damit der größte Teil des Sommers hingehen; was hatte er dann mit seinem gewaltigen Heere von 50—60 000 Mann gewonnen und mit dem enormen Aufwande für den Unterhalt desselben? Seine Lage forderte

*) Gayangos V, 1, 364. 384.

einen raschen entscheidenden Erfolg; der konnte nur in Frankreich gewonnen werden. Man möchte sagen: der Kaiser mußte an einen solchen Erfolg glauben. Nach seinen spanischen Biographen Sepulveda und Sandoval galt es ihm für zweifellos, daß nach den in den letzten Monaten unter ihnen gewechselten Erklärungen König Franz gar nicht anders könne, als ihm, wenn er an der Spitze seines Heeres auf französischem Boden erscheine, im offenen Kampfe begegnen, und da fühlte er sich des Sieges gewiß. Es war ja sein Schicksal, bei den kältesten Erwägungen der politischen und militärischen Realitäten doch zuletzt immer das Opfer seines phantastischen Weltberufs zu werden, der ihn jederzeit nötigte, mehr zu wollen, als er konnte.

Der so unter lebhafter Zustimmung Leyva's freilich erst nach langer Beratung beschlossene Einfall in Frankreich wurde dadurch erleichtert, daß der Markgraf von Saluzzo, welchem König Franz den Oberbefehl über einen Teil seiner in Italien stehenden Truppen anvertraut hatte, zum Kaiser übertrat, und infolge davon Fossano kapitulieren mußte. Immerhin war ein guter Teil des Sommers vergangen, als das kaiserliche Heer am 25. Juli, dem Tage des spanischen Schutzheiligen, die französische Grenze überschritt. Vom Feinde war nichts zu sehen, destomehr von einer Thätigkeit desselben zu spüren, an welche niemand gedacht hatte. Montmorency, dem König Franz nach kurzer Ungnade die oberste Führung des Kriegs übertragen hatte, war im Kriegsrat mit seiner Ansicht durchgedrungen, daß dem feindlichen Angriffe mit striktester Defensive begegnet werden müsse und zwar so, daß nicht nur jedem Kampfe mit den Kaiserlichen ausgewichen, sondern ihnen der Aufenthalt auf französischem Boden durch systematische Verwüstung der Wege, der Brücken, der Mühlen, der Vorräte u. s. w. erschwert oder unmöglich gemacht werde. An dieser Kriegsführung sollte einst die Weltmacht Napoleons in Spanien scheitern: jetzt scheiterte der Herr Spaniens an ihr in Frankreich. Nie hätte der Kaiser

etwas derartiges für möglich gehalten; eine solche Defensive schien ihm mit dem französischen Charakter absolut unverträglich zu sein. Einzelnen französischen Obersten war sie auch wirklich unerträglich, aber die Gesamtmacht gehorchte. In zwei großen befestigten Lagern bei Avignon und Valence erwartete sie den feindlichen Angriff. Karl, nachdem er rasch bis Aix vorgedrungen war, tastete unsicher hin und her, ob er Marseille oder Arles angreifen solle; beide Plätze fand er zu gut verwahrt; an einen Versuch gegen das mit aller Sorgfalt eingerichtete Lager von Avignon konnte gar nicht gedacht werden. Nun aber kam rasch die Not der Ernährung eines so großen Heeres in einem verwüsteten Lande. Die überdies von bösem Wetter gehinderte Flotte konnte dem Bedürfnisse von ferne nicht genügen. Es brachen verheerende Krankheiten namentlich unter den deutschen Landsknechten aus. Der Kaiser sah seine Streitkräfte rasch zusammenschmelzen, während er vernahm, daß das feindliche Heer namentlich durch beträchtlichen Zuzug aus der Schweiz verstärkt worden sei. Endlich kam über die Alpen die Kunde, daß die Anhänger Frankreichs in Italien unter Guido Rangone eine ansehnliche Macht zusammengebracht hätten, durch welche bereits Genua bedroht worden war: da blieb dem Kaiser nichts übrig, als am 13. September den Rückzug anzutreten, wie schwer es ihm auch fiel*).

Als er am 4. September dem Grafen von Nassau über diesen unerfreulichen Ausgang des mit so großer Zuversicht unternommenen Feldzugs berichtete**), tröstete er sich damit, daß der Feind ungeheuren Schaden durch die Verwüstung einer großen und reichen Landschaft und dadurch erlitten habe, daß vier Armeen auf seinem Boden gelebt; überdies hoffte er, daß Nassau, welcher Guise erobert und die Belagerung von Péronne

*) Die Memoiren du Bellay's erzählen alle Details dieser Monate in breitester Ausführlichkeit. Vgl. damit Decrue, Anne de Montmorency p. 269 ff.

**) Lanz 2, 248 ff.

unternommen hatte, im Norden glücklicher sein werde, als er im Süden. Aber auch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Nur mit großer Mühe hatte Königin Marie, der es viel lieber gewesen wäre, neutral bleiben zu können, von den Ständen der Niederlande die nötigsten Geldmittel erlangen können; sie war dabei in Flandern, besonders in Gent auf bedenklichen Widerstand gestoßen. Graf Nassau sah sich durch die säumigen Zahlungen von Anfang an empfindlich behindert; in seiner Armee herrschte gleich bei Beginn des Kriegs allerlei Unordnung. Nachdem er Guise genommen, wagte er sich an die Belagerung von Saint-Quentin. Vergebens mahnte ihn die Königin, seine Kräfte nicht in voraussichtlich erfolglosen Belagerungen zu erschöpfen, sondern dem Feinde im offenen Felde entgegenzugehen. „Wir brauchen," schrieb sie, „einen durchschlagenden Erfolg; ein Mißlingen würde auf die Bevölkerung der Niederlande den übelsten Eindruck machen; die Armee hat ihr enorme Opfer gekostet, man hat ihr Wunder verheißen; müßte man das Heer, ohne daß es sich ausgezeichnet, auch den Winter unterhalten, so würde es unmöglich sein, die dafür nötigen Mittel zu bekommen." Nassau zog nun zwar von Saint-Quentin ab, legte sich aber statt dessen Anfang August vor Péronne. Mit aller Energie berannte er den Platz, unternahm drei Stürme. Einen Augenblick breitete sich der Schrecken über das ganze nördliche Frankreich aus; Paris geriet in ängstliche Aufregung. Aber Fleuranges, der Kommandant von Péronne, ließ sich weder durch die Verheerungen des Geschützes und der Minen, noch durch die wiederholten Stürme beugen; Nassau sah sein Heer durch die Kämpfe, durch Desertion und Krankheiten aufs Aeußerste geschwächt: am 8. September beschloß er, abzuziehen. Nicht einmal die früher genommenen Plätze glaubte er behaupten zu können. Ende September war ganz Frankreich vom Feinde frei*).

*) Henne 6. 101 ff.

Lauter Jubel erfüllte das französische Volk; überall sah man große Prozessionen dem Allmächtigen danken. Die Lande des Kaisers, ganz besonders die Niederlande, waren voll tiefer Niedergeschlagenheit und Unzufriedenheit. Sie fürchte, schrieb Königin Marie ihrem Bruder am 15. September, das Land werde sich empören und den Frieden erzwingen: ob es da nicht besser sei, daß ihn der Kaiser herbeiführe; sie denke deshalb an ihre Schwester, die Königin von Frankreich, zu senden. Aber man scheine ja wenig Vertrauen zu ihr zu haben; sie wünsche nichts mehr, als von der Last der Regierung befreit zu werden*). Das war natürlich nicht die Art Karls; wie hätte er denn auch den Frieden erreichen sollen? Mitte August hatte die päpstliche Vermittelung noch einmal zu einem Gedankenaustausch zwischen den feindlichen Parteien geführt, mit genau demselben negativen Erfolge wie stets zuvor. Selbst damals, wo denn doch die Dinge noch recht zweifelhaft lagen, hatte König Franz die sofortige Uebergabe von Mailand und Asti gefordert, während er dem Herzoge von Savoyen nur einen sechsmonatlichen Waffenstillstand und die Entscheidung ihrer Streitfrage durch den Papst bewilligen wollte. Natürlich hatte der Kaiser ein solches Ansinnen entschieden zurückgewiesen. Als sein Aufbruch von Aix nahe bevorstand, erreichte der Nuntius von Montmorency noch einmal eine Anknüpfung; beide Teile erklärten, zu allem Billigen bereit zu sein; dabei hatte es sein Bewenden*).

Inzwischen blieb Paul III. unermüdlich in seiner Friedensvermittelung. Ende August war Barbarossa in Calabrien gelandet und hatte über tausend Menschen getötet oder geraubt; das Bündnis Frankreichs mit dem Türken drohte ernstliche Frucht zu tragen. Galt es da nicht, ein sehr dringendes Interesse der Christenheit zu wahren? Und ließ sich bei der

---

*) Lanz 2, 667.

**) Granvelle 2, 481 ff. Vgl. die Briefe Guicciardini's an den Nuntius Kardinal Trivultio in den Lettere di Principi 3, 152 ff.

Friedensvermittelung nicht auch das Interesse des Hauses Farnese am besten fördern? In seinem Wunsche, den Papst auf seine Seite zu ziehen, hatte der Kaiser sogar die Absicht durchscheinen lassen, Mailand auf des Papstes Enkel zu übertragen; das wies Paul mit verbindlichem Danke zurück, weil er sich Frankreich gegenüber zu oft für Angoulême erklärt habe; aber in Novara, Monferrat und an vielen anderen Punkten ließ sich etwas gewinnen*). Auch abgesehen vom Drängen der Kurie und seiner Schwester Marie, mußte Karl, sobald er nach Italien zurückgekehrt war, die Frage in ernstliche Erwägung nehmen, was jetzt geschehen solle. Es ist sehr merkwürdig, welche Ansichten dabei im kaiserlichen Rate laut wurden.

Die Mitglieder desselben konnten sich natürlich nicht darüber täuschen, daß König Franz jetzt sehr viel weniger als vor dem Beginne des Krieges bereit sein werde, sich auf einen für den Kaiser erträglichen Frieden einzulassen. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Kampf fortgehen werde, drängte sich ihnen von allen Seiten auf. „Wir wissen wohl," sagten sie, „daß, wenn der Feind den Frieden nicht will, man ihn nicht haben kann, und daß, wenn er ihn unter unverständigen und schimpflichen Bedingungen will, das auf dasselbe hinausläuft, und daß, wenn man zum Kriege gezwungen ist, man ihn mit der äußersten Anstrengung führen und das Unmögliche möglich machen muß. Aber Sire, unsere Pflicht im Dienste Ew. Majestät und unser Gewissen verleiht uns die Kühnheit, in aller Ehrerbietung Ew. Majestät vorzustellen, daß es Ihr gefalle, die offenbaren Uebel und Nachteile der Fortsetzung des Krieges noch einmal wohl zu erwägen und das große Glück, welches der Friede für die Christenheit im allgemeinen und für die Reiche und Unterthanen Ew. Majestät im besonderen sein würde. Wir wissen ja wohl, daß Ew. Majestät alles besser versteht, als wir; aber

*) Granvelle 2, 489 ff. Gayangos V, 2, 230 f. Vgl. de Leva 3, 189 ff.

die Sache ist von so großer Wichtigkeit, daß Ew. Majestät diese unsere Vorstellung gewiß gut aufnehmen wird." Man hört deutlich: der Kaiser will mit seiner gewohnten Unbeugsamkeit vom Frieden nichts wissen, seine Räte aber sehen die Unmöglichkeit, den Krieg mit Aussicht auf Erfolg fortzusetzen. Sie stellen ihm vor, was alle seine Reiche durch die früheren und den jetzigen Kampf gelitten haben, die „äußerste Not, in welcher sich alle befinden, die Unmöglichkeit, die Last des Krieges ferner zu tragen". Dazu kommen verschiedene andere Schwierigkeiten: Leyva ist in Frankreich seinen langen Leiden erlegen, der Kaiser hat wenige Männer, den Krieg zu führen, das Kriegsvolk, besonders das deutsche und italienische, ist schwer zu lenken. Gelingt es nicht, den König von Frankreich völlig niederzuwerfen, so wird der Krieg eine unversöhnliche Feindschaft erzeugen und diese die Christenheit in fortwährender Verwirrung erhalten. Die Glaubenssache wird nicht nur nicht geheilt, sondern immer mehr verschlimmert werden; die Abtrünnigen werden den Krieg benützen, um ihre Sekte immer mehr auszubreiten; schon halten sie Versammlungen, um das angekündigte Konzil zu verwerfen. Sodann wird der König den Türken veranlassen, daß er die Christenheit zu Lande und zu Wasser überzieht, worunter besonders der Kaiser und sein Bruder Ferdinand zu leiden haben werden. Welche herrlichen Dinge wird dagegen der Friede bringen: die Feier des Konzils und die Beilegung der Glaubensstreitigkeiten, die Sicherung der Christenheit vor dem Türken, die Pacifikation Deutschlands, die Wiedereroberung Ungarns und Dänemarks, die Herstellung des Glaubens in England, die Vermählung der Prinzessin Marie mit Dom Luis von Portugal, die Sicherung des Herzogtums Geldern und die Ordnung der Dinge in Algier und den anderen Grenzlanden gegen die Ungläubigen. Selbst für den Fall meinte der Rat helfen zu können, wenn König Franz wiederum die von ihm übernommenen Verpflichtungen nicht erfüllte; alle denkbaren Möglichkeiten führte er ins Feld, sogar den leidenden Zustand des

Königs. Rede man aber von Ehre, so sei die des Kaisers vollständig gewahrt, da er gegen den König in sein Land gerückt sei, ohne daß dieser sich zu rühren gewagt habe*).

Die Räte erinnerten auch daran, wie der Kaiser früher selbst Mailand dem Herzoge von Angoulême angetragen habe; der König habe es damals für seinen zweiten Sohn, den Herzog von Orleans, gefordert. Nun aber sei ja durch den plötzlichen Tod des Dauphin Orleans zum Thronerben geworden und König Franz selbst könne jetzt Mailand nur noch für Angoulême wünschen. In der That schien ja durch eine höhere Hand der Weg des Friedens gebahnt zu werden, als sie am 10. August den achtzehnjährigen Dauphin plötzlich abrief. Aber auch dieses Ereignis sollte den Gegensatz nur verschärfen. Der in Wahrheit durch eine große Unvorsichtigkeit ums Leben gekommene Prinz, hieß es, sei durch Gift gemordet und der Kaiser habe das furchtbare Verbrechen angestiftet. Wie vor zehn Jahren, drohte der politische Gegensatz wieder den Charakter bitterster persönlicher Feindschaft anzunehmen. Wenn man das Schreiben liest, durch welches von kaiserlicher Seite jene verleumderische Anklage zurückgewiesen wurde, so hört man aus jedem Satze die äußerste Gereiztheit heraus. Immer wieder wird den Franzosen ihre Feigheit vorgehalten: der Kaiser ist in ihr Land gezogen, hat ihnen länger als einen Monat vor ihrem Lager den Kampf angeboten und sie haben sich aus ihren Verschanzungen nicht herausgewagt. Jetzt rächen sie sich mit einer böswilligen, über alle Länder ausgebreiteten Erfindung, um die Fortsetzung des Krieges zu bemänteln**).

Sollte der Kaiser nun jetzt, um seinen endlosen Verlegenheiten zu entrinnen, Mailand bedingungslos an Frankreich abtreten? Die Franzosen, hatte er vor einiger Zeit dem Papste sagen lassen, wollen nicht nur Mailand, sie wollen sich zu ab-

---

*) Das Aktenstück bei Lanz 2, 263 ff.

**) Granvelle 2, 500 ff.

soluten Herren Italiens machen. Er hätte gemeint, damit die Grundlage seiner Macht zu erschüttern. Eher konnte er sich in allen möglichen anderen Richtungen zu schwerwiegenden Konzessionen bequemen. Schon vor längerer Zeit hatte er sich überwunden, wiederholt an König Heinrich zu schreiben und ihn um seinen Beistand gegen Frankreich zu bitten, das unzweifelhaft den Frieden gebrochen habe. Aber trotz der im Mai vollzogenen Katastrophe Anne Boleyn's, von welcher sich Chapuis viel versprochen hatte, war König Heinrich wenigstens in seinen Reden immer feindseliger geworden: der Kaiser strebe nach der Universalmonarchie, sein Einfall in Frankreich könne durch nichts entschuldigt werden; zuletzt forderte er sogar seine Unterstützung gegen den Papst. Im Mai hatte Karl den König durch Heiratsanträge zu gewinnen gehofft*); aber als dieselben nach England gelangten, war Heinrich längst wieder vermählt. Von dieser Seite war offenbar gar nichts zu hoffen. In Italien brachte natürlich die Erfolglosigkeit des Angriffs auf Frankreich eine ungünstige Wirkung hervor; besonders der Papst schien sich mehr und mehr auf die französische Seite zu neigen**). Was mußte unter solchen Umständen von Deutschland befürchtet werden? Konnte Karl hoffen, daß die Protestanten die außerordentliche Gunst des Augenblicks unbenutzt lassen würden? Wenn sie jetzt die von Frankreich gebotene Hand ergriffen? Um dieser Gefahr zu begegnen, faßte er die Möglichkeit ins Auge, ob er nicht die Protestanten durch einige erhebliche Konzessionen gewinnen solle, entweder durch ein ohne den Papst abzuhaltendes Konzil, oder gar durch eine Nationalversammlung. Er schien damit seine bisherige Politik umzukehren.

In der dänischen Verwicklung hatte er niemals eine nennenswerte Thätigkeit entfaltet. Es war für ihn gewiß eine schmerz-

---

*) Gayangos V, 2, 572.

**) S. über diese komplizierten italienischen Verhältnisse de Leva 3, 180 ff.

liche Resignation gewesen, in das wirre Durcheinander der skandinavischen Verhältnisse nie so eingreifen zu können, wie es sein kaiserlicher Beruf und sein persönliches Interesse forderte. Handelte es sich doch da in seinen Augen recht eigentlich um eine zugleich politische und religiöse Rebellion: dieser Norden sollte durch dieselbe Bewegung den Kindern seiner Schwester und der römischen Kirche entrissen werden. Aber die Verhältnisse erlaubten ihm in keiner Weise hier eine mehr als diplomatische Aktion zu versuchen. Erst seit der Verheiratung des Pfalzgrafen Friedrich mit einer seiner dänischen Nichten unternahm es wenigstens Königin Marie, den definitiven Verlust aller Aussichten fern zu halten. Aber ihre Bemühungen stießen auf die allgemeine Abneigung der Niederlande und die entschiedene Ungunst der Zeiten. Diese nordische Thätigkeit sollte beginnen, als der neue Krieg mit Frankreich drohte, die Königin suchte sie selbst nach seinem Ausbruche fortzusetzen. Der Kaiser erkannte, daß das über seine Kräfte gehe. Er bekannte in der Instruktion für seinen Vizekanzler Held, der alle diese Dinge im Norden besorgen sollte, daß ihm die Gewinnung dieser nordischen Königreiche für seine Nichte sehr schwierig erscheine und daß es deshalb wohl am wenigsten übel sein möchte, eine gute Verständigung herbeizuführen. Auf allen Seiten mußte er suchen, seine Hände frei zu machen. Wie immer, sollte auch jetzt wieder König Ferdinand in den ungarischen Dingen die größte Nachgiebigkeit beweisen. „Denn es würde uns unmöglich sein," ließ ihm der Kaiser sagen, „ihm irgend welchen Beistand zu leisten, da wir durch den großen Aufwand, den wir bis jetzt gezwungen waren zu tragen, so sehr zurück und unsere Königreiche und Lande so belastet sind, daß wir nicht wissen, wie wir für das Notwendige zur Fortsetzung dieses Krieges werden sorgen können. Das ist eine der Hauptursachen, welche uns bestimmen, nach unserem Königreich Spanien zu gehen."*)

*) Die Instruktion für Held bei Lanz 2, 268 ff.

Nach dem bisher mitgeteilten sollte man annehmen, der Kaiser sei überall zu Opfern bereit gewesen, um nur den Kampf gegen Frankreich fortsetzen zu können. Nun aber hören wir, daß er in eben dieser Zeit Verhandlungen mit König Franz anzuknüpfen versucht und sich bereit erklärt hat, Mailand dem Herzoge von Orleans zu überlassen. Bald darauf schrieb er seiner Schwester, der Königin Marie, sie möge in geschickter Weise bei Königin Eleonore nachforschen, ob am französischen Hofe eine Neigung zum Frieden bestehe, und in diesem Falle sich wie aus eigenem Antriebe zur Vermittelung bereit erklären*). Der Kaiser befand sich offenbar in der größten Verlegenheit. Von allen Seiten bedrängten ihn Anforderungen, denen er nicht zu genügen wußte. Die Geldnot trieb ihn nach Spanien und doch mußte er, ehe er Italien verlassen konnte, noch mancherlei für die Sicherheit desselben thun. An Leyva's Stelle wurde Guasto mit dem Oberbefehl in Mailand betraut, Monferrat dem Herzoge von Mantua verliehen. Die größten Schwierigkeiten machte das Verhältnis zum Papste. Wir haben schon gehört, wie sehr ihm der Kaiser mißtraute. Es war von einer neuen Zusammenkunft die Rede; schließlich erschien Pierluigi in Genua, um mit dem Kaiser zu verhandeln. Die verschiedensten Möglichkeiten wurden erwogen, um den Papst durch Befriedigung des farnesischen Hausinteresses auf die kaiserliche Seite zu ziehen, eine Verständigung aber nicht erzielt**). Als

---

*) Mit dieser Mitteilung beantwortete Karl am 15. Februar 1537 die Aufforderung seines Bruders Ferdinand, er möge mit Frankreich Frieden machen. Nähere Einzelheiten erfahren wir nicht. Gleich damals fügte er hinzu, nach den bisher gemachten Erfahrungen dürfe er sich keinen Erfolg versprechen; am 28. Februar schrieb er dem Bruder, König Franz zeige deutlich, daß er vom Frieden nichts wissen wolle, da er auf die ihm von Nizza aus gemachten Vorschläge noch gar nicht geantwortet habe. (Wiener Arch.)

**) Nach Briefen Karls an Ferdinand vom 14. November 1536 und 15. Februar 1537 (Wiener Arch.) wünschte Pierluigi u. a. die Verheiratung seines Sohnes Ottavio mit einer Tochter Ferdinands und die Ueberlassung

Karl am 15. November die Instruktion für seinen neuen Botschafter bei der Kurie, den Marques von Aguilar, unterzeichnete, beklagte er sich lebhaft, daß alle seine Bemühungen, den Papst zu gewinnen, zu nichts geführt hätten. Für die Ordnung der mailändischen Streitfrage habe er verschiedene Vorschläge gemacht; einmal das Herzogtum an Dom Luis von Portugal zu übertragen, der dann mit Karl und den italienischen Staaten ein Bündnis zur Verteidigung des Landes schließen solle; sodann Mailand an Angoulême zu geben unter der Bedingung, daß der Kaiser für die Kosten des letzten durch Frankreich verschuldeten Kriegs entschädigt werde. Die Wahl des Portugiesen habe der Papst zwar gebilligt, das Bündnis aber verweigert, ebenso den Vorschlag für Angoulême abgelehnt. Im kaiserlichen Rate meinte man sich auf böse Dinge vom Papste gefaßt machen zu müssen. Es wurde die Frage aufgeworfen, ob nicht ein geheimes Bündnis mit Ferrara, Mantua, Florenz und Urbino zur Verteidigung gegen den Papst zu suchen sei; ob man nicht, wenn sich der Papst für Frankreich erkläre, Venedig dadurch gewinnen solle, daß man ihm die Wiederbesetzung von Cervi und Ravenna gestatte, ob es sich nicht empfehle, wenn Frankreich mit beträchtlicher Macht in Italien eindringe, Parma und Piacenza zu besetzen, da der Papst des Kaisers Feinden den Durchzug durch diese seine Gebiete gestattet, ja König Franz erlaubt habe, sein Heer in Avignon aufzustellen*).

Neben allen diesen Fragen, auf welche es keine befriedigende Antwort gab, drängten andere Sorgen, vor allen die um Herbeischaffung des nötigen Geldes für die Bezahlung von Heer und Flotte. Was wollte es heißen, wenn endlich aus Neapel ein Wechsel über 11 000 Kronen angemeldet wurde? Die Mittel

---

Siena's. Weder Karl noch Ferdinand war geneigt, darauf einzugehen, da sie nicht hofften, den Papst dadurch fest für sich zu gewinnen; Karl ließ aber die Verhandlung in der Schwebe.

*) Gayangos V, 2, 286 ff.

dieses Königreichs, wie Siciliens, mußten hauptsächlich auf die Rüstung zur Abwehr des sicher erwarteten türkischen Angriffs verwendet werden; sie reichten nicht einmal dafür*). So sah sich der Kaiser genötigt, die Rettung wieder von Spanien zu hoffen; wie sehr ihn der Papst in Italien festzuhalten suchte, er mußte nach Spanien; denn nur durch seine persönliche Einwirkung konnte er von den Cortes Bewilligungen zu erlangen hoffen. Am 15. November bestieg er in Genua die Flotte, welche ihn unter Doria's Kommando nach Catalonien hinüberführen sollte.

Wenn wir später den Kaiser in dem Rückblicke auf sein Leben mit besonderer Betonung hervorheben hören, wie oft er nach und von Spanien über das Meer gefahren sei, so meinen wir wohl, er lege doch auf geringfügige Dinge zu viel Gewicht. In Wirklichkeit aber waren diese Seereisen in jener Zeit oft nicht nur etwas sehr lästiges, sondern auch gefährlich. Wir haben früher gehört, was Karl gleich auf seiner ersten Fahrt nach Spanien auszustehen hatte; jetzt ging es ihm noch übler. Nachdem die Flotte schon wieder in Savona und Villafranca ans Land gegangen war, hatte sie sich kaum aufs offene Meer gewagt, als sie von heftigen Stürmen genötigt wurde, auf den kleinen Lerineninseln dicht vor Cannes Schutz zu suchen. Gleich bei der Anfahrt verlor die kaiserliche Galeere über vierzig Ruder. Einen Hafen gab es da nicht; trotzdem verweilte die Flotte sieben peinliche Tage, da die kleinen Eilande doch wenigstens eine gewisse Deckung boten. Als man von neuem in See stach, nötigte der Sturm, nach kurzer Fahrt bei den hyerischen Inseln anzulegen. Da drohte nun nicht allein das Wetter, sondern auch der Feind. In Marseille lagen 28 französische Galeeren, zu denen sich 6 türkische gesellten; dieser Uebermacht hätte das

*) S. die Berichte des Vizekönigs von Sicilien, Ferrante Gonzaga, namentlich seinen Brief vom 15. März 1537 in den Registri di lettere di Ferrante Gonzaga. Parma 1889, p. 33 ff.

kaiserliche Geschwader kaum widerstehen können. Karl drängte daher Doria, die Weiterfahrt zu wagen, dieser aber erklärte, bei solchem Wetter mit Kriegsschiffen aufs offene Meer zu gehen, sei unverantwortliche Verwegenheit; nur zu leicht könne man ans französische Land getrieben werden. Der Kaiser berief einen großen Kriegsrat, der sich trotz aller Ungeduld Doria's Warnung fügte. Wiederholte Versuche, das Meer zu gewinnen, scheiterten, bis dann endlich, da schon die Vorräte knapp geworden waren, das Wetter sich besserte und nun in dreitägiger Fahrt der kleine catalonische Hafen von Palamos erreicht wurde*).

Der Kaiser eilte zu seiner Gemahlin nach Valladolid, wo er Mitte Dezember eintraf. Wie wir hörten, war es hauptsächlich die Geldnot, welche ihn zur Rückkehr nach Spanien trieb; für die Fortführung des Kriegs und die Leitung der europäischen Politik wäre ja sein Verweilen in Italien sehr viel zweckmäßiger gewesen. Es muß deshalb auffallen, daß er die castilianischen Cortes erst am 1. März 1537 für den 15. April nach Valladolid berief. Ueber die Gründe dieser Verzögerung erfahren wir gar nichts; wie uns denn überhaupt die spanischen Quellen für diese Zeit vollständig im Stiche lassen; auch die bis jetzt vorliegende kaiserliche Korrespondenz ist für die nächsten Monate so stumm, als wäre Karl nach den Strapazen seiner zwanzigmonatlichen Abwesenheit in einen tiefen Winterschlaf versunken. Es mögen wohl in seinem Rate sehr ernste Erwägungen angestellt worden sein, ob man nicht von den Cortes dem unzweifelhaften Bedürfnis der Lage entsprechend, außerordentliche Opfer verlangen solle. Aber wie paßte dazu die Stimmung des Landes? Mit welchem Jubel war im Frühling 1535 dieses glaubenseifrige Volk dem Rufe seines Königs gegen Barbarossa gefolgt, aber welche Frucht hatte jene gewaltige Anstrengung getragen? Wenige Monate nach der Eroberung von

*) S. die lebendige Schilderung bei Sepulveda 1. 454 ff., der die Fahrt selbst mitmachte.

Tunis war Barbarossa wieder vor den Balearen erschienen und jetzt sah man die ganze muselmännische Welt sich im Bunde mit dem allerchristlichsten Könige zu einem gewaltigen Angriffe rüsten. Hätte nun dieser Angriff Spanien gegolten, so wäre das Land wohl bereit gewesen, alle seine Kräfte zur Abwehr zusammenzunehmen; aber jedermann wußte, daß Barbarossa mit seinen Schiffen in die östlichen Meere gesegelt war und die mächtigen Flottenrüstungen des Sultans nicht Spanien, sondern Neapel und Sicilien galten. Dazu kam der traurige Ausgang des letzten Feldzugs in Frankreich. Der Franzose hatte trotzdem keine Miene gemacht, wie früher in spanisches Gebiet einzufallen: welches spanische Interesse stand da denn eigentlich bei diesen trostlosen Kriegen auf dem Spiele? Für die Weltpolitik des Kaisers, das haben wir immer wieder gesehen, empfanden wenigstens die in den Cortes vertretenen Elemente des spanischen Volkes nicht die geringste Begeisterung. Wir wissen nicht, ob Karl es versuchte, den katholischen Eifer seiner getreuen Castilianer für die Verteidigung der Christenheit aufzurufen, denn niemand sagt uns etwas von der Proposition, mit welcher er die Cortes eröffnen ließ. Diese aber stellten gleich an die Spitze ihrer Bitten den dringenden Wunsch, der König möge doch immer in Spanien bleiben und sich nicht, wie er gethan, so oft in so große Gefahr begeben. Sie bewilligten ihm dann zwar dasselbe Servicio wie vor drei Jahren, aber dasselbe sollte erst in den Jahren 1538 und 1539 erhoben werden*). Am 2. Juni läßt Karl seinen Feldherren in Italien sagen: „Seit unserer Rückkehr nach Spanien haben wir kaum etwas anderes gethan, als an der Aufbringung der Mittel gearbeitet, welche für die Kosten des gegenwärtigen Krieges nötig sind. Aber die für Flotte und Armee nach Italien geschickten 250 000 Kronen sind das einzige, was wir von den Cortes

---

*) Danvila 2, 104 und 108. Córtes de Leon y de Castilla 4, 635.

haben erlangen können"*), und auch das wohl nur so, daß der Kaiser auf die später zu erhebenden Gelder von den fremden Bankiers teure Vorschüsse erhielt.

Unter diesen Umständen war gar nicht daran zu denken, daß die im vorigen Jahre so kühn unternommene Offensive jetzt hätte wiederholt werden können; man mußte Gott danken, wenn es gelang, die feindlichen Angriffe abzuwehren. Das schien zunächst auf dem nördlichen Kriegsschauplatze völlig aussichtslos. Königin Marie war von ganz verzweifelter Geldnot bedrängt. Sie hatte sofort nach der Beendigung des letzten Feldzuges fast die ganze Armee entlassen müssen, für die Verteidigung der Grenzplätze sah sie sich außer stande, etwas zu thun. Die Franzosen, von diesen Zuständen wohl unterrichtet, beschlossen deshalb, den Hauptangriff auf die Niederlande zu richten. Eine charakteristische Einleitung dazu war es, daß König Franz am 15. Januar 1537 in einer feierlichen Sitzung des Pariser Parlaments die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois, auf welche er in den Verträgen von Madrid und Cambrai hatte verzichten müssen, zurücknahm, und alle Vasallen und Unterthanen dieser Grafschaften von der Treue gegen Karl lossprach**). Bereits am 16. März drang dann ein französisches Heer von 30 000 Mann in Artois ein. Das Land war so gut wie wehrlos. St. Pol und einige andere kleine Plätze wurden rasch genommen; am 13. April mußte auch Hesdin kapitulieren. Die Niederlande schwebten in um so größerer Gefahr, als Herzog Karl von Geldern, welcher sich im Dezember zum Frieden hatte bequemen müssen, von neuem zu den Waffen griff. Aber diese Größe der Gefahr brach den Widerstand, welchen bisher die Vertreter der Provinzen den Forderungen der Königin entgegengestellt hatten. War ihr im

*) Gayangos V, 2, 357.

**) Ausführlicher Bericht darüber bei Ribier, Lettres et memoires d'estat 1, 1 ff.

Herbste von den Abgeordneten Flanderns erwidert worden, sie seien nicht reich genug, um dem Kaiser Frankreich und Italien zu erobern, so standen die Dinge jetzt ganz anders. Es handelte sich nicht mehr um einen Angriff, sondern um die Rettung der schwer bedrohten Heimat. Freilich sehr spät bewilligten die Provinzen genügende Mittel, um den feindlichen Angriff zurückzuweisen, der inzwischen bereits ins Stocken geraten war. König Franz hatte ihm scheinbar sein lebhaftes Interesse zugewendet, er war selbst auf dem Kriegsschauplatze erschienen; aber wie gewöhnlich ermüdete er bald, „er langweilte sich“ *), alle seine Gedanken gingen nach Italien. Schon Ende April zog er mit einem großen Teile der Armee nach Süden ab. Unter diesen Umständen konnte Graf Büren rasch einen Teil der verlorenen Plätze zurückerobern und sogar seinerseits an Angriff auf französisches Gebiet denken. Aber die von den Ständen bewilligten Mittel waren bald verzehrt; da man den Truppen ihren Sold nicht zahlen konnte, ging es wie im vorigen Herbst: sie desertierten und meuterten. Der französische Angriff war in der Hauptsache zurückgeschlagen, mehr zu erlangen reichte die Kraft nicht aus **).

Königin Marie hatte nie aufgehört, dem Kaiser die Notwendigkeit des Friedens, den er ja selbst wünschte, vorzustellen, auch dann nicht, als der Krieg für sie eine günstigere Wendung nahm. Die Armut des Landes, schrieb sie ihm den 9. Juni, sei so groß, daß sie für die Fortsetzung des Kampfes, der seit einem Jahre über $2^1/_2$ Millionen Gulden gekostet habe, die Mittel nicht aufzubringen wisse. Vierzehn Tage vorher hatte sie ihm geschrieben, ohne Frieden sei das Land verloren. Nun stand sie aber schon seit dem April mit ihrer Schwester, der Königin Eleonore von Frankreich, in geheimen Verhandlungen. Da der König, wie wir hörten, seinen Eifer für den nieder-

---

*) Decrue p. 304.

**) Henne 6, 172 ff.

ländischen Krieg verloren hatte, da sich auch seine Kassen schnell leerten, eine Fortsetzung des Kampfes dem einen Teile so wenig versprach wie dem anderen, gewannen die beiden Schwestern für ihre friedlichen Bemühungen immer mehr Raum. Am 11. Juli schrieb Karl an Marie, von Frieden könne zwar bei der Hartnäckigkeit Frankreichs keine Rede sein; wenn sie aber eine Waffenruhe oder die Neutralität für die Niederlande gewinnen könne, habe er nichts dagegen; sie müsse es jedoch in ihrem Namen thun, damit man nicht meine, er sei genötigt, zurückzuweichen*). Die Verhandlungen waren bereits in vollem Gange, ehe diese Ermächtigung eintraf; am 30. Juli wurde ein zehnmonatlicher Waffenstillstand für die Niederlande und die nördlichen Provinzen Frankreichs abgeschlossen.

Des Kaisers Gesamtlage erfuhr dadurch kaum eine Besserung. Da König Franz sehr viel mehr daran lag, das ferne Mailand zu gewinnen, als sein Land nach Norden zu vergrößern, da Mailand doch das eigentliche Streitobjekt unter den beiden Rivalen war, so konnte die Konzentrierung des Kampfes auf Italien das französische Interesse, wie der König es verstand, nur fördern. Allerdings that es auch not, daß den französischen Waffen dort nachdrückliche Hilfe gebracht wurde. Denn so sehr Guasto dem Kaiser fortwährend anlag, seine italienische Armee zu verstärken und besser für ihre Besoldung zu sorgen, er war doch im stande gewesen, die Feinde während des Sommers in Piemont weiter und weiter zurückzudrängen. Im französischen Heere herrschte bedenkliche Zwietracht unter den Führern; italienische und deutsche Hauptleute machten dem französischen Feldherrn das Leben sauer; und da die Soldzahlung auch hier nur zu oft stockte, war mit den deutschen Landsknechten wenig anzufangen. So konnte denn Guasto zuerst Chieri, Alba, Cherasco nehmen, dann das wich-

*) Lanz 2, 669 ff.

tige Pinerolo und sogar Turin ernstlich bedrängen, daneben den Paß von Susa besetzen. Im Juni hatte der Kaiser einen Angriff der Franzosen auf Spanien, namentlich auf Catalonien gefürchtet und deshalb alle Plätze in Roussillon und Cerdagne armieren lassen; der Gedanke, daß die Franzosen noch einmal, wie im Beginn seiner Regierung, spanischen Boden betreten könnten, war ihm so unerträglich, daß er Guasto befahl, wenn der Angriff wirklich erfolge, ihm 7000 Deutsche und Spanier zu senden und die Königin Marie aufforderte, 4000 Deutsche für Spanien zu werben*). Aber an so etwas konnte Franz nicht denken. Die Nachrichten aus Italien lauteten immer bedenklicher. Nicht allein auf dem piemontesischen Kriegsschauplatze gingen die Sachen schlecht. König Franz hatte stark auf die Unterstützung seines türkischen Bundesgenossen gerechnet. In der That war Barbarossa im August in Apulien gelandet, einen Augenblick schien Tarent in Gefahr. Aber die Vizekönige von Neapel und Sicilien hatten ihre Verteidigungsmaßregeln so umsichtig getroffen, daß Barbarossa auf weiteres verzichtete. Noch widerwärtiger aber war es für Frankreich, daß die türkische Flotte nun mit venezianischen Schiffen in Konflikt geriet und ihre Angriffe dann, statt auf die unteritalienischen Lande des Kaisers, auf Korfu richtete. Dadurch wurde die bisher vorsichtig lavierende Republik von S. Marco auf des Kaisers Seite gedrängt. Ein weiteres Mißgeschick endlich traf Frankreich in Rom und Florenz.

Der Papst lebte seit Anfang des Jahres in größter Furcht vor den Türken; am Hofe meinten viele, Rom verlassen zu müssen. Als der Frühling herankam, dachte Paul III. nur daran, wie er seine Häfen befestigen und ein Heer zur Verteidigung Roms werben könne. Da die Landung in Apulien erfolgt war, ließ er Venedig zu einem Bündnisse mit ihm und

*) Karls Instruktion für Juan Mosquera de Molina vom 16. Juni (Gayangos). Karl an Ferdinand 18. Juni (Wiener Arch.).

dem Kaiser auffordern*). Es war gar nicht anders möglich, als daß der Papst durch des Allerchristlichsten Bündnis mit dem Türken auf des Kaisers Seite geschoben wurde.

Es dauerte freilich sehr lange, bis sich Paul III. durch diese Verhältnisse umstimmen ließ. In den Briefen des Kaisers begegnen wir immer wieder der Klage, daß der Papst für die großen Interessen der Christenheit wenig Sinn habe, sondern alle seine Gedanken auf die Vergrößerung seines Hauses gerichtet seien. Obwohl er, der Kaiser, im offenen Kampfe mit dem Türken liege, König Franz aber mit demselben verbündet sei und ihn gegen die Christenheit aufhetze, begünstige der Papst eben diesen König Franz in jeder Weise, während er ihm die Mittel zur Verteidigung der Christenheit in unerhörtem Maße verweigere. Noch Ende Mai schrieb er seinem Bruder, vom Papste sei nichts für das Wohl der Christenheit zu hoffen**). Umgekehrt war der Papst voller Entrüstung gegen den Kaiser, der um eine unbedeutende Kleinigkeit mit Frankreich hadre und dadurch den ganzen Glauben der Christenheit aufs Spiel setze. Rede er dem Kaiser vom Türken, so bekomme er zur Antwort: er müsse sich gegen Frankreich erklären und König Franz wegen seines Bündnisses mit dem Türken exkommunizieren. Das sei aber doch nicht der Weg, um dem Sultan Widerstand zu leisten, daß man das reiche und mächtige Frankreich von der Christenheit trenne. Vielleicht wünsche der Kaiser den völligen Umsturz des Papsttums. Trage er doch die Schuld an dem Verluste Englands, da er Clemens durch die Verheißung seines Beistandes zum Urteile gegen König Heinrich verlockt habe. Und um die Wahrheit zu sagen, habe er ebenso den Verlust Deutschlands und dieses ganze Wachstum des Luthertums verschuldet; denn in Worms, wo es noch leicht gewesen, hätte er die ganze Sekte

*) Charrière, Négociations 1, 323 ff.

**) Karl an Ferdinand den 15. Februar und 31. Mai 1537 (Wiener Archiv).

ausrotten müssen, ebenso nachher in Augsburg. Indem er diesem Groll gegen den Botschafter Venedigs Luft machte, deutete er sogar den Verdacht an, der Kaiser habe die Ketzerei vielleicht so begünstigt, um seinen Fuß desto fester auf Italien und die Kirche setzen zu können*).

Wenn Papst und Kaiser so von einander dachten, konnte eine Annäherung nur sehr schwer gelingen; aber endlich mußte die Macht der Verhältnisse doch dazu führen; die Gemeinsamkeit der wichtigsten allgemeinen Interessen war zu stark. Sobald aber der Papst seine bisherige Animosität aufgab, war der Kaiser geschickt genug, diese Wandlung dadurch zu befördern, daß er sich dem Hause Farnese gnädig erwies. Am 7. Januar hatte den durch den Kaiser in die Herrschaft über Florenz eingesetzten und mit seiner natürlichen Tochter Margarete verheirateten Herzog Alessandro de' Medici der Mordstahl seiner verschworenen Feinde getroffen. Sofort knüpfte König Franz daran die Hoffnung, Florenz wieder auf seine Seite zu ziehen, und eine Weile fürchtete der Kaiser, daß der Papst auch hier mit Frankreich gemeinsame Sache mache. Aber die kaiserlichen Agenten trugen, von der Natur der Verhältnisse unterstützt, über die französischen Praktiken**) den Sieg davon. Cosimo, der nächste Medici, gewann die Erbschaft des Gemordeten, aber so, daß er sich ganz auf die Unterstützung des Kaisers angewiesen sah; denn nicht nur Florenz, sondern auch Pisa und Livorno lagen militärisch in der Hand des Kaisers, dem Anfang Juni die Kastellane dieser Städte den Treuschwur leisteten. Schon damals war der Kaiser geneigt, Cosimo als Herzog an-

---

*) S. den merkwürdigen Bericht Bragadino's vom 3. Januar 1537 bei Rawdon Brown 5, 52 f.

**) S. den Brief des französischen Gesandten in Venedig vom 16. Juli über seine Verabredungen mit Phil. Strozzi; er ist voll größter Zuversicht, nicht nur Florenz, sondern auch Livorno und Pisa zu gewinnen; der König billigt vollkommen, was er gethan, und sieht ebenfalls grande apparence für Gelingen des Plans. Ribier 1, 45 ff.

zuerkennen. Derselbe hatte jedoch einen weiteren Wunsch: durch die Hand Margaretens mit dem kaiserlichen Hause verbunden zu werden. Darauf konnte Karl jedoch nicht eingehen, denn Paul III. hatte bereits für seinen Enkel Ottavio Farnese, nachdem der Wunsch, ihn mit einer Tochter Ferdinands zu vermählen, gescheitert war, ein Auge auf Margareten geworfen*). Was konnte dem Kaiser erwünschter sein? Für Cosimo war es Glück genug, wenn ihn Karl in der erblichen Herrschaft über Florenz anerkannte; den Papst mußte der Wunsch und die Aussicht, seinen Enkel ins Kaiserhaus einzuführen, seinen französischen Neigungen immer mehr entfremden.

So war, als der Herbst ins Land rückte, den Franzosen eine Hoffnung nach der andern vereitelt worden: das Bündnis mit dem Türken hatte keinen reellen Nutzen gebracht, sondern den Papst und Venedig zum Kaiser hinübergeschoben; Toscana lag jetzt ganz in der Hand desselben und in Piemont hatte Guasto die französischen Waffen empfindlich zurückgeworfen. Mir scheint es nur aus der längst doch auch König Franz empfindlich drückenden Geldnot erklärlich, daß er, der seit Ende Juli die Hände im Norden frei hatte, die längst angekündigte Sendung eines großen Heeres nach Italien erst Ende Oktober bewerkstelligte. Als dann freilich Montmorency mit dem Dauphin an der Spitze einiger 30 000 Mann erschien, konnte Guasto gegen eine solche Uebermacht die gewonnene Position nicht behaupten. Am 26. Oktober stürmte Montmorency den Paß von Susa; darauf mußten die Kaiserlichen von Pinerolo und Turin zurückweichen; immer weiter sahen sie sich aus Piemont herausgeschoben. Jetzt fand es König Franz angemessen, selbst in Italien zu erscheinen. Im Juni hatte der Kaiser für diesen Fall verheißen, ebenfalls dahin zu eilen. „Denn,“ schrieb er damals, „wir hielten es immer für besser, unsere eigene Person

*) de Leva 3, 221 ff. Gayangos V, 2, 364 ff.

zu wagen und so dem Kriege ein Ende zu machen, als unsere Lande durch langen Krieg verwüsten zu lassen"*). Aber jetzt lag dafür keine Nötigung mehr vor; denn längst waren die ermüdeten Gegner in ernstliche Friedensverhandlungen eingetreten.

*) Gayangos V, 2, 357. Decrue p. 316 ff.

Friedensverhandlungen.

Karl hatte sich Mitte Juli nach Monzon begeben, um dort die Cortes der Krone Aragon abzuhalten, deren Sitzung er dann am 11. August eröffnete*). Etwa einen Monat nachher traf da bei ihm der uns schon bekannte Cornelius Scepperus ein, den Königin Marie vermutlich mit dem Auftrage an ihn abgesendet hatte, unterwegs bei König Franz zu forschen, ob der kürzlich für die Niederlande abgeschlossene Waffenstillstand sich nicht erweitern lasse und geeignete Schritte für Herstellung des Friedens gethan werden könnten. Der König, noch mehr seine Gemahlin und Montmorency äußerten in der That den Wunsch, dem Kriege ein Ende zu machen. Wenn der Kaiser seiner Schwester Marie Vollmacht geben wollte, schrieb ihm Königin Eleonore, würde auch sie leicht zu Verhandlungen ermächtigt werden; er möge, um denselben ein erwünschtes Resultat zu

*) Wenn Gayangos p. 372 Karl schon am 14. April in Monzon ankommen läßt, so ist das natürlich verkehrt, da ja die castilianischen Cortes erst auf den 15. April nach Valladolid berufen worden waren. Außerdem beweisen zahlreiche von Gayangos selbst mitgeteilte Thatsachen (s. p. 362, 369 und 372) die Grundlosigkeit seiner Behauptung. Endlich sind alle Briefe Karls an Ferdinand bis zum 11. Juli aus Valladolid datiert. Wenn er dem Bruder am 18. Juni schrieb, er werde unter dem Vorwande, die Cortes abzuhalten, am Jakobstage (25. Juli) in Zaragoza eintreffen, um die Verteidigung Spaniens gegen den französischen Angriff besser zu leiten, so war dieser Grund inzwischen weggefallen.

sichern, einen allgemeinen Waffenstillstand für zwei oder drei Jahre gewähren. Karl ging auf diesen Vorschlag nicht ein, ließ vielmehr dem Könige durch Scepperus den Wunsch aussprechen, wenn Franz wirklich zum Frieden geneigt sei, so möge er mit ihm in Perpignan oder Narbonne zusammentreffen, um zuverlässige Freundschaft und Bündnis zu begründen. Diese Zusammenkunft könne so eingerichtet werden, daß niemand davon erfahre; der Kaiser versprach dem Könige die größte Diskretion, damit er nicht zu fürchten brauche, daß seine Freunde Verdacht schöpften *).

Als Karl seinem Botschafter an der Kurie von diesem Vorgange Mitteilung machte, gab er wenigstens vor zu glauben, König Franz werde höchstwahrscheinlich auf seinen Vorschlag eingehen. Das geschah indessen nicht. Die Dinge lagen damals, wie wir sahen, in Italien zu ungünstig für Frankreich, es mußte versuchen, in Piemont eine bessere Position zu gewinnen. Indessen wurden die Verhandlungen keinen Augenblick abgebrochen. Am 15. Oktober erschien Herr von Vély, der frühere französische Botschafter am kaiserlichen Hofe, in Monzon. Er brachte zwar keine speziellen Vollmachten zur Verhandlung, sondern beteuerte nur im allgemeinen die Geneigtheit seines Herrn, Frieden zu schließen; der Kaiser glaubte noch nicht recht an den Ernst dieser Friedensneigungen, bereitete aber Vély einen Empfang, der an seinem Entgegenkommen keinen Zweifel ließ. Schon vor Mitte November war Vély, der sich mit Karls Antwort zu seinem Könige begeben hatte, wieder in Monzon. Die Neigung zum Frieden, schrieb darauf der Kaiser an seinen Bruder, scheine jetzt in Frankreich groß zu sein; er werde derselben bereitwillig entgegenkommen, so daß man in kurzem einen wahren und vollständigen Frieden haben

*) Karl an Ferdinand, Monzon 15. September. (Wiener Archiv.) Dazu die noch ausführlicheren Mitteilungen des Kaisers an Aguilar von demselben Tage bei Gayangos.

könne. Der Papst, welchen Karl sofort von den durch Scepperus überbrachten Meldungen hatte in Kenntnis setzen lassen, war natürlich eifrig in die Verhandlung eingetreten und hatte die persönliche Zusammenkunft der beiden Gegner lebhaft befürwortet*). Aber so leicht sollte das allmählich von jedermann gewünschte Ziel doch nicht erreicht werden.

Allerdings hatte man sich am 16. November in Monzon über einen dreimonatlichen Waffenstillstand für alle bisher noch vom Kriege heimgesuchten Gebiete geeinigt**); man hatte ebenso einen bestimmten Termin für den Beginn der Friedensverhandlungen festgesetzt und ausgemacht, die beiden Souveräne sollten sich dem Orte derselben so nähern, daß sie im Falle eines günstigen Verlaufs rasch zusammentreffen könnten. Karl versprach sich nach Barcelona zu begeben, Franz wollte in Montpellier eintreffen, während die beiderseitigen Bevollmächtigten am 17. Dezember, die einen (der Kardinal von Lothringen und Montmorency) in Narbonne, die anderen (Covos und Granvelle) in Perpignan sein sollten. Der Kaiser befahl Aguilar alle diese Verabredungen dem Papste mitzuteilen, der auch vom Gange der Verhandlungen genau unterrichtet werden solle; denn er vertraue durchaus auf ihn und werde ohne seinen Rat keinen Schritt thun; er möge ihm deshalb alle seine Wünsche anvertrauen, besonders in Betreff des Konzils und des Bündnisses gegen den Türken. Paul III. nahm daraufhin eine sehr entschiedene Haltung an. Er erklärte den Franzosen, der Friede müsse unter allen Umständen herbeigeführt werden, da die Christenheit sonst in größere Gefahr komme als je; er habe sich bisher neutral gehalten in der Hoffnung, so besser für den Frieden wirken zu können; da aber diese Hoffnung getäuscht worden sei, werde er sich gegen denjenigen erklären, an dessen

---

*) Karl an Ferdinand, 23. Oktober und 16. November. (Wiener Archiv.) Ribier I, 71 ff.

**) Ribier I, 62 f.

Hartnäckigkeit der Friede scheitere*). So vereinigten sich alle Einflüsse in derselben Richtung: die beiden königlichen Schwestern Marie und Eleonore, deren Einwirkung der Waffenstillstand von Monzon ausdrücklich zugeschrieben wurde; König Ferdinand, den die Türkengefahr natürlich immer dringender zum Frieden raten ließ; der Papst und Venedig, welche nur vom Frieden die Abwehr des Türken hofften; vor allem aber die in beiden Lagern herrschende Not, welche eine Fortsetzung des Kampfes nahezu unmöglich machte.

Aber wenn so alles für den Frieden arbeitete und sprach, so war damit doch für die wirkliche Herbeiführung desselben noch wenig gewonnen. Die bisherigen Verhandlungen hatten sich nur in vagen Allgemeinheiten bewegt; trotz den wiederholten Sendungen Vély's ahnte niemand am kaiserlichen Hofe, welche Forderungen König Franz jetzt stellen werde. Als es sich deshalb darum handelte, für Covos und Granvelle die Instruktion festzustellen, stieß man auf große Schwierigkeiten; die beiden Staatsmänner sahen wohl ein, daß es eigentlich unmöglich sei, ihnen präzise Weisungen zu geben; da sie doch aber ebenso unmöglich mit leeren Händen gehen könnten, richteten sie an den kaiserlichen Rat eine lange Reihe von Fragen. Wenn man diese 108 Fragen**), von denen recht viele unbeantwortet blieben, prüft, empfindet man sofort die Unmöglichkeit, zwei Mächte, zwischen denen so viele, so wichtige Streitfragen lagen, zu einer wirklichen Versöhnung zu bringen. Da handelte es sich zunächst um Mailand. Man einigte sich darüber, daß es an Orleans zu geben sei, aber unter welchen Bedingungen? Der französische Prinz sollte eine Tochter Ferdinands heiraten, um aus ihrer Hand gewissermaßen Mailand zu empfangen; sollte er da das Herzogtum erst nach vollzogener Heirat bekommen? Die Erz-

*) Gayangos V, 2, 392. Ribier 1, 77 ff. Schon Anfang Oktober hatte er sich einmal ähnlich geäußert. Charrière, Négociations 1, 354 f.

**) Gayangos V, 2, 393 ff.

herzogin war aber noch sehr jung; es ließ sich kaum denken, daß Frankreich bis zu ihrer Heiratsfähigkeit werde warten wollen. Und was sollte werden, wenn etwa die Erzherzogin oder Orleans vor der Hochzeit stürbe, oder Orleans König von Frankreich würde? Eine Vereinigung Mailands mit Frankreich schien absolut unzulässig. Sollte ferner die Zustimmung der Kurfürsten zu den Abmachungen über Mailand, das ja Reichslehen, vorbehalten werden? Und wenn nun Frankreich, wie bisher, außer Mailand auch Genua und Asti forderte und seine Ansprüche auf Saluzzo erneuerte? Mußte man nicht fordern, daß Frankreich ausdrückich auf alle Ansprüche verzichte, die es für Katharina de' Medici auf Florenz erheben könne, sowie auf jede Unterstützung der florentinischen und neapolitanischen Verbannten? Selbstverständlich schien, daß Mailand nicht in französische Hand gegeben werden könne, ehe der Herzog von Savoyen in sein Land zurückgeführt worden sei; ja diese Wiedereinsetzung müsse so rasch als möglich stattfinden, auch in Betreff der von den Eidgenossen occupierten Gebiete.

Eine ausdrückliche Bestätigung der Verträge von Madrid und Cambrai, meinten die beiden Unterhändler, scheine nicht dringend zu sein, aber natürlich müsse Frankreich auf alle Praktiken verzichten, die es bisher in Deutschland, Italien und anderen Ländern gegen den Kaiser und seinen Bruder getrieben habe. Das sei unerläßliche Bedingung des Friedens; König Franz müsse sich dazu für sich und seine Erben verpflichten. In Bezug auf Deutschland erhoben sich denn doch aber wieder Zweifel. Sollte König Franz speziell zum Verzicht auf seine Verbindungen mit den Lutheranern, besonders mit Sachsen, Hessen und Württemberg genötigt werden? Sollte man nicht nur das, sondern auch eine positive Unterstützung Karls und Ferdinands von ihm fordern, nicht nur gegen die Lutheraner, sondern auch gegen Zapòlya und den König von Dänemark? Und was sollte über das Verhältnis zu England festgestellt werden? Endlich, um von vielen weniger wichtigen Punkten

zu schweigen, welche den Herzog von Geldern, Robert de la Mark, das Bistum Lüttich, die Oberherrlichkeit über Flandern und Artois, die Rückgabe Hesdins, die Erben Bourbons betrafen, endlich handelte es sich um die großen Fragen des Konzils und der Abwehr des Türken. Die Zustimmung Frankreichs zum Konzil wurde als eine Hauptbedingung des Friedens bezeichnet, denn der baldige Zusammentritt des Konzils sei durchaus notwendig. Aber es erschien wieder fraglich, ob gleich jetzt Zeit und Ort desselben zu bestimmen, oder das der persönlichen Verhandlung der beiden Souveräne zu überlassen sei. Und noch mehr: was ist für den Fall auszumachen, daß die Abtrünnigen sich weigern, das Konzil zu beschicken oder seinen Beschlüssen zu gehorchen? Wollte man sagen, daß in solchem Falle Gewalt gegen sie angewendet werden müsse, so wäre zu fürchten, daß der Friede mit Frankreich nie zu stande käme. Ja es wurde auch jetzt wieder die Frage aufgeworfen, ob es nicht, um dem Konzil die Bahn zu ebnen, rätlich sei, mit den Protestanten eine Verständigung zu suchen, ihnen gewisse Konzessionen zu machen.

Man sieht, zu gewissen Konzessionen war man jetzt auf kaiserlicher Seite unverkennbar geneigt, aber dieselben betrafen doch immer nur untergeordnete Punkte. Man wollte Frankreich nicht ausdrücklich von neuem den Forderungen der kaiserlichen Politik unterwerfen, die man ihm nach schweren Niederlagen in den Jahren 1526 und 1529 auferlegt hatte; aber diese Politik war in ihrem Wesen unverändert und der Kaiser mußte ihre Unterstützung durch Frankreich vielleicht nicht mehr fordern, aber doch dringend wünschen. Und diese Politik umspannte die Welt. Von Afrika bis Skandinavien, vom Bosporus bis England, überall stießen die Interessen der beiden Mächte aufeinander. Friede unter ihnen war nur möglich, wenn eine von ihnen auf das verzichtete, was sie bisher mit aller Energie erstrebt hatte; von keiner ließ sich das erwarten.

Ende Dezember begannen die Verhandlungen auf der

Grenze von Roussillon und Languedoc. Schon Anfang Januar äußerten die kaiserlichen Bevollmächtigten die Besorgnis, es werde nicht gut gehen. Die Franzosen forderten, daß Mailand sofort oder doch in sehr kurzer Zeit übergeben werde; die Kaiserlichen erklärten das für unmöglich, und bestanden ihrerseits auf der Rückgabe Savoyens; das, hieß es, sei unmöglich, wenn nicht vorher Mailand in französischen Besitz gekommen sei, und dann müsse König Franz zwei oder drei feste Plätze in Savoyen behalten, bis sein Streit mit dem Herzoge gerichtlich entschieden worden sei. Als die Kaiserlichen immer wieder auf Savoyen zurückkamen, brachten die Franzosen die Rückgabe Navarra's zur Sprache. Ueber das Konzil und das Bündnis gegen den Türken klangen ihre Erklärungen befriedigend, aber alles wurde von der sofortigen Herausgabe Mailands abhängig gemacht. Nun legte der Kaiser abermals nahe, persönlich mit König Franz die Verständigung zu suchen; er erbot sich nach Perpignan zu gehen, wenn der König nach Narbonne kommen wolle. Die Antwort lautete: eine Zusammenkunft der Souveräne werde zu nichts führen können, wenn man sich nicht vorher über die Friedensbedingungen geeinigt habe. Die wochenlangen Debatten hatten kein anderes Ergebnis, als die Verlängerung des Waffenstillstandes um drei Monate*).

Der Kaiser führte beim Papste bittere Beschwerde über die Hartnäckigkeit Frankreichs, an der sein aufrichtiger Wunsch nach Frieden gescheitert sei. Aber er faßte sofort neue Verhandlungen ins Auge. Schon seit dem November hatte der Papst sich zu einer Zusammenkunft mit Karl und Franz bereit erklärt, um persönlich den Frieden zu vermitteln. Da er sich seit einiger Zeit unverkennbar mehr und mehr dem Kaiser zuneigte, wenn er auch den französischen Diplomaten noch lange den entgegengesetzten Eindruck zu machen wußte, so ging der Kaiser, sobald ihm die Resultatlosigkeit der mit Frankreich

*) Gayangos V, 2, 415 ff. Decrue p. 332 ff.

schwebenden Verhandlungen wahrscheinlich wurde, sehr bereitwillig auf jene Idee ein. Schon am 9. Januar schrieb er Aguilar, er habe dem Nuntius eröffnet, wenn König Franz auf eine Zusammenkunft bei Perpignan nicht eingehen wolle, werde er auch nach Nizza kommen, wo dann der Papst sich leicht einfinden könne. Merkwürdigerweise konnten die französischen Diplomaten noch Ende Januar aus Rom schreiben, der Papst rühme die Bereitwilligkeit des Königs zu der von ihm vorgeschlagenen Zusammenkunft, hoffentlich werde auch der Kaiser annehmen. Der Papst sprach überhaupt zu ihnen, als sei er mit dem Verhalten Frankreichs ebenso zufrieden, wie über das des Kaisers ungehalten. Er mißbilligte entschieden die Bedingungen, welche Karl an die Uebergabe Mailands geknüpft habe; er tadelte sein Vorgehen in Betreff des Konzils: er mische sich da in Dinge, die ihn nichts angehen; die Erklärungen Frankreichs über das Konzil befriedigten ihn vollkommen*). Kurz, der Papst schien so warm wie nur je für König Franz zu empfinden.

Der König mochte den Bericht, in welchem alle diese schönen Sachen gemeldet wurden, gerade erhalten haben, als der Papst einen Akt vollzog, der ihn mit heftigem Unwillen erfüllte. Seit dem Herbst wurde über den Abschluß eines Bündnisses zwischen dem Kaiser, dem Papst und Venedig verhandelt, um mit vereinigten Kräften der Türkengefahr zu begegnen. Die erste Anregung dazu hatte der Papst gegeben, Karl war natürlich mit großer Wärme auf einen Gedanken eingegangen, der seine Position gegen Frankreich erheblich verstärken mußte. Aber die Verhandlungen stießen auf immer neue Schwierigkeiten, besonders als man daran ging, das Verhältnis zu bestimmen, in welchem die drei Mächte zu den Kosten des Kriegs beitragen sollten. Zudem hätte Venedig doch eigentlich lieber Frieden mit der Pforte gehabt, und der Doge so

---

*) Ribier 1, 84 ff.

gut wie der Papst mußte sich fragen, welche Leistungen vom Kaiser zu erwarten seien, solange er nicht mit Frankreich Frieden geschlossen habe. Beide wußten sehr wohl, daß die Aufrichtung eines solchen Bündnisses in Frankreich böses Blut machen würde; die französischen Diplomaten arbeiteten aufs eifrigste dagegen. Sie stellten dem Papste vor, eine solche Liga müsse den Kaiser noch hartnäckiger machen; er werde sie nicht gegen den Türken, sondern gegen Frankreich ausnutzen. Noch am 26. Januar schien der Papst ihnen darin recht zu geben. Aber plötzlich schlug das Wetter vollständig um. Er trieb zum Abschluß der Liga und gab König Franz die Hauptschuld daran, daß die Verhandlungen mit dem Kaiser nicht zum Frieden geführt hätten. Am 8. Februar 1538 wurde in Rom die Liga unterzeichnet, welche den Papst, den Kaiser, König Ferdinand und Venedig zu einem Offensiv- und Defensivbündnisse gegen den Türken vereinigte.

Diese Wendung des Papstes machte in Frankreich sehr böses Blut. König Franz war so zornig, daß er den Legaten, Kardinal Carpi, mit den heftigsten Vorwürfen überhäufte. Die Liga, sagte er, sei nicht gegen den Türken, sondern gegen ihn gerichtet. Außerdem erregte es seinen lebhaften Verdacht, als er erfuhr, daß der Kaiser des Papstes Sohn Pierluigi mit Novara belehnt habe und die Heirat seiner Tochter Margarete mit des Papstes Enkel Ottavio so gut wie ausgemacht sei. Seine frühere Bereitwilligkeit, unter des Papstes Vermittelung persönlich mit dem Kaiser über den Frieden zu verhandeln, verkehrte sich in das Gegenteil. Er hielt den Papst jetzt ganz für das kaiserliche Interesse gewonnen und wünschte seine Einmischung in die Friedensverhandlungen so sehr wie möglich fern zu halten. Während Karl sich, wenn auch ungern, bereit erklärte, selbst dann in Nizza mit dem Papste zusammenzutreffen, wenn König Franz nicht käme, nur den dringenden Wunsch äußerte, daß die Zusammenkunft schon im März stattfinde und möglichst kurz dauere, machte der König Schwierigkeiten über

Schwierigkeiten. Bald hieß es, er könne nicht vor dem Juli nach Nizza kommen, bald, die Zusammenkunft sei überhaupt zwecklos, solange man sich nicht über die wesentlichen Grundlagen des Friedens geeinigt habe. Im März fanden darüber in Barcelona noch einmal Verhandlungen mit Vély statt: die beiderseitigen Forderungen standen einander so schroff gegenüber wie im Dezember. Vély schloß mit der Erklärung, sein Herr sei stark genug, um zu nichts gegen seinen Willen gezwungen zu werden*).

Trotz dieses mißlichen Standes der Dinge brach der Papst am 23. März von Rom auf. Am kaiserlichen Hofe gab es viele, welche es sehr bedenklich fanden, daß der Kaiser die Fahrt nach Italien unternehme, ehe er irgend welche Sicherheit eines befriedigenden Ausgangs der Verhandlungen gewonnen habe; aber Karl ließ sich in seinem Entschluß nicht irre machen. Die äußerste Geldnot, fand der venezianische Botschafter, zwinge ihn zum Frieden, und der päpstliche Nuntius war derselben Meinung*). Am 25. April schiffte sich Karl mit seinem ganzen Hofe auf acht spanischen und zwanzig Galeeren Doria's ein. Das Meer bewies ihm auch dieses Mal seine gewöhnliche Feindseligkeit. Zuerst mußte er wiederholt in einem kleinen catalonischen Hafen vor dem bösen Wetter Zuflucht suchen, dann noch einmal vor Marseille, bei der kleinen Insel Pomègue anlegen; erst am 9. Mai landete er in Villafranca.

Hier gab es sofort neuen Verdruß. Seit Monaten hatte der Kaiser mit seinem Schwager, dem Herzoge von Savoyen, darüber verhandelt, daß er dem Papste das Kastell von Nizza für die Zeit der Konferenz überlasse. In Villafranca, wo ihn der Herzog begrüßte, wiederholte der Kaiser seine Bitte. Nach langem Hin- und Herreden erklärte sich endlich der Herzog be-

---

*) Gayangos V, 2, 434 ff. Ribier 1, 95 ff. 128 ff.

**) Venier an die Zehn, Barcelona 14. März 1538. Venezianische Depeschen vom Kaiserhofe 1, 1 f.

reit: da, in dem Augenblicke, wo der Papst, von der kaiserlichen Flotte von Savona hergeleitet, landen wollte, nahm er seine Zusage zurück. Der Papst mußte am 17. Mai statt in Nizza in einem Franziskanerkloster unweit der Stadt seinen Aufenthalt nehmen. Noch ärgerlicher war, daß man, wenn auch das Erscheinen des Königs Franz kaum mehr einem Zweifel unterlag, über die Stimmung desselben nichts weniger als Günstiges vernahm. Sein Argwohn gegen die parteiische Gesinnung des Papstes machte sich überall fühlbar. Um denselben nicht zu vermehren, hatte Karl darauf verzichtet, den Papst persönlich in Savona abzuholen. Aber nun hatten die beiden Häupter der Christenheit mehrfache vertrauliche Unterredungen, ehe ein Franzose erschienen war. Papst, Kaiser und Venedig waren Tag für Tag in der eifrigsten Verhandlung über ihr gemeinsames Unternehmen gegen den Türken, dessen Fusten eben erst einen Teil des päpstlichen Gefolges beraubt oder gefangen genommen hatten und arge Räubereien dicht vor Genua verübten. Am 23. Mai meldeten die Venezianer, niemand wage auf Frieden zu hoffen. Endlich am 28. erschienen Montmorency und Lothringen, und am 31. traf dann auch König Franz in Villanova ein, worauf er am 2. Juni seine erste Unterredung mit dem Papste hatte*).

Es begann nun eine außerordentliche diplomatische Thätigkeit. In wiederholten stundenlangen Unterredungen versuchte der Papst heute den Kaiser, morgen den König zur Nachgiebigkeit zu bewegen; daneben versammelte er die Räte der beiden bei sich. Man verzichtete von vornherein darauf, die sämtlichen Differenzen auszugleichen, der Kampf drehte sich fast ausschließlich um Mailand. Der König forderte dasselbe sofort für Orleans, dann wolle er am Kriege gegen den Türken teilnehmen und das Konzil befördern. Der Kaiser dagegen blieb dabei,

*) Venezianische Depeschen 1, 43 ff. Spanisches Tagebuch über die Zusammenkunft bei Gayangos p. 481 ff.

Mailand erst in drei Jahren übergeben zu wollen. Er erklärte dem Papste und den Venezianern, welche sich ebenso eifrig wie jener um den Frieden bemühten, sobald der König Mailand habe, werde er sich um sein Versprechen, gegen den Türken mitzuwirken und für das Konzil einzutreten, wenig kümmern, vielmehr von Mailand aus weiter greifen, ganz Italien in Unruhe versetzen und dadurch den Krieg gegen die Ungläubigen unmöglich machen. Denn so sei er: gebe man ihm einen Finger, so wolle er die Hand, und habe er die Hand, so wolle er den Arm. Nach den Erfahrungen, welche er seit zwanzig Jahren mit dem König gemacht habe, könne er den Verheißungen desselben unmöglich trauen. Alle Bemühungen der Vermittler, auch die Bitten der Königin Eleonore, welche ihren Bruder wiederholt aufsuchte, scheiterten an der Unerschütterlichkeit der beiden Gegner. Der Papst machte ihnen die stärksten Vorwürfe, daß sie mit ihrem kleinlichen Egoismus die Christenheit zu Grunde richteten; es half nichts. Da kam er mit dem Vorschlage, Mailand auf drei Jahre einem Dritten in Depot zu geben. Der Kaiser ging darauf ein und schlug seinen Bruder Ferdinand vor. Der sei als künftiger Schwiegervater des Herzogs von Orleans (denn dessen Heirat mit Ferdinands Tochter galt als feststehend) ja viel mehr für Orleans, als für den Kaiser interessiert; außerdem erklärte sich Karl bereit, Frankreich eine lange Reihe von Bürgschaften zu geben. Als der Papst dem Könige diesen Vorschlag mitteilte, lachte Franz und rief, der Kaiser scheine sich über ihn und den Papst lustig machen zu wollen. Karl ging nun noch einen Schritt weiter. Allerdings blieb er dabei, Mailand seinem Bruder in Depot geben zu wollen, aber er erklärte sich bereit, Orleans sofort mit Mailand zu belehnen, dessen Regierung einem Kardinal zu übertragen sei, welcher im Vertrauen des Papstes stehe; die sämtlichen Kommandanten des Herzogtums sollten Orleans Treue schwören; Ferdinand werde seine Tochter sogleich der Obhut der Herzogin von Ferrara, Renée von Frankreich, übergeben und

als weitere Bürgschaft seinen zweiten Sohn als Geisel nach Venedig senden; endlich werde der König von Portugal die Bürgschaft übernehmen, daß Ferdinand in drei Jahren wirklich Mailand an Orleans übergebe. Ja der Kaiser wollte alle seine Staaten dafür verpfänden. Er forderte dagegen nur, daß König Franz unverzüglich am Kriege gegen den Türken teilnehme und in das Konzil willige. Der König wies auch diesen Vorschlag zurück; er wollte überhaupt nichts davon hören, daß Mailand irgend jemand in Depot gegeben werde, Orleans müsse es sofort haben*).

Früher, erinnern wir uns, war eine der hauptsächlichen Forderungen des Kaisers gewesen, daß dem Herzoge von Savoyen sein Land zurückgegeben werde; jetzt hatte der Herzog durch sein übles Benehmen des Kaisers Gunst so sehr verscherzt, daß dieser sich von allen Verpflichtungen gegen ihn frei erklärte**). Aber der Friede blieb trotz dieser Erleichterung unerreichbar. Nach vierzehntägigen Verhandlungen mußte der Papst darauf verzichten und sich damit begnügen, einen Waffenstillstand herbeizuführen. Den hatte der Kaiser gleich im Anfange für leicht erreichbar erklärt; aber auch darüber ergaben sich Schwierigkeiten: der König wollte ihn für zwanzig, der Kaiser nur für zwei oder drei Jahre bewilligen. Endlich einigte man sich über eine zehnjährige Dauer. Bei der unter päpstlicher Vermittlung vorgenommenen Redaktion des Vertrags gab es noch mancherlei Differenzen auszugleichen; am Abend des 17. Juni wurde er in der Wohnung des Papstes unterzeichnet. Am 20. fuhren dann der Kaiser und der Papst zusammen nach Genua, um noch über das gemeinsame Unternehmen gegen den Türken die letzten Verabredungen zu treffen. Während der ganzen Kon-

*) Venezianische Depeschen 1, 101 ff. Vgl. die Relation Tiepolo's, Albèri I. 2, 85 ff. Nach Tiepolo hätte sich Karl auch bereit erklärt, Orleans sofort in den Genuß des Reinertrags des Herzogtums eintreten zu lassen, wovon die Depeschen nichts wissen.

**) Venezianische Depeschen 1, 74.

ferenz hatten die drei Verbündeten fortwährend über diesen Gegenstand verhandelt. Die Venezianer suchten den Kaiser zu bestimmen, daß er in Italien bleibe und sofort seine ganze Macht gegen den Türken in Bewegung setze. Karl erwiderte, zu einem großen Schlage, zu einem energischen Angriffe, von dem allein sich wirklicher Erfolg hoffen lasse, seien die Dinge nicht genügend vorbereitet, auch die Jahreszeit schon zu weit vorgerückt. Er müsse nach Spanien zurückkehren, weil er nur da die nötigen Maßregeln, namentlich auch für die Beschaffung des Geldes, durchführen könne. Aber im nächsten Februar werde er sich selbst an die Spitze des Zuges stellen und den Feind in Konstantinopel selbst angreifen. Er gab diese Erklärung mit einer solchen Wärme ab, daß die Venezianer voller Freude darüber berichteten. Wenn er dagegen von ihnen bestimmte Bürgschaft forderte, daß sie inzwischen nicht etwa mit dem Türken Frieden schlössen, so ließen sie ihn darauf sehr lange warten. Noch weniger waren sie und der Papst geneigt, ihm Beistand gegen Frankreich für den Fall zu verheißen, daß dieses etwa, während er im fernen Osten mit den Ungläubigen kämpfe, den Waffenstillstand breche. Endlich fanden hier in Genua auch noch Verhandlungen zwischen dem Kaiser und dem Papste über ihre besonderen Angelegenheiten statt. Ueber die Heirat Ottavio's mit Margarete scheinen sie sich vollständig geeinigt zu haben, worauf dann der Papst dem Kaiser für fünf Jahre die Cruzada und andere kirchliche Einkünfte in Spanien bewilligte, deren Ertrag man auf zwei Millionen Dukaten schätzte*).

Fast drei Wochen waren der Kaiser und König Franz in unmittelbarer Nachbarschaft gewesen, ohne sich ein einziges Mal zu sehen. Ohne Zweifel hatte der Papst die Absicht gehabt, mit ihnen gemeinschaftlich über den Frieden zu verhandeln, wenn wir auch nie hören, daß davon die Rede gewesen sei.

*) Venezianische Depeschen 1, 70 ff. 150. 159 f. 167. 174. 177.

Wohl aber vernehmen wir aus dem Munde der Venezianer gar häufig von Aeußerungen voll bitterer Gereiztheit, in denen die beiden Rivalen ihrem Herzen übereinander Luft machten. Man ist danach geneigt, zu meinen, daß nur die unermüdlichen Anstrengungen des Papstes diesen gegenseitigen Groll einigermaßen beschwichtigt hätten. Kaum indessen haben sich die Herrscher voneinander entfernt, so erfährt man, daß sie sich auf der Rückreise des Kaisers bei Marseille sehen werden. Der Papst teilt den Venezianern mit, das sei das Werk der Königin Eleonore, welche ihrem Bruder am 19. Juni noch einmal einen langen Besuch abgestattet hatte und bis zu seiner Abreise am nächsten Tage bei ihm verweilt war*). Jedenfalls König Franz, vielleicht auch der Kaiser, hatte dem Papste den Triumph nicht gegönnt, diese Zusammenkunft zu stande zu bringen; sie wollten sich, ungestört von seiner Einwirkung, sehen.

Am 4. Juli fuhr der Kaiser von Genua ab. Die Zusammenkunft mit König Franz sollte ursprünglich in Marseille stattfinden; da aber die Unbill der Witterung den Kaiser auch dieses Mal nicht verschonte und seine Fahrt empfindlich hemmte, wurde es dem Könige, in dessen Umgebung Krankheiten ausbrachen, unmöglich, so lange in Marseille zu warten; er bat deshalb, daß die Begegnung in Aiguesmortes, unweit Montpelliers, geschehe. Dort erschien der Kaiser mit seinem Geschwader am Morgen des 14. Juli, nachdem seine Galeere in der vorhergehenden Nacht fast verunglückt wäre. Alsbald kam Montmorency und kündigte dem Kaiser den Besuch seines Herrn an. Karl schickte demselben Covos, Granvelle und den Herzog von Alba entgegen. Aber der König kam ihnen zuvor. Auf der kaiserlichen Galeere fand dann die erste Begrüßung statt, „mit

*) Nach dem zweiten spanischen Tagebuche über die Konferenz bei Gayangos p. 546 f. und den Venezianischen Depeschen 1, 170. Decrue sagt dagegen p. 352, Montmorency habe gleich bei seiner ersten Unterredung mit dem Kaiser diese Zusammenkunft verabredet, die aber erst nach der Abreise des Papstes stattfinden solle.

so vielen Umarmungen und Küssen," schreibt der venezianische Botschafter, „und solchen Bezeigungen der Freude und Liebe, daß sie unter zwei liebsten Brüdern nicht größer hätte sein können." Fast zwei Stunden redeten die Monarchen miteinander und bezeugten sich, wie der Kaiser seiner Schwester Marie meldete, „den Willen, wahre und gute Freunde zu sein und zu bleiben", ob sie sich nun über ihre einzelnen Streitigkeiten, die unter ihren Ministern verhandelt werden sollten, vergleichen würden oder nicht. Den andern Morgen erwiderte der Kaiser den Besuch des Königs in Aiguesmortes. Die Herzlichkeit war wo möglich noch größer, als am Tage zuvor; die vollständige Freundschaft, meinte der Kaiser, habe nicht deutlicher bewiesen werden können. Er blieb bis zum nächsten Morgen als Gast des Königs, worauf dieser ihn zu seiner Galeere zurückbegleitete. Der Abschied war so zärtlich wie die erste Begrüßung. Als der König das Schiff verlassen hatte, rief der Kaiser den venezianischen Botschafter zu sich und sagte ihm mit freudestrahlendem Gesicht: „Nun hat uns Gott die Gnade verliehen, daß zwischen diesem Könige und mir so große Beweise der Liebe ausgetauscht worden sind, wie Ihr gesehen habt; alles wird gut gehen; in Spanien wird rasch der Friede geschlossen werden. Denn hier haben wir nur im allgemeinen über das Wohl der christlichen Republik reden können, worin ich den König so bereit gefunden habe, alles zu thun, was ich will, daß ich mehr nicht wünschen kann*)."

Zwei Tage nachher, als sich doch die erste Aufwallung der Freude (wenn davon bei Karl die Rede sein kann) gelegt hatte, schrieb er an seine Schwester Marie, das wesentliche Resultat der Begegnung bestehe darin, „daß wir für immer wahre gute Brüder, Verbündete und Freunde sein und bleiben wollen und nichts zum Nachteil des andern glauben und thun; daß wir

*) Mocenigo's Bericht vom 16. Juli in den Venezianischen Depeschen 1, 186 ff.

gegenseitig unsere Ehre und unser Wohl fördern; daß die Freunde und Diener des einen auch die des andern seien; daß wir uns mit vollem aufrichtigen Vertrauen von allen Vorgängen unterrichten und mit gemeinsamer Thätigkeit für die öffentlichen Angelegenheiten der Christenheit sorgen werden. Der auf zehn Jahre abgeschlossene Waffenstillstand soll für einen vollständigen Frieden gelten. Die noch streitigen Fragen sollen von unseren Ministern und Gesandten beglichen werden, und wenn auch etwas sich nicht ausgleichen läßt, soll daraus keinerlei Empfindlichkeit entstehen, der Friede und die Freundschaft soll darunter auf keinen Fall leiden*)."

Die Berichte von französischer Seite lauteten sehr viel weniger enthusiastisch. Montmorency schrieb seinem Bruder am 18. Juli, die beiden Fürsten hätten sich während ihres Zusammenseins so freundschaftlich als nur möglich geäußert; man könne sagen, daß infolge dieser Zusammenkunft und der großen durch sie begründeten Freundschaft die Interessen der beiden die gleichen seien. Aehnlich äußerte sich König Franz in einer an seinen Botschafter in England ausgefertigten Weisung: niemals seien Fürsten zufriedener miteinander gewesen. „Ich hoffe, daß man nach den Wirkungen, welche sich aus dieser unserer Zusammenkunft ergeben werden, wird urteilen können und müssen, daß die Angelegenheiten des Kaisers und die meinigen nichts sein werden als eine und dieselbe Sache**)." Der König also hofft, daß etwas eintreten, oder vielmehr, daß man werde meinen können, es trete etwas ein, was der Kaiser

*) Karl an die Königin Marie, 18. Juli. Lanz 2, 284 ff.

**) König Franz an Castillon, 18. Juli: espere que par les effects qui s'ensuivront . . . l'on pourra et devra estimer que les affaires dudict empereur et les miens ne seront plus que une mesme chose. (J. Kaulek, Correspondance politique de MM. de Castillon et de Marillac p. 70). Ebenso schrieb Montmorency (Decrue p. 356): Par ce qui se pourra ensuivre de ceste dicte entrevue et grande amytié, se peuvent doresnavant estimer les affaires de l'ung et de l'autre une mesme chose.

als bereits vorhanden preist. Und während der König dieses zu Hoffende mit einer allgemeinen, ziemlich unbestimmten Wendung bezeichnet, rühmt der Kaiser das schon Erreichte in den allerbestimmtesten Ausdrücken. Nach seiner Erklärung sollte man meinen, seiner innigsten Verbindung mit König Franz, dem vollständigen Frieden unter ihnen habe nur gerade noch der formelle Abschluß gefehlt, an dessen Erreichung keinerlei Zweifel bestehe. Ja, dieser vollkommene Friede, diese brüderliche Freundschaft sollte ihn mit König Franz verbinden, auch wenn es nicht gelänge, sich völlig über die sie trennenden Streitigkeiten zu verständigen.

Man muß bekennen, der Kaiser meldete seiner Schwester nicht viel weniger als ein politisches Wunder. Allerdings teilte er ihr mit, daß er sich mit König Franz über einen der schwierigsten Punkte, die Behandlung der deutschen Ketzer, bereits verständigt habe; und dem venezianischen Botschafter sagte er, der König sei freilich noch für acht Monate durch einen Vertrag mit dem Türken gebunden, dann aber werde er alles thun. Von den deutschen Dingen werden wir demnächst Genaueres hören, daß aber König Franz sich bereit erklärt habe, an dem Kriege gegen den Türken teil zu nehmen, auch ohne vorher Mailand erhalten zu haben, ist durchaus unglaublich. Und sollte man wirklich gemeint haben, in inniger Freundschaft und Allianz leben zu können, wo diese unlösbare mailändische Frage im Wege stand und noch unzählige andere Differenzen, und die Natur der Dinge selbst seit zwanzig Jahren jeden wirklichen Frieden unmöglich gemacht hatte? Der Kaiser allerdings wurde von dem stärksten Interesse getrieben, die Dinge so darzustellen, wie er that. Denn wenn er erwog, was ihm diese zweijährigen Anstrengungen eingetragen hatten, und den ganzen Verlauf und den Ausgang dieses Kampfes mit dem verglich, was er in den früheren Kriegen gegen Frankreich errungen hatte, so mußte er zu sehr niederschlagenden Ergebnissen kommen. Früher hatte er eine ganz unzweifelhafte Ueberlegenheit bewiesen

und dementsprechend dem besiegten Feinde Friedensbedingungen auferlegen können, deren Erfüllung Frankreich zum Diener seiner Politik gemacht haben würde. In diesem dritten Kriege dagegen hatte Frankreich alle Angriffe glücklich zurückgeschlagen, Mailand allerdings nicht erobert, nicht einmal berührt, das ihm viel wichtigere Savoyen und Piemont aber glücklich behauptet. Wenn auch der Kaiser die Wendung gebrauchen konnte, nach dem von dem Herzoge von Savoyen in den Verhandlungen über das Kastell von Nizza bewiesenen üblen Benehmen halte er sich von allen Verpflichtungen gegen denselben befreit, die Thatsache wurde dadurch nicht erschüttert, daß der letzte Krieg über eben dieses Savoyen entbrannt war und daß Frankreichs Machtstellung ganz beträchtlich verstärkt wurde, wenn es sich in dem Besitze nicht nur von Savoyen, sondern auch von Piemont behaupten konnte. Um es kurz zu sagen: in den früheren Kriegen hatte der Kaiser entschieden gesiegt, in diesem letzten dagegen Frankreich sich als ihm durchaus ebenbürtig bewiesen. Allerdings nicht in dem Maße, daß nun der Kaiser lästige Friedensbedingungen hätte auf sich nehmen müssen. Es kam vielmehr gar kein Friede zu stande. Das aber war für den Kaiser viel ungünstiger als für König Franz. Dieser konnte ruhig abwarten, ob und wann ihm der Kaiser bewilligen werde, was er in Nizza verweigert hatte; er stand nirgends vor dringenden Aufgaben, an deren Lösung er durch die unsichere Waffenruhe gehindert wurde. Der Kaiser dagegen bedurfte dringend eines zuverlässigen Friedens, um seinen universellen Aufgaben, dem Kampfe mit dem Türken und der Herstellung der katholischen Einheit, gerecht werden zu können. Und hatte er einen solchen Frieden nicht gewinnen können, so bedurfte er um so dringender der Meinung, daß, wenn dieser Krieg auch einen sehr viel weniger ruhmreichen Verlauf genommen habe als die früheren, er doch wenigstens durch seine Zusammenkunft mit König Franz den allerbefriedigendsten Abschluß gefunden habe. Was er in Wirklichkeit nicht erreicht hatte, mußte er doch wenigstens er-

reicht zu haben scheinen. Die Welt mußte womöglich zu der Meinung gebracht werden, er könne sich hinfort in allen Dingen auf die vollständige Freundschaft Frankreichs stützen, vorzüglich den Türken und den Ketzern gegenüber.

In der That, für den Kaiser war diese Täuschung unentbehrlich, wenn der Welt nicht der sehr empfindliche Rückgang seiner Macht offenbar werden sollte. Wir haben ihn allerdings gleich nach dem Augsburger Reichstage sehr resigniert gefunden; die Art, wie er die starken Provokationen Frankreichs jahrelang hinnahm, bewies deutlich, wie sehr er einen neuen Kampf mit dieser Macht scheute. Dann aber hatte doch der Zug gegen Tunis seine Macht wenigstens für einen Moment in einem glänzenden Lichte gezeigt und sein persönliches Ansehen beträchtlich erhöht. Aber nur zu früh hatte die Christenheit zu fühlen bekommen, was dieser afrikanische Krieg ihr eingetragen habe: der allerchristlichste König war in offenes Bündnis mit dem Türken getreten und dieser hatte in den östlichen Meeren gewaltig um sich gegriffen. Da brach der lange hinausgeschobene Kampf zwischen den beiden christlichen Hauptmächten von neuem aus; schon seine Nähe nötigte den Kaiser, gegen die deutschen Protestanten und England auf die Ziele seiner katholischen Politik wenigstens vorläufig zu verzichten. Und trotzdem nahm dann dieser Kampf einen so unbefriedigenden Verlauf, wie wir gesehen haben. Was sollte aus der kaiserlichen Politik werden, wenn die Menschen genau wußten, wie es mit seiner Macht stand? Denn es gab wenige Länder in Europa, die nicht in der einen oder anderen Beziehung von seiner Schwäche Nutzen zu ziehen hätten wünschen sollen. Vor allem war es für den Kaiser dringend wünschenswert, daß man in Deutschland sein Verhältnis zu Frankreich so ansah, wie er es seiner Schwester schilderte.

Der Schmalkaldische Bund.

Wie sich aus der bisherigen Erzählung von selbst ergibt, hatte der Kaiser, seit er im Herbst 1532 das Reich verlassen, auf den Gang der Dinge in demselben niemals einen wirksamen Einfluß zu üben vermocht. Fortwährend mit seiner ganzen Macht von dem Kampfe gegen Frankreich und die muselmännische Welt in Anspruch genommen, des natürlichen Zusammenwirkens mit der Kurie niemals sicher, dazu in fortwährender Geldnot, war er darauf beschränkt gewesen, durch Boten und Schreiben seinen Willen kund zu thun, dem er durch Handlungen keinen Nachdruck zu geben vermochte. In dem deutlichen Vorgefühl, daß mit seiner Entfernung aus dem Reiche für ihn die Möglichkeit aufhören werde, es zu regieren, hatte er seinen Bruder mit der Autorität des römischen Königs als seinen Stellvertreter zurücklassen wollen, war aber nicht im stande gewesen, diese Autorität zur Anerkennung zu bringen. Er hatte sich dann aufs eifrigste bemüht, den Schwäbischen Bund in seiner alten Bedeutung als Stütze der österreichischen Herrschaft und der römischen Kirche herzustellen, und war damit ebenfalls gescheitert. Als nach dem Zerfalle dieses Bundes der Angriff des Landgrafen auf Württemberg erfolgte, trat die Ohnmacht ebenso des römischen Königs wie des Kaisers aller Welt grell vor Augen.

Dieselbe Ohnmacht offenbarte die habsburgische Politik im Norden des Reiches: Dänemark ging ihr ebenso verloren wie Württemberg. Im Osten nahm der Kampf um Ungarn den Verlauf, daß er die Kräfte und die Gedanken König Ferdinands vollständig absorbierte, ohne daß dieser über unzuverlässige Waffenstillstände und täuschende Hoffnungen hinauszukommen vermochte. Und im Westen endlich übte die französische Macht einen immer stärkeren Druck. Wenn es auch König Franz nicht gelang, die bestehende Ordnung im Reiche völlig umzustürzen, er untergrub sie mit jedem Jahre mehr. Freilich verlor er nach der württembergischen Umwälzung die Freundschaft Baierns, freilich blieben seine Verhandlungen mit dem Schmalkaldischen Bunde ohne sicheren Abschluß, aber für seinen Kampf mit dem Kaiser konnte er, allen kaiserlichen Verboten zum Trotz, Jahr für Jahr Tausende deutscher Landsknechte werben und ihrem Führer, dem Grafen Wilhelm von Fürstenberg, vermochte König Ferdinand kein Haar zu krümmen. Die natürlichste Stütze Ferdinands wären die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein gewesen, aber der Blick auf das nahe Frankreich hielt sie neben manchen anderen Gründen in ängstlicher Unthätigkeit. Von einer Wirksamkeit des nach seiner Wahl mit den Wählern geschlossenen Bündnisses hat er nie etwas verspürt.

Im gesamten Umkreise des Reiches fand der König nur sehr wenig zuverlässige Freunde. Unter ihnen obenan stand der alte Herzog Georg von Sachsen, ein sehr respektabler Herr von fester Ueberzeugung und Haltung, dem lutherischen Wesen immer gleich feind, aber deswegen keineswegs blind gegen die schweren Mißstände in der alten Kirche, an deren Beseitigung zu mahnen er bis an sein Ende nie müde wurde, ein vortrefflicher sorgfältiger Regent mit seltener Ordnung seiner Finanzen, von Grund des Herzens der kaiserlichen Autorität ergeben, zumal seit er in ihr den einzigen Damm gegen die ketzerische Ueberflutung sah, ein treuer Freund des Hauses Habsburg, besonders seitdem dasselbe endlich die große Schuld an

ihn abgetragen hatte*), über welche es in den zwanziger Jahren, wie wir hörten, so manche peinliche Erörterung gab. Von ganz anderer Art als dieser ehrenfeste Herr war Herzog Heinrich von Braunschweig, neuerdings ebenso eifrig für Kaiser und Papst, aber leidenschaftlich, zügellos, zwar stets bereit für den Kaiser zu reiten, zu intriguieren und zu praktizieren, aber ebenso geschickt ihm Verlegenheiten zu bereiten. Seit dem Herbste 1534 waren ja auch die bairischen Herzoge in das kaiserliche Lager übergetreten, aus Haß gegen Herzog Ulrich, aus Angst vor der immer näher rückenden Ketzerei; aber ihre innerste Gesinnung hatte sich wenig geändert; Argwohn und Eifersucht auf die österreichische Macht verließ sie nie. Der Kardinal-Erzbischof von Salzburg wäre für Ferdinand ein wertvoller Nachbar gewesen, wenn er hätte vergessen können, wie der König einst begehrliche Blicke auf sein Land geworfen hatte. Pfalzgraf Friedrich blieb immer derselbe eifrige Diener des kaiserlichen Hauses, mit dem er ja endlich eine eheliche Verbindung erreichte, aber noch lange von gleicher Machtlosigkeit. Kurfürst Joachim von Bran-

*) Eine Geschichte dieser ins fünfzehnte Jahrhundert zurückreichenden Schuld, wofür im Dresdener Archiv das urkundliche Material beisammen liegt, würde einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der österreichischen Finanzwirtschaft liefern. Da Maximilian viele Jahre trotz allen Mahnungen gar nichts zahlte, war die Schuld schließlich auf 308166 Gulden angewachsen. 1511 ließ Herzog Georg davon gutwillig 108166 Gulden schwinden, worauf Maximilian eine neue Verschreibung über 200000 Gulden gab mit bestimmten Verpflichtungen der Abzahlung; aber bis zu seinem Tode zahlte er nichts. Auf dem Wormser Reichstage 1521 gaben Karl und Ferdinand gemeinsam eine neue Verschreibung über 200000 Gulden, worin sich beide verpflichteten, in bestimmten Terminen in Augsburg abzuzahlen. Aber auch diese Zusicherung wurde nicht erfüllt. Nach langen und mühseligen Verhandlungen erreichte Herzog Georg, daß Ferdinand die Schuld auf sich allein nahm und die Fugger und Welser als „selbstschuldige sich dafür obligieren und verschreiben sollten". Mit einem Opfer von 10000 Gulden erreichte er das. Aber auch damit hatte die Not des Herzogs kein Ende. Die Abzahlungen erfolgten höchst unregelmäßig und in sehr ungleichen Summen. Endlich im Jahre 1536 war die Schuld bis auf einen Rest von 2000 Gulden getilgt.

denburg haßte die Ketzerei, je älter er wurde, um so heftiger, da sie in sein eigenes Haus widerwärtigen Zwist trug; daß er aber Ferdinand Beistand geboten hätte, hören wir nicht. Natürlich gab es auch sonst im Reiche noch manchen geistlichen und weltlichen Herrn, welcher mit dem Könige gleiche Interessen und Neigungen teilte; aber bald Rücksichten auf mächtige Nachbarn, bald Besorgnisse vor der Gärung im Volke, bald Familienbeziehungen hinderten diese Sympathien an rechter Wirksamkeit.

So standen die Reichsgewalten in völliger Ohnmacht. Schon vor dem schlimmen Stoße vom Mai 1534 saß Ferdinand in seinen Residenzen zu Wien und Prag, als wenn er mit dem Reiche nichts zu schaffen hätte. Als der Nuntius Vergerio im Frühling 1533 nach Wien kam, fand er da ein wunderbares Stillleben: aus dem Reiche kam nicht nur sehr selten jemand, man hörte auch fast nichts von ihm. Alle Gedanken Ferdinands waren auf die noch schwebenden Verhandlungen mit der Pforte gerichtet; ehe er Frieden mit dem Türken habe, erklärte er mit aufrichtigem Bedauern, könne er gegen die immer weiter greifende Ketzerei in seinen eigenen Landen nichts thun. Seine und seiner musterhaften Gemahlin katholische Gesinnung war über jedes Lob erhaben; er hatte einen eigenen Glaubensrat gebildet, mußte aber der Bewegung unthätig zusehen. Endlich im Juli 1533 kam aus Konstantinopel die Nachricht vom Abschlusse des Friedens, sogar eines ewigen Friedens, eine höchst erfreuliche Botschaft; aber leider sollte die Grundlage dieses Friedens, die Ordnung der Verhältnisse in Ungarn, erst geschaffen werden. Immerhin hatte man zunächst vor dem furchtbaren Feinde Ruhe. Aber gegen die religiöse Bewegung blieb Ferdinand jetzt so ohnmächtig wie vorher. Im November begleitete ihn Vergerio nach Prag. Am 28. Dezember schrieb derselbe von da, in dieser Zeit seien in ganz Böhmen sechs Priester, arme Bettler, geweiht worden. Der eifrige Bischof von Passau hatte ihm gesagt, in seiner Diözese seien in vier

Jahren fünf Priester ordiniert, und der Bischof von Laibach hatte es in acht Jahren auf siebzehn gebracht. Eine Masse Pfarren, klagt der Nuntius, nicht nur in Böhmen, „welches ganz ketzerisch ist", sondern in ganz Oesterreich stehen leer, wegen Mangels an Priestern*).

Als ob diese Berichte niemand in Rom gelesen hätte, ging Clemens seinen politischen Machtgelüsten rücksichtslos nach. Wir haben früher gehört, wie seine Reise nach Marseille und sein dortiger intimer Verkehr mit König Franz auf den Kaiser wirkte; wir haben aus dem Zusammenhange der Dinge erraten müssen, daß er sich mit dem Unternehmen gegen Württemberg wenigstens stillschweigend einverstanden erklärt habe. Da ist es nun sehr merkwürdig, aus Vergerio's Berichten zu ersehen, wie das Verhalten des Papstes an Ferdinands Hofe beurteilt wurde und welchen Eindruck es auf Deutschland machte. Gleich die erste Nachricht von Clemens' Reise rief in Wien große Aufregung hervor. Der König zeigte sich peinlich davon berührt und in seiner Umgebung fanden sich angesehene Personen, welche ihre Freude nicht verhehlten, daß nun der Kaiser, von der Rücksicht auf den Papst befreit, einen Weg beschreiten könne, welcher im Reiche die Eintracht herstelle. Bald konnte der Nuntius von dem lauten Jubel der Ketzer über das Zerwürfnis zwischen Kaiser und Papst berichten. In katholischen Kreisen aber lebte die Forderung vom Regensburger Reichstage auf: wenn der Papst im Einvernehmen mit Frankreich das Konzil hindern wolle, so müsse es der Kaiser berufen. Nun kamen die Briefe aus Spanien, welche von der tiefen Mißstimmung des Kaisers berichteten, von seiner ernsten Besorgnis, daß Frankreich unter der Gunst des Papstes Unruhen in Italien erregen werde. Ferdinand, dessen gute Gesinnung der Nuntius nicht genug rühmen konnte, erfüllte sich allmählich mit ähnlichem Mißtrauen. Er sah die ganze Lage in der verdrießlichsten Weise geändert,

*) Friedensburg, Nuntiaturberichte 1, 96. 98 f. 152.

seit der Papst ganz in Frankreichs Hand sei. Und Ende Dezember sagte ein angesehener Mann voraus, im nächsten Frühling werde man eine neue Bewegung in Deutschland erleben. Vergerio geriet in große Unruhe; immer wieder mahnte er in Rom, man müsse mehr an Deutschland denken. Da nun von Rom die schönsten Ausreden kamen von den vortrefflichen Absichten, welche der Papst in Marseille verfolgt habe, wurde es eine Weile still. Aber im März 1534, als man das Württemberg bedrohende Unwetter zu spüren begann, gewannen die Anklagen gegen den Papst neue Stärke. „Das Mißtrauen, der Argwohn, die Furcht," schrieb Vergerio Mitte März, „sind bei den Personen dieses Hofes auf dem Gipfel." Ein sehr hochstehender Mann sagte ihm, der Papst und König Franz seien sehr im Irrtum, wenn sie den Kaiser besiegen zu können glaubten; denn dieser brauche der lutherischen Bewegung nur einige Nachsicht zu zeigen, so werde sich ganz Deutschland bis zu den Frauen und Kindern begierig gegen den Papst erheben. Ferdinand gab ernstlich zu erwägen, wie es zum sicheren Ruin der Kirche führen müßte, wenn sich in Deutschland die Meinung festsetzte, der Papst vereitle im Bündnis mit Frankreich das Konzil. Da nun die ersten Nachrichten von Württemberg kamen, mußte der Nuntius sofort hören, das sei die Frucht von Marseille. Ferdinand erklärte zwar, das noch nicht glauben zu wollen, aber was ließ sich gegen seine Argumentation einwenden: kaum habe der Papst Marseille verlassen, so sei der Landgraf nach Frankreich gegangen und habe sich das Geld geholt, mit dem er Deutschland in Krieg stürze. Da es sich in Württemberg um ein handgreifliches Interesse der katholischen Kirche handelte, glaubte Ferdinand, wie schon erzählt wurde, mit bestem Grunde den Beistand des Papstes anrufen zu können. Vergerio bat dringend, dieses Gesuch nicht abzuweisen; wahrscheinlich werde ja die verheißene Hilfe nicht einmal wirklich geleistet zu werden brauchen. Wir wissen, wie höhnisch Ferdinands Bitte in Rom beantwortet wurde. Unmittelbar darnach begab er

sich zur Verhandlung mit dem Kurfürsten von Sachsen, welcher ihm geradezu sagte, den Verlust Württembergs verdanke er dem Papste, während Herzog Georg voll bitteren Hohnes schrieb, wenn die römische Kirche 10 000 Dukaten an ihren Einkünften verlöre, würde sie die ganze Christenheit zu Hilfe rufen, wenn aber 100 000 Seelen verloren zu gehen drohten, rührte sie sich nicht. Schon seit längerer Zeit hatte Ferdinands vornehmster Rat, Bernhard Cles, Bischof von Trient und seit einigen Jahren Kardinal, seine Absicht angekündigt, sich in seine Diözese zurückzuziehen. Da Vergerio ihn für den zuverlässigsten und mächtigsten Vertreter der katholischen Interessen am Hofe hielt, hatte er alles aufgeboten, um ihn in des Königs Nähe festzuhalten. Jetzt erklärte ihm der Kardinal, er gehe, denn es sei ihm unerträglich, am Hofe zu leben, wo er einen Konflikt zwischen seinem Herrn und dem Papste fürchten müsse*).

Man sieht, Clemens erwies sich auch hier wieder als den mächtigsten Förderer des Abfalls von seiner Kirche. Protestanten und Katholiken erklärten ihn um die Wette für den Urheber der folgenreichen Veränderungen in Württemberg. Die einen jubelten, die anderen jammerten über die unbegreifliche Verblendung des klugen Mannes. König Ferdinand hatte ja freilich auch vorher, wie wir sahen, wenig oder nichts zum Schutze der alten Kirche thun können; jetzt war er vollständig gelähmt, in seinem Innersten selbst erschüttert. In seinem Rate gewann eine den Protestanten freundliche Gesinnung immer mehr Einfluß.

Wenn man alle diese Verhältnisse überblickt, begreift man, wie der Abfall von Rom sich unwiderstehlich über das Reich ausbreitete: die alte Kirche stand völlig gelähmt der gewaltigen Bewegung gegenüber. Diese würde von der unvergleichlichen Gunst der Umstände noch weit höher gehoben worden sein, wenn

*) Nuntiaturberichte 1, 117. 138. 144 f. 156. 194 ff. 228. 270.

nicht in ihr selbst Elemente der Zwietracht hemmend gewirkt hätten.

Es lag in der Natur der Bewegung selbst, daß die von der einheitlichen Herrschaft der Papstkirche befreiten Geister sich in unendlich mannigfache Richtungen zerstreuten. Wie Luther sehr früh mit den Zwickauern und Karlsstadt zu ringen hatte, wie dann in dem Bauernkriege radikale, gegen Wittenberg sich empörende Richtungen eine große Rolle spielten, wie darauf der Gegensatz zwischen Luther und Zwingli die evangelische Welt zerriß, so erhob sich gegen beide in den dunklen Schichten des Volks, namentlich den Handwerkern, eine schwärmerische Gemeinschaft, welche teils die Lehren der Reformatoren verwarf, teils das Leben der von ihnen gegründeten Gemeinden als ein zu weit hinter dem christlichen Ideal zurückbleibendes tadelte. Von der eigentlich nüchternen Verurteilung der Kindertaufe gingen diese Leute allmählich zu der extravagantesten Weltanschauung über. Neben reinen und edlen Naturen, wie Hans Denk, gab es wilde Phantasten, neben unwissenden Mystikern höchst begabte Prediger, wie den uns bekannten Hubmair. Indem mehr und mehr jede äußere Autorität auf religiösem wie politischem Gebiete verneint wurde, indem auf der anderen Seite die harte Unduldsamkeit der neuen wie der alten Kirche jede Abweichung von dem im Lande oder in der Stadt herrschenden dogmatischen System mit Verbannung oder auch mit grausamem Tode strafte, drang in diese Sekten mehr und mehr ein wilder Fanatismus ein, welcher mit den schwersten Kämpfen drohte. Seit dem Ende der zwanziger Jahre erfüllte der Streit mit den wiedertäuferischen Sekten einen großen Teil Deutschlands, und wenn sie auch an den meisten Orten unterdrückt wurden, die Kraft der evangelischen Bewegung mußte durch diesen Kampf erheblich geschwächt werden. Wie der Bauernkrieg die erste frische Begeisterung, den warmen Anteil des Volkes überall gedämpft, an manchen Orten erstickt hatte, so mußte der Konflikt mit diesen Sekten wiederum einen er-

heblichen Teil des niederen Volkes der neuen Kirche entfremden, während den Altgläubigen dieses endlose Sektenwesen als sicherer Beweis von der Verderblichkeit einer Bewegung galt, welche das Seelenheil auf das Urteil des einzelnen gründen wollte. Ob man gegen die Täufer mit barbarischer Grausamkeit, wie in Baiern und Oesterreich, wütete, oder ob man mit ihnen, wie in manchen Reichsstädten, namentlich in Straßburg, milder verfuhr, durch Belehrung und Ermahnung die Irrenden zurückzuführen suchte, überall wurde die rechte Zuversicht und Freudigkeit unter denen getrübt, welche einst dem Evangelium zugejauchzt hatten. Da nun gar in Münster der eigentümliche in Holland ausgebildete Radikalismus täuferischer Extase sich der Herrschaft bemächtigte, die westfälische Bischofsstadt in ein Babel kommunistisch-terroristischer Theokratie verwandelte, die Greuel der Fleischeslust mit den Träumereien besonderer Heiligkeit zu einem widerwärtigen, alle weltliche und kirchliche Ordnung mit Vernichtung bedrohenden Chaos verschmolz, und ein beispielloser Fanatismus diese Mißgeburt wilder Leidenschaften lange gegen die Angriffe der nächstbedrohten lokalen, dann auch der aufgerufenen Reichsgewalten verteidigte, da ging natürlich ein Schauder durch die deutsche Welt, welcher die Kraft der populären Strömung zu gunsten des Evangeliums abermals schmälern mußte*).

Es war nicht anders möglich, als daß diese erschreckenden Excesse, wenn sie in Westfalen zu der ersten bedeutsamen katholischen Restauration führten, unter den Evangelischen der strengen Ansicht Luthers von der Notwendigkeit fester dogmatischer Gebundenheit, immer stärkeres Ansehen verliehen. Die freieren oberdeutschen Richtungen mußten durch den Gang der Zeit mehr und mehr zurückgedrängt werden. War das, was sich ursprünglich von Zwingli's Geist in die schwäbischen und

*) Man vergleiche die einander ergänzenden Schilderungen, welche Ranke 3, 361 ff. und Bezold, Geschichte der deutschen Reformation S. 196 ff. von dieser ganzen merkwürdigen Bewegung gegeben haben.

elsäßischen Städte eingepflanzt hatte, seit 1530 in unaufhörlichem Zurückweichen vor der gebieterischen Autorität Luthers, so mußte es großen Einfluß üben, daß man die sogenannten „Sakramentierer", mit welchem Ausdruck man alle mehr oder weniger von Zwingli's Geist Berührten brandmarkte, mit den Wiedertäufern in einen Topf warf. Wie nachgiebig sich nun aber die oberländischen Theologen unter Bucers Leitung gegen Wittenberg bezeigten, es blieben doch immer Unterschiede der Lehre und des Lebens, welche den theologischen Hader in der jungen Kirche nie ganz verstummen ließen. Derselbe wurde von neuem durch den großen Sieg angefacht, welchen das Evangelium mit der Eroberung Württembergs gewann. Dieser Sieg war ja ganz das Werk des stets mit den Oberländern sympatisierenden Landgrafen. Nichtsdestoweniger geschah es auf eine geradezu erstaunliche Weise, daß gleich bei dem ersten Schritte zur evangelischen Einrichtung des Landes die lutherische Strenggläubigkeit mit der durch Ambrosius Blaurer vertretenen versöhnlichen Auffassung der Abendmahlsfrage in den widerwärtigsten Streit geriet, als wenn eine Verständigung zwischen Luther und Bucer niemals stattgefunden hätte und durch dieselbe allein die Aufrichtung des Schmalkaldischen Bundes ermöglicht worden wäre. Wenn irgendwo, hätte sich hier in Württemberg ein friedliches Zusammengehen der beiden Richtungen von selbst verstehen sollen, da in dem ganzen Oberlande die Lehre Bucers und Blaurers die entschiedene Oberhand hatte; ja man mußte sagen, es war eine sehr weitgehende Konzession von seiten des Herzogs Ulrich, wenn er der lutherischen Doktrin überhaupt einen gewissen Einfluß gestattete. Wie dringend aber auch der Landgraf und Straßburg warnen mochten, „den alten Adam nicht über den neuen herrschen zu lassen", über eine untergeordnete Differenz nicht neuen Hader zu erwecken, es war alles umsonst*).

---

*) Heyd, Herzog Ulrich 3, 37 ff. Winckelmann, Politische Korrespondenz der Stadt Straßburg 2, 216 ff.

Diese überraschende Entwicklung wurde nicht wenig durch die Fassung begünstigt, welche der Kadaner Vertrag in Bezug auf die religiöse Frage erhalten hatte. Wir erinnern uns, wie völlig hilflos die Lage König Ferdinands war, als er sich zur Verhandlung mit dem Kurfürsten von Sachsen begab: nicht nur der Kaiser, sondern auch der Papst hatte ihm jede Aussicht auf Unterstützung genommen, welche er ebensowenig im Reiche zu finden hoffen durfte. Mit diesen Verhältnissen stand der Inhalt des Vertrages in einem auffallenden Widerspruch. Württemberg wurde allerdings dem Herzog Ulrich, wenn auch nur als österreichisches Afterlehen, zuerkannt, davor aber über die allgemeinen Reichsangelegenheiten folgendes ausgemacht: der Nürnberger Anstand wurde nachdrücklich in Kraft erklärt; nachdem „ein Mißverstand darin vorgefallen, hieß es, hat die Kgl. Majestät gnädiglich bewilligt", sie wolle beim Kaiser verschaffen, daß „mit den Prozessen am kaiserlichen Kammergericht zu Erhaltung solchen Friedstandes wider die, so darinnen benannt sind, stillgestanden, auch daß alle bisher vorgenommenen Prozesse wirklich abgeschafft werden". Man sieht, ausdrücklich nur gegen die im Nürnberger Anstand genannten Verbündeten Sachsens sollte mit den Prozessen eingehalten werden, insofern der zweideutige Ausdruck des Nürnberger Instruments solche Prozesse verbot. Württemberg war selbstverständlich nicht unter den so gesicherten, ebensowenig diejenigen, welche seit dem Sommer 1532 der neuen Kirche sich angeschlossen hatten. Aber damit nicht genug. In den Schweinfurter Verhandlungen war das Absehen der katholischen Vermittler lange mit besonderer Hartnäckigkeit darauf gerichtet gewesen, die „Sakramentierer" von dem Frieden auszuschließen, die Beharrlichkeit des Landgrafen und der oberdeutschen Städte hatte aber eine so bedenkliche Einschränkung schließlich mit Erfolg zurückgewiesen. In dem Kadaner Vertrage sah man nun eben diese damals abgelehnte Klausel in voller Bestimmtheit aufgenommen. Denn nach dem eben angeführten Satz hieß es: „Doch sollen in alle

Wege die Sakramentierer, Wiedertäufer u. s. w. hierinnen ausgeschlossen sein“ und in keinem Lande geduldet werden*). König Ferdinand aber schrieb, damit ja kein Zweifel aufkommen könne, dem Kurfürsten von Sachsen am 15. August, unter dem Wort Sakramentierer verstehe er die Zwinglischen, und der Kurfürst redete in seiner Antwort vom 26. August schlechthin von den Zwinglischen als solchen, welche ebenso wie die Wiedertäufer durchaus nicht zu dulden seien**). Straßburg hatte also nur zu sehr recht, wenn es gegen die Bitte des Landgrafen, an dem Wort „Sakramentierer“ keinen Anstoß zu nehmen, von vornherein starke Bedenken erhob, während Herzog Ulrich, der mit dem Vertrag aus anderen Gründen höchlich unzufrieden war, sich veranlaßt sehen mochte, sich sorgfältig vor der Anschuldigung zu wahren, als ob er sein Land den Sakramentierern ausliefere. Die lutherische Richtung konnte infolge dessen in Württemberg immer mehr um sich greifen. Das Oberland wurde von neuem mit theologischem Hader erfüllt und der große Gewinn des Protestantismus durch denselben nach Kräften geschmälert.

Mußte aber die Bewegung durch die eben geschilderten Umstände gehemmt werden, so kamen ihr doch andere Verhältnisse noch mehr zu statten. Wie es auch mit dem Frieden in der neuen württembergischen Kirche bestellt sein mochte, Rom hatte hier doch einen höchst empfindlichen Verlust erlitten und die ganze politische Lage eine bedeutsame Aenderung erfahren. Der Protestantismus war von jetzt an in Oberdeutschland nicht lediglich durch Reichsstädte, sondern auch durch einen mächtigen Fürsten vertreten. Die bairischen Fürsten fühlten sich durch dieses Vorrücken der Ketzerei so bedroht, daß sie, wie wir sahen, alsbald mit König Ferdinand Freundschaft schlossen. Darauf wirkte allerdings noch ein anderer Umstand. In Kadan hatten

*) S. den Vertrag bei Hortleder 1, 688.

**) Neudecker, Urkunden S. 235 ff.

die Vermittler (der Kurfürst von Mainz und Herzog Georg) den Kurfürsten von Sachsen auch zur Anerkennung Ferdinands als römischer König bestimmt, freilich unter gewissen Bedingungen, von denen man aber annahm, daß ihre Erfüllung auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen werde. Das war ohne Zweifel für die bairischen Herzoge ein empfindliches Ding, denn der zwischen ihnen und dem Kurfürsten bestehende Wahlbund wurde damit über den Haufen geworfen. Aber es sollte sich bald zeigen, daß Oesterreich mit der bairischen Freundschaft nicht viel gewonnen hatte. Gegen die im Reich unaufhaltsam um sich greifende Bewegung blieb Ferdinand im Bunde mit Baiern ebenso ohnmächtig, wie er vorher als dessen Gegner gewesen war.

Denn dasselbe Moment, welches während der zwanziger Jahre den Kaiser verhindert hatte, das kleine Häuflein der Evangelischen zu erdrücken, kam jetzt ihrer schon ansehnlichen Macht entscheidend zu Hilfe. Wir wissen, wie Karl seit dem Sommer 1534 ganz und gar von dem abermals drohenden Konflikt mit Frankreich und von der Notwendigkeit, sich der für Spanien unerträglich gewordenen Herrschaft Barbarossa's entgegenzuwerfen, bestimmt wurde. Von jetzt an gab es ihm für die Behandlung der deutschen Angelegenheiten nur einen Gesichtspunkt: um jeden Preis mußte verhindert werden, daß seine deutschen Feinde nicht etwa mit Frankreich gemeinsame Sache machten. Es ist beachtenswert, daß in allen Briefen, welche Karl seit den württembergischen Ereignissen an seinen Bruder richtete, nur diese politische Betrachtung zum Ausdrucke kommt, über die religiösen Dinge vollständiges Schweigen herrscht. Er ist mit dem Kadaner Vertrage besonders deshalb sehr einverstanden, weil ihn der Landgraf ohne jede Rücksicht auf Frankreich angenommen hat. Er hofft, daß König Franz diese Behandlung so leicht nicht vergessen wird; ja, da der Landgraf ihn in einem durch expressen Boten überbrachten Briefe um Verzeihung für das Vergangene gebeten hat, leuchtet ihm die

Möglichkeit auf, diesen gefährlichsten aller Ketzer auf seine Seite zu ziehen. Immer wieder kommt er darauf zurück, wie unendlich wertvoll es sein würde, wenn man den Landgrafen gewinnen, oder doch wenigstens davon abhalten könnte, in dem bevorstehenden Kampfe auf französische Seite zu treten. Ebenso mahnt er den Bruder, den Herzog Ulrich und den Grafen Wilhelm von Fürstenberg herüberzuziehen, mit den Schweizern das beste Einvernehmen zu pflegen, um jeden Preis Streitigkeiten mit diesen wie mit anderen Ketzern zu vermeiden. Daneben legt der Kaiser den höchsten Wert auf die Aussöhnung mit Baiern. Er ist der Ansicht, daß die bairischen Herzoge die eigentlichen Urheber der verdrießlichen Opposition gegen die Anerkennung von Ferdinands Königswürde sind; ist er mit ihnen verbunden, so wird, da ja auch Sachsen seinen Widerspruch aufgegeben hat, endlich Ferdinands Autorität in Kraft treten, die er dann besonders darauf zu richten hat, daß Frankreich im Reiche keinerlei Werbungen veranstalten kann. Später erfährt er, daß König Franz abermals Agenten ins Reich geschickt hat und ebenso Boten des Landgrafen bei ihm eingetroffen sind: Ferdinand kann diese Praktiken nicht sorgfältig genug überwachen.

Aus der geschilderten Situation ergab es sich von selbst, daß der Kaiser in dem Augenblicke (Januar 1535), wo er zuerst den Krieg mit Frankreich unvermeidlich hielt, sich nicht darauf beschränkte, die Gewinnung der gefährlichsten Ketzer zu empfehlen, sondern den Protestanten im allgemeinen jene freundlichen Erklärungen gab, von denen früher die Rede war*). Der Zug nach Tunis nahm ja dann längere Zeit alle Gedanken und Kräfte des Kaisers in Anspruch; das Reich verschwand gewissermaßen aus seinen Augen. Als er aber siegreich aus

*) Das Schreiben an die einzelnen Stände (Madrid, 1. Januar) lautete freilich nicht ganz so verbindlich, wie man nach der Instruktion für Roeulx erwarten sollte. S. Politische Korrespondenz 2, 263.

Afrika zurückgekehrt war, da glaubte er endlich einmal wieder ein ernstes Wort nach Deutschland richten zu können. Wir haben früher gehört, wie peinlich sich der Papst damals von dem gesteigerten Selbstgefühl des Kaisers berührt fühlte. Wenn Karl gegen die Kurie den Ton des Befehlenden glaubte anschlagen zu dürfen, war es natürlich, daß er auch den Protestanten seine Autorität in nachdrückliche Erinnerung zu bringen angemessen fand. So richtete er denn am 30. November aus Neapel an den Kurfürsten von Sachsen und seine Glaubensverwandten ein Schreiben, welches in sehr strengem Tone tadelte, daß vielfach dem Nürnberger Frieden zuwidergehandelt und die rechtmäßige Thätigkeit des Kammergerichts durch allerlei Maßregeln behindert werde; er „befahl ernstlich“, daß man sich genau an das in Nürnberg Abgemachte halte. Ueberhaupt bot er jetzt seine volle Energie auf, um die kirchlichen Fragen, von denen lange keine Rede gewesen war, in Ordnung zu bringen. Schon im September hatte er Ferdinand wiederholt von der Notwendigkeit geschrieben, das Konzil nachdrücklich zu betreiben; unter anderem sollte er in seinen Verhandlungen mit Sachsen jede dem Kurfürsten zu gewährende Konzession davon abhängig machen, daß derselbe verspreche und sich verpflichte dem Konzil zu gehorchen*).

Der wirkliche Ausbruch des Kriegs mit Frankreich mußte jedoch dem Versuche des Kaisers, seine katholische Autorität im Reiche geltend zu machen, ein rasches Ende bereiten. Hatte er schon im Januar 1535, wo der Krieg nur drohte, den Protestanten freundliche Worte geben müssen, so machte sich diese Notwendigkeit im Sommer 1536 noch fühlbarer. Natürlich hätte er dringend gewünscht vom Reiche gegen König Franz unterstützt zu werden; ließ sich das aber kaum hoffen,

*) Que ledict duc de Saxen promitte et soblige de ensuyvir et approuver le concille, sans directement ne indirectement le contredire. Karl an Ferdinand, Palermo 27. September 1535. (Wiener Arch.)

so mußte wenigstens um jeden Preis eine Verbindung der Protestanten mit Frankreich verhindert werden. Wenn man sich in die damaligen Verhältnisse versetzt, sollte man meinen, die Protestanten wären jetzt in der Lage gewesen, den sicheren Frieden, welchen ihnen die Verhandlungen des Sommers 1532 in keiner Weise gebracht hatten, dem Kaiser abzunötigen.

Für jedermann, der die Weltverhältnisse richtig beurteilte, mußte es klar sein, daß die junge Kirche ihre Erhaltung wesentlich dem Umstande verdankte, daß der Kaiser in erster Linie durch Frankreich und den Sultan, sodann auch durch die Kurie an ihrer Ausrottung verhindert wurde. Wir haben gesehen, wie der Druck dieser Gegnerschaften 1531 den Kaiser nötigte in Verhandlungen mit den Schmalkaldenern einzutreten, wie er im Sommer 1532 ihrer Unterstützung gegen die Türken durchaus bedurfte, aber auch, wie die Schmalkaldener es nicht verstanden, die Gunst der Zeit auszunutzen. Diejenigen, welche auf den gnädigen Kaiser vertrauten, hatten seitdem reichliche Gelegenheit gehabt zu erfahren, was der sogenannte Nürnberger Friede für sie bedeute. Die Belästigungen durch das Kammergericht hatten keinen Augenblick aufgehört, welches ja allerdings formell in seinem Rechte war, wenn es jedem neuen der römischen Kirche zugefügten Abbruch entgegentrat. Seinen Urteilen fehlte ja freilich die Vollstreckung und so konnte es die neuen Genossen der evangelischen Kirche wohl belästigen, aber nicht ernstlich schädigen. Aber die drohende Mahnung des Kaisers aus Neapel zeigte deutlich, daß er, sobald die europäischen Verhältnisse es ihm gestatteten, gegen die Ketzer Ernst machen werde. Bald darauf stellten die bairischen Herzoge ihm vor, daß er sich ganz vergeblich um das Konzil bemühe, wenn er nicht vorher die Durchführung seiner Beschlüsse gesichert habe: die Abgefallenen müßten gezwungen werden, dem Concile Gehorsam zu versprechen. Granvelle erklärte dem Gesandten, welcher diese Botschaft nach Neapel überbrachte, der Kaiser sei mit den Herzogen ganz einverstanden, er werde gern nach ihrem

Rate handeln, aber zunächst müsse der Kampf mit Frankreich ausgefochten werden*). Das Schicksal des deutschen Protestantismus hing an dem Ausgange dieses Kampfes. Das lag so sehr auf der Hand, daß König Franz meinte, es müsse sich für die Protestanten von selbst verstehen mit ihm gemeinsame Sache zu machen.

Bei Landgraf Philipp traf diese Annahme allerdings zu, aber auch nur bei ihm. Wir haben gesehen, wie er im Sommer 1532 beharrlich daran festgehalten hatte, der günstige Moment müsse benutzt werden, um vom Kaiser volle Sicherheit nicht nur für den dermaligen Stand der evangelischen Gemeinschaft, sondern auch für ihre ungehinderte Ausbreitung zu erlangen. Es ist schwer abzusehen, wie der Kaiser dieser Forderung hätte ausweichen können, wenn die Schmalkaldener eines Sinnes mit dem Landgrafen geblieben wären. Aber das geschah nicht. Die scharfe politische Berechnung wurde bei den übrigen Genossen durch sehr löbliche Gefühle der Loyalität getrübt: sie fanden es unerträglich, den Kaiser in dem Kampfe mit den Türken allein lassen zu sollen, wozu es jedoch in Wahrheit nie gekommen sein würde, da eben der Kaiser hätte nachgeben müssen. Ebenso stand dann der Landgraf bei der Eroberung Württembergs vollkommen allein**). Er mußte sich mit ihr begnügen, statt den großen Erfolg gegen den ohnmächtigen Gegner voll auszubeuten. Der Kurfürst von Sachsen eilte zu einem Vertrage mit König Ferdinand, der, wie wir eben sahen, alle Schäden des Nürnberger Anstands erneuerte,

---

*) S. meinen Aufsatz „Karl V. und der katholische Bund vom Jahre 1538" in Quidde's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 6, 275 f.

**) Selbst in Straßburg, das doch sonst fast immer mit ihm zusammenging, fand er diesmal kein Verständnis. Man sehe, wie sich Jakob Sturm gegen Fortsetzung des Kriegs erklärte (Politische Korrespondenz 2, 213). Dagegen gestand ihm der Landgraf, er habe den Kadaner Frieden annehmen müssen, weil sich der Kurfürst sonst ohne ihn mit Ferdinand geeinigt haben würde.

ja in einem wichtigen Punkte noch verschlimmerte. Der Landgraf verstand politisch zu denken. Der Kaiser und alle seine Gegner hatten deshalb den höchsten Respekt vor ihm; Vergerio kann nach dem Ausgange des württembergischen Kriegs die Stellung Philipps nicht bedeutend genug schildern. Aber er war nicht in der Lage, nach seiner Einsicht zu handeln. Er verfügte nicht über eine unabhängige Macht. Seine Macht war der Schmalkaldische Bund und in diesem Bunde übertraf der Einfluß des Kurfürsten von Sachsen den seinigen in der Regel weit. Ein Kurfürst stand ja an sich viel ansehnlicher da als ein Landgraf. Dieser Kurfürst von Sachsen besaß außerdem das größere und reichere Gebiet; ihm stand die überwältigende Autorität Luthers und der meisten von diesem beherrschten Theologen zur Seite; für ihn sprach endlich die Natur des Bundes selbst. Derselbe sollte ja lediglich der Verteidigung des Glaubens dienen. Eine kühne, im Falle der Not auch zum Angriff bereite Politik widersprach aber nicht nur, wie es schien, dem Zwecke, sondern auch der Zusammensetzung des Bundes. Wie wäre es denkbar gewesen mit dieser vielköpfigen Gemeinschaft, mit dieser Menge kleiner Fürsten und städtischer Republiken etwas andres zu unternehmen, als die mühsame Verteidigung ganz unfraglicher gemeinsamer Interessen? Der Bund stand auf dem Boden überlieferter Reichsordnungen. Er war so zu sagen genötigt, die Illusionen Luthers über die gnädige Gesinnung des Kaisers zu teilen. Er konnte mit dem Kammergericht endlose Streitigkeiten führen, er konnte durch Schriften, Botschaften, Versammlungen unermüdlich vermitteln, vorstellen, bitten, mahnen, aber er konnte sich nie auf das stürmische Meer der europäischen Politik wagen. Sobald die Umstände ihn dazu nötigten, sich auf ihm zu versuchen, mußte ihn das überlegene Geschick und der ganz anders ausgestattete politische Apparat des Kaisers aus dem Felde schlagen. Nun aber war zu unserem Verhängnis die Reformation durch die Stellung des Kaisers zu einer europäischen Angelegenheit ge-

worden; nicht deutsche, sondern europäische Kräfte mußten über ihr Schicksal entscheiden. Der Landgraf erkannte das, aber der Bund konnte ihm darin nicht folgen. Er mußte die ihm durch den Krieg des Kaisers mit Frankreich gebotene Gelegenheit ebenso unbenutzt lassen, wie die vor vier Jahren durch den Angriff des Türken geschaffene.

Wenn König Franz einen ernstlichen Versuch machen wollte, die deutschen Protestanten mit sich gegen den Kaiser zu verbinden, so mußte er einen theologischen Umweg einschlagen. Da der Schmalkaldische Bund fast an der geringfügigen dogmatischen Differenz zwischen Wittenberg und Straßburg gescheitert wäre, ließ es sich gar nicht denken, daß er eine Verbindung mit dem katholischen Könige eingehen würde. Die Gebrüder du Bellay, welche eine merkwürdig klare Einsicht in die Natur der deutschen Protestanten besaßen und damals durch den klugen Johann Sturm in ihr Innerstes blicken konnten, kamen deshalb auf den Gedanken, eine theologische Verständigung, oder wenigstens einen Gedankenaustausch zwischen dem französischen Katholizismus und dem deutschen Protestantismus vorzuschlagen. Auch auf diesen doch etwas wunderlichen Gedanken ging die Friedenssehnsucht Melanchthons und Bucers ein. Sie wollten nach Frankreich gehn, um zu versuchen, wie weit sie etwa auf die persönliche Gesinnung des Königs Franz einwirken, oder ob man sich wenigstens über gegenseitige Duldung verständigen könne. Der völlig aussichtslose Plan wurde ihnen dadurch empfohlen, daß es ihnen wenigstens gelingen könne, die französischen Protestanten vor Verfolgungen sicher zu stellen. Daneben wurden die Schmalkaldener mit König Franz durch ein weiteres, noch stärkeres religiöses Interesse zusammengeführt: sie beide wünschten das Konzil, wie es neuerdings vom Kaiser und Papst betrieben wurde, fern zu halten. Aber das eigentliche Ziel dieser französischen Bemühungen, die Hereinziehung der Schmalkaldener in den Kampf gegen den Kaiser, dieser einzige praktische Gedanke, stieß in

Deutschland überall auf die entschiedenste Abneigung. Der Kurfürst von Sachsen verbot Melanchthon die von diesem gewünschte Reise nach Frankreich wegen der möglichen politischen Konsequenzen, und in den Reichsstädten trat eine warme patriotische Entrüstung hervor, sobald nur von Zusammengehn mit Frankreich die Rede war*).

Uebrigens hatten die Genossen des Schmalkaldischen Bundes damals viel näherliegende Sorgen. Infolge der theologischen Streitigkeiten in Württemberg war einmal wieder der dogmatische Hader im ganzen Umfange des Bundes aufgelebt und das frühere Unheil drohte von neuem hereinzubrechen. Obwohl sich Bucer und Melanchthon bei einer Besprechung in Kassel glücklich verständigten, ergriff doch die oberdeutschen Städte die Besorgnis, Sachsen möge ihnen den Rücken wenden. Nun war ja freilich damals (zu Anfang des Jahres 1535) vom Kaiser weniger als je zu fürchten; aber die guten Herren in diesen kleinen Gemeinwesen besaßen natürlich nur eine sehr mangelhafte Kenntnis von den Weltverhältnissen, und Frankreich verstand es, sie mit seiner Insinuation, der Kaiser sinne auf Gewalt, vortrefflich zu ängstigen. Als um diese Zeit in Deutschland für den Zug nach Tunis geworben wurde, verbreitete das an manchen Orten lebhafte Aufregung. Ueberdies ging das Kammergericht trotz aller Verträge ungehindert namentlich gegen neuernde Städte vor, wie damals Frankfurt in die größte Bedrängnis versetzt wurde. Eine besonders wichtige Frage war wiederum die, wie es mit den seit dem Nürnberger

---

*) C. Schmidt, Melanchthon S. 268 ff. Die französischen Aktenstücke bei Freherus, Rerum Germanicarum scriptores 3, 354 ff. Politische Korrespondenz 2, 255. Einer näheren Verbindung mit Frankreich konnte aus den verschiedensten Gründen keine Stadt geneigter sein, als Straßburg; nichtsdestoweniger sagte es dem Kaiser, als es sein Schreiben vom 1. Januar am 4. Mai beantwortete, unbedingt zu, daß es sich in „kein pundnus ußerthalb des heiligen reiches teutscher nation e. kai. mt. zuwider nit inloßen" wolle. Politische Korrespondenz 2, 269.

Anstand zur neuen Kirche übergetretenen Ständen gehalten werden solle. Das Kammergericht und König Ferdinand behaupteten, für diese gelte der Friede nicht. Der Wortlaut des Kadaner Vertrags gab ihnen ohne Frage Recht. Die Oberländer wollten aber von einer solchen Ausschließung nichts hören. Sie sagten, es sei freilich schwer über den Nürnberger Anstand zu reden, da ja niemand den Wortlaut der schließlichen Zusage des Kaisers kenne; aber aus den in Nürnberg und Schweinfurt geführten Verhandlungen gehe unzweifelhaft hervor, daß keinem Stande der Zutritt zum Evangelium habe verwehrt werden sollen*). Sie übersahen dabei, daß damals Sachsens Zugewandte namentlich waren aufgeführt worden und daß der Kadaner Vertrag diese namentliche Aufführung erneuert hatte. Auch mit dem weiteren Argument, jedenfalls sei der Nürnberger Friede durch das Kammergericht fortwährend verletzt worden, stand es nicht besonders günstig; denn der Kaiser hatte es ja glücklich umgangen, eine wirklich sichernde Erklärung über das zu geben, was unter Religionssachen zu verstehen sei. Man hatte sich eben im Sommer 1532 mit einem durchaus ungenügenden Pakte abfinden lassen und mußte jetzt dafür büßen.

Der Kurfürst von Sachsen, welcher die Hauptschuld an jenem Versäumnisse trug, hatte nicht die Empfindung, als müsse er nun seinerseits das mögliche thun, um den damals begangenen schweren Mißgriff gut zu machen. Wie hätte er sonst in Kadan ohne Not eine Formulierung annehmen können, welche den Nürnberger Frieden noch verschlimmerte? An diese von ihm selbst verschuldeten Schranken der freien Ausbreitung des Evangeliums hielt er sich nun aber um so lieber auf das peinlichste gebunden, als es sich wesentlich um oberdeutsche Städte handelte, die er stark im Verdachte der Sakramentiererei hatte. Diese Städte, unter denen Augsburg alle andern über-

*) S. das Gutachten Straßburgs, Politische Korrespondenz 2, 311 ff.

ragte, wollten aber nicht nur vage geschützt, sondern in den Schmalkaldischen Bund aufgenommen sein. Der Kurfürst fand es sehr bedenklich, sich zum Schutze von Ständen verpflichten zu sollen, für welche der Nürnberger Friede keine Kraft habe, zumal durch ihre Aufnahme die dogmatisch unzuverlässige Partei im Bunde, welche zugleich die des Landgrafen war, eine sehr ärgerliche Verstärkung erfahren mußte. Augsburg erhielt deshalb auf seine Anfragen um Aufnahme in den Bund bald ablehnende, bald aufschiebende Antworten. Da geschah es, daß die Gedanken von 1531 wieder auflebten: wenn Sachsen den Bund nicht erweitern, wohl gar ihn nicht einmal verlängern wolle, so müßten sich die Oberdeutschen zu einer neuen Gemeinschaft mit dem Landgrafen zusammenschließen. Der deutsche Protestantismus stand vor der Gefahr einer abermaligen Spaltung. Sachsen verharrte lange in seiner kühlen ablehnenden Haltung. Eine Botschaft der oberdeutschen Städte an den Kurfürsten wurde ohne befriedigenden Bescheid entlassen. In seiner Antwort vom 13. Juli hieß es, nicht er, sondern nur sämtliche Einigungsverwandte könnten über die schwierige Frage der Aufnahme neuer Mitglieder entscheiden, wobei es sich namentlich darum handle, ob sie ohne Verletzung des Nürnberger Friedens möglich sei*). Er werde baldigst einen Bundestag ausschreiben, dessen Zusammentritt sich aber bis zum Dezember verzögerte.

In Kadan war, wie wir uns erinnern, nicht nur über die württembergische und die allgemeine Religionssache, sondern namentlich auch über die Anerkennung von Ferdinands Königswürde durch den Kurfürsten von Sachsen Abkommen getroffen worden. Der Kurfürst hatte sich bereit erklärt, Ferdinand als römischen König anzuerkennen, wenn ihm für die Zukunft Sicherheit geboten würde, daß Verletzungen der Goldenen Bulle wie bei Ferdinands Wahl nicht wieder vorkämen. Ferdinand hatte sich bereit erklärt, die Einwilligung der übrigen Kurfürsten

*) Politische Korrespondenz 2, 286 f.

zu einem solchen Akt beizubringen, dieselbe aber seltsamerweise, obwohl sie doch nur dem kurfürstlichen Interesse entsprach, nicht erlangen können, vermutlich weil er sich nicht darum bemühte. Der Kurfürst begab sich dann, um die Sache endlich ins klare zu bringen, im Oktober 1535 nach Wien. Jetzt war es ihm, angesichts des nachdrücklichen Verlangens fast sämtlicher Mitglieder des Schmalkaldischen Bundes nach Aufnahme neuer Mitglieder, namentlich auch darum zu thun, von Ferdinand eine Interpretation der Verträge von Nürnberg und Kadan zu erlangen, welche eine solche Aufnahme gestatte. Das gelang ihm indessen ebensowenig wie die schon in Nürnberg vergeblich erstrebte unzweideutige Erklärung dessen zu erreichen, was unter Religionssachen zu verstehen sei. Die Erklärung König Ferdinands vom 22. November bestätigte vielmehr lediglich das in Nürnberg und Kadan Stipulierte*).

Der Kurfürst hatte das Unglück gehabt, seine Verhandlungen in einem ganz besonders ungünstigen Augenblicke zu führen, wo sich der Kaiser durch seinen afrikanischen Sieg mächtig gehoben fühlte und durch die unmittelbar drohende Gefahr des Kriegs mit Frankreich noch nicht zu freundlichem Entgegenkommen geneigt gemacht wurde. Eben (am 15. Oktober) war in Wien jenes Schreiben des Kaisers aus Palermo eingetroffen, welches Ferdinand einschärfte, als Vorbedingung jeder Konzession an den Kurfürsten von diesem zu verlangen, daß er sich zum Gehorsam gegen das Konzil verpflichte. In der That hat dann der Kurfürst diese Forderung zu hören bekommen. Da konnte es für ihn natürlich kein Bedenken mehr geben: jetzt mußte doch auch ihm die Verlängerung und Erweiterung des Bundes wünschenswert erscheinen, und so nahmen denn die Verhandlungen auf dem Schmalkaldener Tage einen sehr viel

*) S. diese Erklärung in der Politischen Korrespondenz 2, 320. Dazu das, was der Kurfürst über seine Verhandlungen mit Ferdinand in Schmalkalden berichtete (ebendas. S. 316) und die Erörterungen Winckelmanns in Briegers Zeitschrift für Kirchengeschichte 11, 230 ff.

günstigeren Verlauf, als man noch vor kurzem hatte hoffen dürfen. Der Abschied vom 24. Dezember eröffnete dem Bunde eine ganz neue Epoche. Derselbe war ursprünglich für die Zeit bis zum Februar 1537 geschlossen worden: er wurde schon jetzt von da ab um zehn Jahre erstreckt und zugleich eine höchst beträchtliche Erweiterung ins Auge gefaßt: mit Frankfurt, Augsburg, Kempten, Württemberg, Zweibrücken, Pommern, Anhalt-Dessau, Hamburg und Hannover sollte über den Eintritt verhandelt werden. Dem Kammergericht wollten die Einigungsverwandten mit aller Energie entgegentreten, von ihm den Stillstand der Prozesse fordern und wenn es trotzdem mit denselben fortführe und gar auf Acht und Exekution erkännte, ihm in einem Manifest erklären, daß sie den Geächteten vor jeder Vergewaltigung schützen würden. Um aber mit solchem Nachdruck auftreten zu können, fand man es nötig, die Aktion des Bundes straffer einzurichten, und so wurde denn die finanzielle Leistungsfähigkeit beträchtlich erhöht und die Kompetenz der Bundeshauptleute und Kriegsräte bedeutend erweitert *).

Man würde diesen überraschenden Aufschwung doch wohl nicht recht verstehen, wenn man sich nicht vergegenwärtigte, daß dieser Schmalkaldische Tag durch ansehnliche Sendungen zweier europäischer Großmächte ausgezeichnet wurde. Zugleich von Frankreich und von England erschienen stattliche Botschaften, um mit dem Bunde nähere Beziehungen anzuknüpfen. Die Rede, mit welcher Wilhelm du Bellay die Stände begrüßte **), ging mit großem Geschick auf die ihm wohlbekannte Stimmung der Versammelten ein; er lobte sie, daß sie sich trotz mancher unter ihnen bestehenden Differenzen zum Schutze der deutschen Freiheit vereinigt hätten; diese Freiheit bedürfe aber auch des auswärtigen Schutzes; wenn man deutschen Ständen das Recht einer solchen

*) Politische Korrespondenz 2, 321 f.

**) Gedruckt bei Freher 3, 360 ff. Vgl. den ausführlichen Bericht über die theologische Verhandlung du Bellay's mit dem sächsischen Kanzler im Corp. Ref. 2, 1014 ff.

Verbindung mit dem Auslande bestreite, erniedrige man sie; ganz besonders seien Deutschland und Frankreich durch so alte Freundschaft verbunden, daß ihr Zusammengehn sich gewissermaßen von selbst verstehe; wenn es jetzt unter ihnen in Glaubenssachen große Abweichungen gebe, so stimmten sie doch auch wieder über wesentliche Punkte überein und König Franz wünsche nichts mehr, als diese Uebereinstimmung durch die Verhandlung beiderseitiger Theologen zu verstärken, zu welchem Zwecke er auch bereit sei, die seinigen nach Deutschland zu senden; namentlich angesichts des Konzils sei eine derartige Verständigung doch in hohem Grade wünschenswert. Der kluge Mann sprach in vortrefflichem Latein, als wenn man in Frankreich wie im protestantischen Deutschland eigentlich nur von religiösen Interessen beherrscht werde. Nur zum Schlusse ließ er ganz kurz das Versprechen seines Königs einfließen, er werde nie einem Feinde des Bundes zur Seite stehen, wenn derselbe ihm das gleiche gewähre; sehr werde er sich freuen, wenn der Bund ebenso mit König Heinrich von England und dem Herzoge von Geldern in nahe Beziehungen trete. Nun waren freilich die Schmalkaldener aus den bereits erörterten Gründen auf die französischen Wünsche einzugehen auch jetzt keineswegs geneigt. Daß aber deshalb das längere Zusammensein mit einem Manne wie Langey auf die Versammlung keinerlei Wirkung geübt hätte, daß die vertraulichen Mitteilungen, welche er Einzelnen über die Weltlage machen konnte, nicht beigetragen haben sollten, den Beschlüssen einen so kräftigen Charakter einzuflößen, ist nicht zu denken. Von weniger direktem Einflusse auf die deutschen Angelegenheiten als Frankreich mußte ja England sein. Nichtsdestoweniger hob es die Bedeutung des Schmalkaldischen Bundes nicht wenig, daß neben Frankreich auch England in dem kleinen thüringischen Städtchen erschien, vertreten durch drei angesehene Männer, welche schon längere Zeit unter den Protestanten hin und her gereist waren, um sie für König Heinrich zu gewinnen. Endlich hatte auch der

König von Dänemark einen Boten geschickt. In dem Augenblick, wo sich ein neuer Kampf unter den europäischen Mächten ankündigte, erhob sich der Schmalkaldische Bund aus seiner bisherigen Bescheidenheit zu allgemein anerkannter Bedeutung.

Von dieser veränderten Stellung entscheidenden Gebrauch zu machen, lag den Schmalkaldenern jedoch vollkommen fern. Im Gegenteile beeiferten sie sich, dem Kaiser jede Besorgnis vor der Möglichkeit einer Verbindung mit Frankreich zu benehmen. Die beiden Bundeshauptleute richteten noch aus Schmalkalden an den Erzbischof von Lund, den damaligen Vertreter des Kaisers im Reiche, ein Schreiben, welches in diesem Sinne über die Verhandlungen mit Frankreich und England berichtete. Anfangs März 1536 wiederholte der Landgraf die Versicherung, der Kaiser habe in keiner Weise ein Bündnis der Protestanten mit Frankreich zu fürchten. Einzelne Städte, wie Straßburg, kamen dem Kaiser für seine Rüstung gegen Frankreich mit Lieferung von Geschütz, Pulver u. a. zu Hilfe*), wodurch freilich die Tausende deutscher Landsknechte nicht aufgewogen werden konnten, welche Wilhelm von Fürstenberg dem französischen Könige zuführte.

Ende April 1536 kamen die in Schmalkalden über die Erweiterung des Bundes gefaßten Beschlüsse zur Ausführung. Dieser Frankfurter Tag ist der erste, über welchen uns ein ausführlicher, einigermaßen den Kern der Dinge offenbarender Bericht vorliegt**); er bietet ein sehr eigentümliches Bild. Der Bund gewinnt durch den jetzt vollzogenen Zutritt von Pommern und Anhalt-Dessau im Norden, von Württemberg, Frankfurt, Augsburg und Kempten im Süden einen sehr ansehnlichen Zuwachs an Macht und Mitteln. Daneben wirbt die englische Botschaft noch einmal beharrlich um Bündnis und eröffnet weitere Aussicht auf Schottland. Ueberdies haben die Verhältnisse im Reiche durch den im Juli 1535 erfolgten Tod des

*) Neudecker, Merkwürdige Aktenstücke 1, 117 ff. Politische Korrespondenz 2, 342. 347.

**) In der Politischen Korrespondenz 2, 357—368.

Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg eine bedeutsame Veränderung zu gunsten des Protestantismus erfahren; denn sein Sohn, der zweite Joachim, schwankte zwar Jahre lang wunderlich zwischen der alten und der neuen Kirche, neigte aber doch innerlich zu der letzteren. Im Norden konnte Rom jetzt nur noch auf zwei nennenswerte Vertreter sicher rechnen, auf den vom Alter bedrückten Herzog Georg von Sachsen und Herzog Heinrich von Braunschweig. Vor allem aber: der Kaiser wird unwiderstehlich in einen neuen schweren Kampf mit Frankreich getrieben. Die großen Gegensätze der europäischen Politik gestalten sich so, daß der Schmalkaldische Bund ein entscheidendes Wort reden könnte. Er braucht sich zu diesem Zwecke weder mit Frankreich noch mit England gegen den Kaiser zu verbinden; er kann sich in den Grenzen der Loyalität halten; aber wenn er wirklich das Evangelium schützen, ihm dauernde Sicherheit gewinnen will, so muß er den unvergleichlich günstigen Augenblick benutzen, um das vor vier und zwei Jahren versäumte nachzuholen, zumal er eben hier, auf diesem Frankfurter Tage, wieder die Erfahrung macht, daß der Nürnberger Friede keinerlei wirklichen Schutz gewährt, daß das Kammergericht gegen jede Stadt einschreitet, in welcher die kirchliche Veränderung ein Kloster oder ein Stift ergreift. Wenn er an den Kaiser das nachdrückliche Gesuch richtet, die im April 1532 in Schweinfurt aufgestellten Forderungen zu gewähren, so ist kaum abzusehen, wie sich der Kaiser demselben entziehen soll.

Aber sehr weit finden wir die Einigungsverwandten von einer solchen Auffassung entfernt. Einmal ist ihnen die wirkliche Lage des Kaisers unbekannt. Statt daß er sie zu fürchten hat, fürchten sie ihn. Sie wissen nicht, ob die in Deutschland veranstalteten, natürlich gegen Frankreich gerichteten Werbungen nicht etwa ihnen gefährlich werden können; ebenso erfüllt einige die savoyische Verwicklung mit einer wunderlichen Besorgnis. Aber wenn sie auch genau wußten, wie es mit dem Kaiser steht, würden sie aus dieser Kenntnis die selbst-

verständliche Folgerung ziehn? Am 28. April früh sechs Uhr (das ist der gewöhnliche Beginn der Sitzungen) treten sie in die Verhandlung über eine Beschwerde Lindau's gegen das Kammergericht ein. Wir erinnern uns, was sie für ähnliche Fälle in Schmalkalden beschlossen hatten. Aber die sächsischen Räte tragen vor: wiewohl der Schmalkaldische Abschied Maß und Wege für solche Fälle anzeige, so hätten sie doch das Bedenken, man solle die dort beschlossenen Maßregeln zur Zeit noch unterlassen „in Ansehung, daß die Kaiserliche Mäjestät in großen Geschäften wäre". Also weil der Kaiser in solcher Bedrängnis ist, daß er ihre Beschwerde nicht leicht kurzer Hand wird abweisen können, deshalb will man ihn „zur Zeit" in Ruhe lassen! Konnte er etwas besseres wünschen? Auch der der englischen Botschaft erteilte Bescheid mußte ihm sehr erfreulich sein: man wollte nur dann in ein Bündnis mit König Heinrich treten, wenn er die Augsburgische Konfession annähme, und dieses Bündnis dürfte sich gegen den Kaiser und den römischen König nicht richten. Als ob König Heinrich irgend etwas anderes von dem Schmalkaldischen Bunde hätte wünschen können als Schutz gegen eben diese beiden! Man sieht, die Einigungsverwandten hielten sich, sobald politische Aktion in Frage kam, durchaus an die Pflichten gebunden, welche ihnen als getreuen Ständen des Reichs oblagen, ohne daß sie sich dadurch genötigt glaubten, dem Kaiser nun auch wirklich als ihrem Herrn zur Seite zu stehen. Wir fanden ja freilich gleich im Beginne, wie die von Luther und dem Kurfürsten von Sachsen im Gegensatz zu Zwingli und dem Landgrafen von Hessen gewählte politische Position notwendig aus einem Widerspruch in den andern führen werde und dennoch gewissermaßen die einzig mögliche war.

Die Teilnehmer des Frankfurter Tages hatten sicherlich keine Ahnung davon, daß sie abermals eine kostbare Gelegenheit versäumten; sie durften ja in der That mit hoher Befriedigung auf die glücklich erreichte Entwicklung des Bundes blicken. Nur eine Wahrnehmung mußte diese Freude trüben:

daß auf diesem Tage zum erstenmale eine häßliche Verstimmung zwischen Sachsen und Hessen offen hervortrat. Kurfürst Johann Friedrich war, wie wir oft zu beobachten Gelegenheit hatten, ein höchst loyaler Herr, hielt aber gern an gefaßten Ansichten fest und besaß nicht die Gabe, mit seinen Nachbarn gut auszukommen. Namentlich mit Herzog Georg gab es nur zu oft Händel. Nun hatte der Landgraf sich bemüht, zwischen den Vettern zu vermitteln und auf dem Frankfurter Tage sollte versucht werden, einen Abschluß der verdrießlichen Sache herbeizuführen. Da hörte man nun die sächsischen Räte sehr gereizt über die hessische Vermittlung reden, während umgekehrt Hessen in hohem Grade darüber ungehalten war, daß der Kurfürst den Grafen Wilhelm von Nassau in seinen Dienst genommen hatte und jetzt dessen Aufnahme in den Schmalkaldischen Bund warm befürwortete. Denn mit den Grafen von Nassau lag Hessen seit vielen Jahren in einem schweren Streit über bedeutende Gebiete, auf welche die Grafen Anspruch erhoben. Einen Augenblick schien es, als könne der Landgraf wegen dieses nassauischen Verdrusses dem Bunde den Rücken kehren.

Weit bedeutsamer als diese Verstimmung zwischen den beiden Bundeshäuptern war aber, daß unmittelbar nach dem Frankfurter Tage der verderbliche Zwist unter den Theologen durch die Wittenberger Konkordie vom 29. Mai 1536 so weit beigelegt wurde, als das überhaupt bei der Unmöglichkeit, theologische Meinungsverschiedenheiten auszugleichen, irgend erwartet werden konnte. Großen Einfluß auf das Gelingen dieses schwierigen Werkes übte die merkwürdige Sinnesänderung, welche mit Melanchthon seit dem Augsburger Reichstage vorgegangen war. Fanden wir ihn da von der schroffsten Abneigung gegen alles erfüllt, was zu Zwingli neigte, so hatte er seitdem sich immer versöhnlicher zu den Oberdeutschen und gradezu freundschaftlich zu Bucer gestellt. Um das in Württemberg von neuem drohende Unheil zu verhüten, hatte er Ende 1534 auf des Landgrafen

Wunsch sich in Kassel mit Bucer beredet und mit diesem eine fast vollkommene Verständigung erreicht, für die er freilich Luther gegenüber nicht recht einzutreten wagte. Aber auch in Luther arbeitete nicht mehr die frühere Heftigkeit. Die gewaltigen Kämpfe hatten den großen Mann vor der Zeit aufgerieben und schwere Gebrechlichkeit des Körpers ihn weicher gemacht. Auch er sprach jetzt sein Verlangen nach Einigung mit den oberdeutschen Brüdern wiederholt lebhaft aus, und so konnte denn im Mai 1536 eine große Zusammenkunft von Theologen beider Richtungen gewagt werden. Zunächst schien freilich auch jetzt eine Verständigung unmöglich. Da man sich einmal in die Abgründe unlösbarer Fragen über das Zusammensein von Brot und Leib, Wein und Blut, ob man den Leib auch mit den Zähnen beiße, ob ihn auch Gottlose empfangen und andere Unbegreiflichkeiten der Art gestürzt hatte, welche doch aber beiden Teilen von höchster Wichtigkeit schienen, war eigentlich für den Streit ein unbegrenztes Feld geöffnet. Aber zum Glück herrschte auf beiden Seiten nicht die Neigung zu streiten, sondern sich zu vertragen, und namentlich Luther zeigte hier doch eine ganz andere Stimmung als einst in Marburg. Bucer that auch hier wieder das Aeußerste, um die Einigung herbeizuführen, ohne doch dem Ernst seiner Ueberzeugung etwas zu vergeben, und endlich wußte Melanchthons geschickte Feder Formulierungen für die verschiedenen Artikel über Abendmahl, Taufe, Beichte u. s. w. zu finden, welche für eine Weile wirklich eine gewisse Einheit der evangelischen Kirche Deutschlands begründeten. Mit dem Gefühle gerührter, dankbarer Erhebung nahmen die Männer voneinander Abschied, welche so lange in traurigem Zwist hatten leben müssen. Auch der drohenden Entzweiung unter den Häuptern des Schmalkaldischen Bundes war damit eine wesentliche Quelle verstopft*).

---

*) Das Nähere sehe man bei Köstlin, Luther 2, 335 ff.; Hassenkamp, Hessische Kirchengeschichte 2, 115 ff.; Kolde, Die Wittenberger

Zarte Rücksicht auf die Geschäfte des Kaisers hatte in Frankfurt von energischem Auftreten gegen das Kammergericht abgehalten. Als aber einen Monat später Sachsen und Hessen in Naumburg zusammenkamen, um gewisse in Frankfurt unerledigt gebliebene Fragen in Bezug auf die dem Bunde neu hinzugetretenen Stände zu ordnen, wurde doch eine Botschaft an den Kaiser beschlossen. Ehe dieselbe sich auf den Weg machte, fand Karl es seinerseits klug, die Protestanten über den scharfen Ton seiner Weisung vom 30. November zu beruhigen. Im Begriffe den Krieg mit Frankreich zu beginnen, erließ er am 7. Juli aus Savigliano ein Schreiben an die Schmalkaldener, worin er sich nachdrücklich gegen die von König Franz ausgestreute Verdächtigung verwahrte, er wolle den Nürnberger Frieden nicht halten, sondern, sobald er seinen Vorteil ersehe, denselben brechen und mit Gewalt gegen die Protestanten einschreiten. Sie möchten, bat er, so grundloser Behauptung keinen Glauben schenken, sondern darauf rechnen, daß er jenen Frieden beobachten und dagegen niemand der Religion wegen angreifen werde*). Im Namen des Bundes entgegnete der Kurfürst von Sachsen am 9. September darauf, sie hätten diese Zusicherung „mit sonderlicher unterthänigster Frohlockung" gelesen, obwohl das Verfahren des Kammergerichts wohl auf eine ungnädige Gesinnung des Kaisers habe schließen lassen können. Sie verständen wohl, wie er zur Erhaltung seiner Autorität und Gerechtigkeit „höchlich verursacht und gedrungen" werde gegen Frankreich in den Krieg zu ziehn, wozu sie ihm Glück und Segen wünschten. Sie würden sich mit Gottes Hilfe so halten, „daß Ew. Majestät unserthalben nichts anders

---

Konkordie in der Realencyklopädie für protestantische Theologie, 2. Aufl., 17, 222 ff. und Winckelmann, Politische Korrespondenz 2, 675 ff.

*) Neudecker, Urkunden S. 268 f. Ebenda S. 270 ff. in sehr schlechtem Abdruck die Antwort des Kurfürsten, welche nicht, wie Neudecker meint, vom 28. August ist. S. Winckelmann in der Politischen Korrespondenz 2, 388 Anm. 3.

denn gehorsame Unterthänigkeit spüren soll." Nur zum Schlusse wurden in Betreff des vom Papste angekündigten Konzils Bedenken geäußert, ob es wirklich ein „gemeines, freies, christliches und unverdächtiges Konzil" sein werde. Schon vorher war eine Botschaft an König Ferdinand neben der an den Kaiser abgeordnet worden, um namentlich die Beschwerden gegen das Kammergericht vorzutragen. Ferdinand beteuerte darauf seinen ernstlichen Willen, die den Ständen in Nürnberg und Kadan gegebenen Zusicherungen zu erfüllen; was aber den praktisch vorliegenden Fall mit Lindau angehe, so handle das Kammergericht nur dem Nürnberger Frieden gemäß; als die Schmalkaldener noch einmal auf diesen Punkt zurückkamen, blieb der König bei seinem früheren Bescheide, den er noch dadurch verschärfte, Lindau habe seine Neuerungen erst nach dem Abschlusse des Nürnberger Friedens begonnen. Darauf war denn nun freilich der Bundeshauptleute Ansicht, jetzt sei unter Umständen dem Schmalkaldischen Abschiede gemäß zum Schutze Lindaus vorzugehen. So schrieben sie Straßburg am 26. November, da jedermann den kläglichen Ausgang des kaiserlichen Einfalls in die Provence kannte. Als sie jene Botschaft an den Kaiser abfertigten, ließ sich eine solche Wendung noch nicht voraussehen; trotzdem scheint sie nachdrücklicher, als in dem Schreiben vom 9. September geschehen war, die Klagen über das Kammergericht erhoben und in Bezug auf das Konzil bemerkt zu haben, die vom Papste nach Mantua ausgeschriebene Versammlung entspreche nicht den wiederholten Beschlüssen deutscher Reichstage, welche immer ein Konzil „in deutscher Nation" gefordert hätten"*).

Wir wissen, wie schwierig die Lage des Kaisers in dem Augenblicke war, als diese Schmalkaldische Botschaft ihn auf dem Rückzuge aus der Provence anging. Hätte er nicht auf die Loyalität der protestantischen Stände rechnen können, so

*) Politische Korrespondenz 2, 388 f. 393 Anm.

würde er ihnen doch wohl eine andere Antwort gegeben haben als die, er werde seinen Vizekanzler Held ins Reich senden, um alle Streitfragen zu erledigen. Denn dieser Dr. Matthias Held stand mit der gesamten Thätigkeit des Kammergerichts in engster Verbindung; er hatte außerdem während des Sommers 1532 in Regensburg wesentlich geholfen, den Verhandlungen mit den Protestanten den Abschluß zu geben, aus welchem alle Not der letzten Jahre entsprungen war. Er mußte also den Schmalkaldenern eine sehr wenig willkommene Persönlichkeit sein, obwohl merkwürdigerweise auch die Kurie ihn nicht für ihren guten Freund hielt. Wenn nun aber der Kaiser darüber nachsann, welche Aufträge diesem Held zu geben seien, so mußte sich seinem Geiste doch die Möglichkeit vorstellen, daß die Schmalkaldener jetzt, wo sein doppelter Angriff auf Frankreich so empfindlich gescheitert war, den Verlockungen Frankreichs vielleicht nicht mehr so tugendhaft widerstehen würden wie bisher. Für seine Denkweise mußte sich das sogar eigentlich von selbst verstehen.

Am 31. Oktober wurde für Held eine geheime Instruktion aufgesetzt, welche zeigt, wie ernstlich diese Besorgnis den Geist des Kaisers beschäftigte. Die eigentliche Quelle der unversöhnlichen Feindschaft Frankreichs, hieß es da, sei der beklagenswerte Zustand des Reichs, welches sich seinem Kaiser versage; dieser Zustand aber entspringe aus den religiösen Wirren. Dieselben beizulegen und dadurch die kaiserliche Autorität herzustellen sei deshalb von höchster Wichtigkeit. Frankreich habe alles Interesse, den religiösen Zwiespalt im Reiche zu erhalten; deshalb suche es den Zusammentritt des Konzils mit allen Mitteln zu hindern. Der Papst habe dasselbe zwar ausgeschrieben, scheine jetzt aber aus Furcht vor Frankreich, oder auch aus seiner naiven Zuneigung zu demselben an der Abhaltung des Konzils irre zu werden. Der Kaiser wolle gewiß nichts gegen die päpstliche Autorität oder die heiligen Ordnungen der katholischen Kirche thun; wenn aber der Papst in dieser

seiner kühlen Gleichgültigkeit verharre, so erfordere der bedenkliche Zustand Deutschlands, daß man andere Mittel in Erwägung ziehe. Deshalb möge Held im tiefsten Geheimnis mit König Ferdinand prüfen, ob die Abhaltung des Konzils ohne den Papst und Frankreich möglich sei; Portugal, Polen und Italien würden sich gewiß daran beteiligen.

Aber der Kaiser ging noch weiter. Wir erinnern uns, mit welcher Entrüstung er im Sommer 1524 den Beschluß des Nürnberger Reichstages zurückgewiesen hatte, auf einer „gemeinen Versammlung deutscher Nation" zu beraten, wie es bis zum Zusammentritte des allgemeinen Konzils mit den kirchlichen Dingen gehalten werden solle. Damals hatte er ein solches Vorgehen der deutschen Nation für eine unerhörte Anmaßung erklärt und hinzugefügt, alle christlichen Fürsten samt dem Papste dürften sich nicht unterfangen, die uralten christlichen Ordnungen zu erschüttern (2, 345). Auch vor vier Jahren, als die katholischen Stände auf dem Regensburger Reichstage im äußersten Falle eine solche Nationalversammlung empfahlen, hatte Karl einen solchen Gedanken entschieden zurückgewiesen. Jetzt dagegen trug er Held auf: lasse sich das Konzil in Deutschland mit Zustimmung aller oder doch des größten Teils der Stände nicht herbeiführen, so müsse man prüfen, ob es einen anderen Weg gebe, um die vom Glauben Abgefallenen fest für den Kaiser und König Ferdinand zu gewinnen, indem man sie auf Grund des Nürnberger oder eines anderen neu zu schließenden Vertrages „für immer" vor Gewalt sichere, „oder ob man eine Nationalversammlung (Assemblee nationale) in Deutschland berufen und einige Dinge nachgeben soll, die für unseren heiligen Glauben nicht wesentlich sind, oder ob es ein anderes Mittel giebt, um zu verhindern, daß die kaiserliche Autorität zu Grunde geht." *)

Sind das nicht höchst erstaunliche Sätze? Die Protestanten

*) Lanz 2, 268 ff.

sollen „für immer“ vor Gewalt gesichert werden? Wäre auf dieser Grundlage nicht eine wirklich dauernde Verständigung zwischen dem Kaiser und den Evangelischen möglich gewesen? Wir meinen den Kaiser hier recht eigentlich das Wesen seiner bisherigen Politik opfern, das Prinzip der katholischen Kirche verleugnen zu sehen. Diese geheime Instruktion hat denn auch in der Beurteilung des Kaisers eine starke Verwirrung angerichtet; von ihrem überraschenden Inhalt geblendet, hat man versäumt, ihre Tragweite scharf zu prüfen, und völlig übersehen, daß es sich hier nicht um feststehende Entschließungen des Kaisers handelt, sondern lediglich um Möglichkeiten, die näher geprüft werden sollen. Da der Kaiser natürlich nicht wissen kann, ob die Dinge in Deutschland zur Zeit von Helds Ankunft nicht vielleicht doch eine sehr bedrohliche Wendung genommen haben werden, soll er mit König Ferdinand im tiefsten Geheimnis prüfen, ob dann etwa die ins Auge gefaßten Heilmittel anzuwenden seien. Ein sehr ähnliches Verfahren haben wir früher im Sommer 1526 kennen gelernt (2, 562 f.). Auch damals, wo sich der Kaiser von einer feindlichen Welt bedroht sah, ließ er dem Bruder die Möglichkeit gewisser Konzessionen an die Ketzer freistellen, freilich sehr viel geringerer als jetzt. Damals hatte diese Möglichkeit zu gar nichts geführt: jetzt geschah genau dasselbe. Held erhielt nicht nur diese geheime französische Instruktion, sondern daneben eine allgemeine deutsche von durchaus anderem Charakter. Diese deutsche Weisung war so abgefaßt, daß König Ferdinand, als er sie kennen lernte, von der Besorgnis ergriffen wurde, das Verhältnis zu den Lutheranern werde dadurch verschlimmert werden.*) Held waren also weit auseinander gehende Richtungen freigegeben; je nach der Lage, welche er im Reiche vorfand, konnte er den Protestanten höchst versöhnlich oder auch schroff begegnen.

*) S. meine Abhandlung in Quidde's Zeitschrift S. 281.

Das Konzil und der katholische Bund.

Für den Fortgang des großen kirchlichen Kampfes hing fast alles davon ab, ob der Kaiser seine Absicht durchsetzen werde, die Streitfrage durch das Konzil entscheiden zu lassen. Wir erinnern uns, wie er auf dem Augsburger Reichstage die feste Ueberzeugung gewann, das Unheil der Ketzerei lasse sich nur durch das Konzil beseitigen, wie diese Ueberzeugung von den katholischen Ständen des Reichs durchaus geteilt wurde und merkwürdigerweise auch die Protestanten immer wieder an die Entscheidung eines Konzils appellierten. Für den Kaiser und die Katholiken hatte diese Ansicht guten Grund, bei ihren Gegnern muß sie überraschen. Wie konnten sie von einer allgemeinen Kirchenversammlung erwarten, daß sie ihrer Lehre irgendwie werde gerecht werden? Auch bei der größten Zuversicht auf die Macht dieser Lehre war es doch ein erstaunliches Wagnis, einer solchen Vertretung der christlichen Nationen, in welcher die katholische Anschauung gewaltig überwiegen mußte, das letzte Urteil über die Glaubensfrage zuzuerkennen. Allerdings hatten sie zeitig das Konzil in einer Weise charakterisiert, wodurch das Uebergewicht der katholischen Auffassung so ziemlich ausgeschlossen wurde. Das „allgemeine, freie, christliche Konzil", welches sie frühzeitig forderten, ließ sich freilich verschieden denken. Eine größere Bürgschaft bot schon die allgemein von den Ständen des Reichs gestellte Forderung, daß

ein solches Konzil „in deutscher Nation" abgehalten werden müsse. Aber auch da wäre doch eine erdrückende katholische Majorität keineswegs ausgeschlossen gewesen. Wie dachten sich also die Protestanten das Konzil, dessen Urteil sie sich unterwerfen wollten? Mit voller Bestimmtheit erfahren wir das zuerst aus jener vom sächsischen Kanzler in Schweinfurt abgegebenen Erklärung (s. ob. S. 99), daß die Protestanten nur in ein Konzil willigen würden, welches auf Grund des reinen Gotteswortes den gesamten Zustand der Kirche prüfe und reinige, in dem nur eine auf diesem reinen Gotteswort stehende Mehrheit zu entscheiden habe.

Da diese Ansichten in Rom kaum unbekannt bleiben konnten, begreift sich die geringe Neigung der Kurie, des Kaisers Drängen auf Berufung eines Konzils nachzugeben. Clemens hatte ja freilich, wie wir uns erinnern, noch ganz andere Gründe, von einer solchen Versammlung nichts wissen zu wollen. Ganz anders schien die Lage mit der Wahl Pauls III. zu werden. Er hatte sich schon im Konklave dahin ausgesprochen, die Berufung eines Konzils sei eine unvermeidliche Notwendigkeit. Als er dann Vergerio nach Deutschland zurücksandte, erhielt derselbe den Auftrag, die deutschen Stände der ernsten Absicht des Papstes zu versichern, den Wünschen des Reichs nach baldiger Berufung eines Konzils zu entsprechen, und sie zunächst dafür zu gewinnen, daß sie sich den früheren Reichstagsbeschlüssen entgegen mit der Wahl einer italienischen Stadt (Mantua) für den Zusammentritt der Versammlung einverstanden erklärten. Vergerio selbst hatte längst die Ueberzeugung gewonnen, daß der die Kirche in Deutschland bedrohenden ernsten Gefahr nur durch ein Konzil begegnet werden könne, und überhaupt mit rühmlichem Ernst die Herren in Rom gemahnt, den deutschen Angelegenheiten doch ja eine ganz andere Aufmerksamkeit zu widmen als bisher, allerdings mit sehr bescheidenem Erfolge. Als er im Januar 1535 in Rom weilte und die Kardinäle für seine Anschauung zu gewinnen

suchte, mußte er Aeußerungen hören, welche bewiesen, daß an der Spitze der katholischen Kirche achtzehn Jahre nach Luthers Auftreten noch dieselbe Arglosigkeit, um nicht zu sagen Gedankenlosigkeit, herrschte, wie im Beginn der Bewegung. „In Summa", klagt er in einem Briefe an König Ferdinand, „jene großen Herren sind so mit ihren Genüssen und ehrgeizigen Bestrebungen beschäftigt, daß sie nichts von dem wissen, was in jenem entfernten Deutschland geschieht"*).

Vergerio ließ sich durch diese bösen Erfahrungen in seinem Eifer nicht beirren und trat im April 1535 seine Rundreise durch Deutschland an. Zuerst suchte er den Erzbischof von Salzburg und die bairischen Herzoge auf, deren katholische Gesinnung ja über alles Lob erhaben war. Er fand sie über den festen Entschluß des Papstes hocherfreut und voll Eifers, dessen Konzilpläne zu unterstützen. Unglücklicherweise hatte man aber noch immer vom Kaiser keine ausdrückliche Erklärung für Mantua erlangen können, und so schwankten über diesen Punkt die Ansichten auch der Bestgesinnten. König Ferdinand hatte sich gegenüber dem vom Papste gewünschten Mantua von Anfang an warm für Trient ausgesprochen; ebenso urteilte Salzburg. Nachdem der Nuntius die bairischen Herzoge schon ganz für sich gewonnen hatte, kam ihm der Kanzler Eck dazwischen. Dieser verschlagene Staatsmann erklärte: Papst und Kaiser dürften nicht ein Wort weiter über das Konzil bei den deutschen Fürsten verlieren, sondern müßten sofort aus eigener Machtvollkommenheit entscheiden. Denn die Mehrzahl der deutschen Fürsten sei von der Ketzerei angesteckt, ja selbst diejenigen, welche man bisher für katholisch halte; so nannte er den Kurfürsten von Mainz einen Feind der orthodoxen Kirche, einen Feind auch Kurfürst Joachim von Brandenburg und sogar Herzog Georg von Sachsen. Alle diese würden entweder

*) S. diesen merkwürdigen Brief vom 27. Januar in den Nuntiaturberichten 1, 324 ff.

offen oder heimlich gegen das Konzil arbeiten, wenigstens gegen seine Abhaltung in Italien. Vergerio war von Ecks eigentlich korrekt katholischer Theorie wenig erbaut; denn was werde ein auf diese Weise berufenes Konzil nützen, wenn man nicht entschlossen sei, seine Beschlüsse mit Gewalt in Deutschland durchzuführen; wer aber werde das vom Kaiser erwarten? Unglücklicherweise wußte aber Eck den Herzog Wilhelm ganz für seine Ansicht zu gewinnen, wie sehr auch Vergerio auf das bisherige Verhalten des Kaisers und die Erfolglosigkeit all seiner Bemühungen hinwies, auch nur eine einzige Stadt vom Abfall zurückzuhalten. „Der Herzog", schrieb er, „ist gut, aber sein Kanzler arbeitet, glaube ich, in böser Absicht; denn da diese bairischen Fürsten immer einen heimlichen und oft einen offenen Haß gegen das Haus Oesterreich genährt haben, so meint der Kanzler wohl den Kaiser in Not und Gefahr zu bringen, wenn er in Sachen des Konzils gegen das einige Deutschland kämpfen müßte"*). Schließlich gewann Vergerio doch die Zustimmung nicht nur der bairischen Herzoge, sondern des ganzen bairischen Kreises.

Besonders erfreulich war für ihn sodann die Aufnahme, welche er bei dem Markgrafen Georg von Brandenburg fand, demjenigen Fürsten, welcher zusammen mit Nürnberg sich beharrlich vom Schmalkaldischen Bunde ferngehalten und bei jeder Gelegenheit seinen exklusiv lutherischen Standpunkt hervor gekehrt hatte. Dagegen stieß der Nuntius beim Pfalzgrafen Ludwig auf bedauerlichen Eigensinn. Dieser von ihm übel charakterisierte Herr blieb dabei, daß die Reichstagsbeschlüsse über Abhaltung des Konzils in Deutschland nur wieder durch einen Reichstag aufgehoben werden könnten. Um des Himmels willen, schrieb Vergerio, keinen Reichstag, der sich sofort der ganzen religiösen Frage bemächtigen würde! In Baiern hatte man ihn immer wieder gemahnt, mit der größten Vorsicht zu ver-

*) Nuntiaturberichte 1, 402 ff.

hüten, daß nicht in irgend einer Weise ein Nationalkonzil sich bilde. Er war vollständig davon durchdrungen, denn zu seinem großen Kummer machte er die Wahrnehmung, daß auch gut katholische Fürsten von lutherischen Räten verleitet würden, welche er nicht nur in der Pfalz allmächtig, sondern sogar beim Kurfürsten von Mainz nicht ohne Einfluß fand. Was mußte er da erst bei den lutherischen Fürsten erwarten!

Inzwischen erfuhr die Weltlage durch den afrikanischen Triumph des Kaisers und dann durch den Tod Sforza's rasch wechselnde Veränderungen. Zuerst hörten wir den Kaiser vom Papst in gebieterischem Ton das Konzil fordern, dann sahen wir ihn durch die sichere Aussicht auf neuen Krieg mit Frankreich wesentlich bescheidener gestimmt. Der Papst konnte aber um so unbedenklicher jetzt den scheinbar entscheidenden Schritt durch die Ausschreibung des Konzils für den 23. Mai 1537 nach Mantua thun, als ja der vor der Thüre stehende Krieg zwischen dem Kaiser und Frankreich auf lange jede Möglichkeit für den wirklichen Zusammentritt der Versammlung ausschloß. Wie es mit Pauls III. innersten Gedanken in der schwierigen Frage jetzt bestellt war, möchte ich nicht entscheiden; das liegt ja auf der Hand, daß nach dem wirklichen Ausbruche des Krieges an das Konzil nicht gedacht werden konnte. Wenn der Kaiser nichtsdestoweniger über die Gleichgültigkeit des Papstes klagte, konnte diese Klage nur insoweit berechtigt sein, als Paul III. nach dem unglücklichen Ausgange des ersten Feldzuges natürlich noch sehr viel weniger als früher geneigt war, für den Kaiser gegen Frankreich Partei zu nehmen und das Konzil ohne Frankreich durchzusetzen. Wenn nichtsdestoweniger in Helds allgemeiner Instruktion auch der Auftrag enthalten war, die Protestanten zur Beschickung des Konzils zu bestimmen, und zwei päpstliche Nuntien auf die deutschen Stände in diesem Sinne einzuwirken suchten, so war das eigentlich ein auffallendes Verfahren; denn nie mußte es den Abtrünnigen leichter sein, die Aufforderung zurückzuweisen, als jetzt.

Held kam erst Ende Dezember in Wien an. Natürlich besprach er mit Ferdinand die ihm erteilten Aufträge, scheint aber keineswegs mit ihm in ernstliche Erwägung gezogen zu haben, ob unter Umständen den Protestanten auf Grund der geheimen Instruktion entgegen zu kommen sei. Nach dem, was Ferdinand am 14. April 1537 über die Angelegenheit an den Kaiser schreibt, muß man annehmen, daß der König in keiner Weise einen festen Plan mit Held verabredet, sondern sich durch den versöhnlichen Ton der Instruktion mit der Hoffnung erfüllen ließ, es werde nicht zum Bruche mit den Protestanten kommen*). Es entsprach das der passiven Art Ferdinands, welcher nicht gern folgenschwere Entschlüsse faßte, sondern sich am liebsten von anderen leiten ließ. Auch mit dem kürzlich in Wien eingetroffenen Nuntius Morone (dem Sohne des uns bekannten mailändischen Staatsmannes) berührte Held diese Punkte nicht, sondern machte ihn nur darauf aufmerksam, wie sehr sich Frankreich um das Bündnis der Protestanten bemühe, während diese dem Kaiser eine stattliche Unterstützung versprächen, wenn er sie in Glaubenssachen gewähren lasse**).

So hatte Held vollkommene Freiheit, wie er sich zu den Protestanten stellen wolle. Daß er nach seiner Abreise von Wien sich zuerst nach Baiern wandte und längere Zeit mit den eifrigen Herzogen verkehrte, konnte ihn nicht gerade versöhnlich stimmen; denn diese Fürsten hatten ja, wie wir wissen, bei jeder Gelegenheit sich dahin erklärt, daß Verhandlungen mit den Protestanten zu nichts führen würden, daß man sie zur Unterwerfung unter das Konzil zwingen müsse. In Nürnberg, wo Held Anfang Februar erschien***), zog er allerdings

*) S. die Mitteilungen in meiner öfter erwähnten Abhandlung bei Quidde S. 281 f.

**) Friedensburg, Nuntiaturberichte 2, 90 ff.

***) Vorher hatte er Pfalzgraf Friedrich in Neuenmarkt besucht, um mit ihm über die dänischen Angelegenheiten zu verhandeln. In Schmal-

recht milde Saiten auf; in den Verhandlungen mit dem Rate sprach er die Hoffnung aus, das Konzil werde die Mißbräuche in der Kirche, wenn nicht ganz, so doch zum Teil beseitigen; er lobte die Mäßigung des Rats in den freilich auch hier zugelassenen Neuerungen und bat ihn dringend um Beschickung des Konzils, auch wenn einige Stände sich dessen weigern sollten.

Am 13. Februar kam Held in Schmalkalden an, wohin der Kurfürst von Sachsen die Genossen des Schmalkaldischen Bundes und auch die ihm nicht angehörenden Protestanten auf den 7. Februar zur Beratung über das Konzil und die Händel mit dem Kammergericht geladen hatte. Den nächsten Tag, schreibt er in seinem ausführlichen Bericht an König Ferdinand*), konnte er nichts thun, weil die Lutheraner sehr ernstlich mit anderen Sachen beschäftigt waren; erst am Morgen des 15. hatte er Audienz bei dem Kurfürsten und Landgrafen, welche ihn zusammen empfingen. Er erklärte, der Kaiser habe von einer solchen Zusammenkunft nichts wissen, ihm deshalb auch für dieselbe keinen Auftrag geben können, seine Instruktion laute nur auf Verhandlung mit den beiden Fürsten. Da diese aber sehr in ihn drangen, seine Proposition vor allen ihren Genossen vorzutragen, ging er schließlich, wie wenig günstig es ihm sein mußte, darauf ein. Denselben Tag um ein Uhr nachmittags erschien er dann vor den versammelten Ständen, die er in feierlicher Ordnung fand, als wären sie auf einem Reichstage. Ungefähr drei Stunden dauerte sein Vortrag. „Und obwohl“, schreibt er, „drei von ihnen beauftragt waren,

---

kalden gewann er dann die Ueberzeugung, daß in Dänemark so gut wie nichts mehr zu hoffen sei; es war ihm sehr unangenehm zu bemerken, wie gut namentlich der Landgraf über die skandinavischen Verhältnisse unterrichtet war und einen wie starken Einfluß die Schmalkaldener auf dieselben übten.

*) Auf diesem, im Wiener Archiv befindlichen, sehr umfangreichen Berichte vom 5. März und dem in der Politischen Korrespondenz mitgeteilten ruht die folgende Darstellung.

sich mir gegenüber zu setzen und meine Proposition aufzuzeichnen, auch zahllose andere ihre Schreibtafeln benutzten, so baten sie dennoch, nachdem ich meinen Vortrag beendet, ich möchte ihnen denselben schriftlich geben in authentischer Form mit meiner Unterschrift und Siegel. Nach verschiedenem Hin- und Widerreden habe ich mich schließlich dazu herbeigelassen, daß sie nach ihren Aufzeichnungen einen Entwurf machten, den ich denn mit meiner Unterschrift bestätigen wollte, und so ist es geschehen" *).

Nur die Hauptpunkte sollen hier aus der weitläufigen Rede hervorgehoben werden. Im Eingange behandelte Held das Verhältnis des Kaisers zu Frankreich, wobei er betonte, daß es sich in dem gegenwärtigen Kriege nicht um besondere kaiserliche, sondern durchweg um Reichsinteressen handele, da sowohl Savoyen als Mailand zum Reiche gehören. Niemals sei es dem Kaiser eingefallen, die Protestanten eines heimlichen Zusammenwirkens mit König Franz, dem Verbündeten des Türken, zu beschuldigen; derlei lese man nur in gefälschten Schriften, welche darauf berechnet seien, zwischen Kaiser und Ständen Mißtrauen und Argwohn zu erregen. Er seinerseits habe nie daran gedacht, sich mit irgend jemand gegen die Protestanten zu verbinden. Darauf wandte sich Held zu dem Hauptstreitpunkte, der Auslegung des Nürnberger Anstands, wobei es sich zunächst wieder darum handelte, was als Religionssache zu betrachten sei. Der Kaiser habe ihre verschiedenen Beschwerden darüber vernommen und dieselben reiflich erwogen, könne aber zu keinem anderen Ergebnis kommen, als daß darüber lediglich das Kammergericht zu entscheiden habe, welches die oberste Jurisdiktion im Reich übe und mit den trefflichsten, vorwiegend von den Ständen gewählten Personen besetzt sei.

*) Dieser Vortrag ist gedruckt bei Hortleder 2, 1231 ff. und in einer verkürzten französischen Uebersetzung bei Lanz, Staatspapiere S. 231 ff. Ueber die Verhandlungen vgl. den Bericht der Straßburger Gesandten in der Politischen Korrespondenz 2, 414 ff.

Wenn die Protestanten ihrerseits in jedem einzelnen Falle bestimmen wollten, ob er die Religion betreffe oder nicht, so höre damit alle Justiz auf. Der Kaiser fordere sie deshalb dringend auf, dem Kammergerichte freien Lauf zu lassen. Ebenso wie in dieser hielt Held in der anderen aus der ungenügenden Fassung des Nürnberger Vertrags hervorgegangenen Kontroverse an dem stets vom Kaiser eingenommenen Standpunkte fest, ob nämlich die nach Abschluß jenes Vertrags dem Evangelium beigetretenen Stände der Wohlthaten des Friedens teilhaftig seien. Der Leser erinnert sich, wie es hiermit bestellt war, daß in Nürnberg die Zugewandten des Kurfürsten von Sachsen mit Namen aufgeführt und daß auf diese namentliche Aufzählung in Kadan ausdrücklich hingewiesen worden war. Freilich hatten die Schmalkaldener niemals eine solche Einschränkung zugeben, in Nürnberg nur auf die ausdrückliche Erlaubnis der Erweiterung ihrer Genossenschaft verzichten wollen; aber die kaiserliche Diplomatie hatte 1532 wie 1534 über ihr Ungeschick triumphiert, sie hatte thatsächlich durch die Einfügung der Namen die zweideutigen Wohlthaten des Nürnberger Friedens auf die damaligen Protestanten beschränkt. Wollten die Schmalkaldener über diese ihnen verderbliche Schranke hinwegkommen, so mußten sie den Kaiser nicht durch Disputationen, Schreiben und Botschaften, sondern durch die entsprechende politische Haltung dazu nötigen, ihnen wirklichen Frieden zu gewähren. Auch in betreff des Rechts der Evangelischen, ihre Gemeinschaft zu erweitern, sagte Held nichts anderes, als was von kaiserlicher Seite stets war festgehalten worden, aber er sagte es allerdings klarer, unzweideutiger, als bis dahin wohl geschehen war: daß keiner derjenigen Stände, welche einst dem Augsburger Reichstagsabschiede zugestimmt hätten, beliebig der katholischen Kirche den Rücken zu kehren berechtigt sei. Allerdings, im gegenwärtigen Momente, wo sie den Kaiser in schwerer Bedrängnis und recht eigentlich auf ihre freundliche Haltung angewiesen wußten, wo König Ferdinand

sie abermals dringend um Beistand gegen den Türken anging, wo sie im Bewußtsein ihrer Macht den kaiserlichen Eröffnungen voll Selbstgefühl entgegensahen, wo sie berechtigt waren, vom Kaiser ein Entgegenkommen zu erwarten, wie es die geheime Instruktion vom 31. Oktober ermöglichte, in diesem Augenblicke mußte es allerdings einen starken, ja erschreckenden Eindruck auf sie machen, daß der Kaiser genau so zu ihnen reden ließ, als wären sie noch, was sie 1532 gewesen waren, und als gäbe es für den Kaiser keinerlei Nötigung ihnen versöhnlich die Hand zu bieten. Ganz besonders empfindlich aber mußte diese Enttäuschung berühren, da Held nach all den unerfreulichen Eröffnungen, welche er der Versammlung über den Nürnberger Frieden gemacht hatte, mit der dringenden Aufforderung des Kaisers schloß, das endlich ausgeschriebene Konzil stattlich zu besuchen; er vertraue um so mehr darauf, da sie ja immer dasselbe gefordert hätten und bitte sie um vollkommenen Bericht, „was ihr Gemüt des Concilii halben sei“.

Zehn Tage lang berieten die Versammelten über die Held zu gebende Antwort; über den Gang dieser Verhandlungen wissen wir leider nichts. Der Inhalt der am 24. Februar verlesenen Entgegnung ergibt sich aus der Natur der Sache, ihr Ton war ein sehr bestimmter. Es wurde unumwunden erklärt, die Protestierenden würden sich nicht abhalten lassen in Konsequenz ihres Glaubens kirchliche Schöpfungen, wie Klöster u. dgl., dem reinen Gotteswort dienstbar zu machen; sie würden alle derartigen Fälle als reine Religionssache ansehen, für welche der Nürnberger Friede zu gelten habe; sie würden diesen Frieden für alle seit 1532 zu ihnen getretenen Stände in Anspruch nehmen und wenn gegen irgend einen derselben das Kammergericht wegen einer Religionssache zur Exekution schreite, so könnten sie kaiserlichem Orator nicht verhalten, daß sie einen so bedrohten Genossen „mit Rat, Hilfe und Beistand nicht könnten verlassen“. Sie baten den Kaiser „aufs unterthänigste“, er möge doch dem wahren Sinn des Nürnberger Vertrages

gemäß alle ihre Religionsverwandten eines wirklichen Friedens genießen lassen; dann würden sie sich auf sein Ansuchen wegen der Türkenhilfe und der Unterhaltung des Kammergerichts „so viel mehr gutwillig vernehmen lassen können." Mit ganz besonders scharfem Nachdruck wurde aber die Frage des von Paul III. ausgeschriebenen Konzils erörtert. Die Protestanten waren hier in der Lage auf das Geständnis Adrians VI. über die furchtbare Verderbnis der Kirche hinzuweisen, welche ein gemeines freies christliches Konzil vor allem zur Reinigung dieser Kirche notwendig mache. Von einer solchen Einsicht habe sich aber weder in Clemens' VII. noch in des jetzigen Papstes Ausschreiben das Konzil betreffend die geringste Spur gefunden; die jüngste Bulle verdamme vielmehr ihren, der Protestierenden, Glauben vor dem Konzil, das zur Ausrottung ihrer Ketzerei zusammentreten solle. Die zahlreichen in Schmalkalden versammelten Theologen, welche diesen Teil der Antwort natürlich in der Hauptsache verfaßten, konnten es sich nicht versagen, ihrem Herzen über das päpstliche Wesen gründlich Luft zu machen. Die sehr bedeutsame Konklusion dieses Abschnittes lautete: „Dieweil es dann mit dem Papste selber die Gestalt hat, so mag vielweniger sein geistlicher Anhang, so ihm in allen oberzählten Irrtümern und Gräueln verwandt und mit Pflichten verhaftet ist, in solchem Concilio Mitrichter, Urteiler oder Erkenner sein." Gegenüber diesem Ausspruch, wonach der Papst und die Seinen für unberechtigt erklärt wurden, an einem Konzil mitzuwirken, wollte es wenig bedeuten, daß auch die Abhaltung des Konzils in einer italienischen Stadt als mit zahlreichen Reichstagsbeschlüssen im Widerspruch und überdies für die deutschen Besucher höchst gefährlich abgelehnt und schließlich darauf hingewiesen wurde, daß bei der gegenwärtigen Weltlage ja überhaupt an ein allgemeines Konzil nicht zu denken sei.

Held replizierte sofort. Als sie diese Replik wiederum schriftlich forderten, damit kein Mißverstand vorfalle, entstand eine gereizte Debatte; der Vizekanzler fand, daß man ihm mit un-

gerechtfertigtem Mißtrauen begegne; bis in die Nacht stritt man sich. Am Morgen des dritten Tages danach übersandte Held seine schriftliche Replik; während sein Diener damit unterwegs war, erhielt er eine Mahnung zur Beschleunigung. Er fand das höchst anstößig: ihn habe man zehn Tage auf Antwort warten lassen und ihm dann, obwohl man doch sofort seine Replik gehört, zu Abfassung derselben nicht einmal drei Tage gegönnt. Sowohl diese Replik, als die noch weiter hinüber und herüber ausgetauschten Erklärungen können hier übergangen werden; die beiderseitige Stimmung wurde dadurch natürlich nicht gemildert.

Inzwischen war am 24. Februar der päpstliche Nuntius van der Vorst in Schmalkalden eingetroffen, welcher seit November nach einer kurzen Aufwartung bei König Ferdinand den bairischen und fränkischen Kreis im Interesse des Konzils besucht und auf die Nachricht von der Berufung des Schmalkaldischen Tages sich von Würzburg aus beeilt hatte, den Kurfürsten von Sachsen noch vor jener Versammlung zu sprechen. Obwohl ihm auf seine Anmeldung erwidert worden war, der Kurfürst könne ihm für sich keine Antwort geben, versuchte er ihm doch in Weimar seine Aufwartung zu machen, erhielt aber den Bescheid, der Kurfürst könne ihn nicht sprechen, er möge nach Schmalkalden kommen. Auch hier wollte ihn der Kurfürst zuerst nicht empfangen, sondern verwies ihn an die Versammlung; endlich ließ er ihn doch dann zur Audienz zu. Nachdem aber der Nuntius die Breven des Papstes und die Bulle über Berufung des Konzils mit ausführlicher Rede präsentiert hatte, erhob sich der Kurfürst lächelnd und ohne ein Wort zu sagen, und ließ den Nuntius mit seinen Schriftstücken allein. Nach einer Weile kehrten die Räte zurück, entschuldigten ihren Herrn, daß er nicht zurückkommen könne, weil einige Fürsten ihn zur Verhandlung über sehr wichtige Sachen hätten rufen lassen; auf das Anbringen des Nuntius könne er keine Antwort geben, weil es nicht ihn, sondern alle seine Religionsverwandten an-

gehe, mit denen er zuvor beraten müsse. Das Aergerlichste für den Nuntius war aber, daß sie sich sogar die von ihm überbrachten Schriftstücke anzunehmen weigerten, obwohl er nicht ohne einen gewissen Grund bemerkte, ohne Kenntnis derselben könnten sie ihm ja doch nicht antworten. Die übrigen verbündeten Fürsten ließen ihn gar nicht zur Audienz zu. Erst am 2. März erhielt er den Held in betreff des Konzils erteilten Bescheid auch für sich ausgefertigt. Die an die einzelnen Fürsten gerichteten päpstlichen Schriftstücke kam er nicht in die Lage zu überreichen; die dem Kurfürsten von Sachsen präsentierten mußte er zu seinem großen Kummer zurücknehmen*).

Helds Bericht suchte allerdings die Tragweite der ihm gegebenen Antworten dadurch zu mindern, daß er dieselben niemals in gebührender offizieller Ausfertigung erhalten habe, infolgedessen namentlich auch nicht genau wisse, in welcher Stände Auftrag sie ihm erteilt worden seien; von einzelnen habe er gehört, daß sie mit denselben nicht einverstanden seien. Wie aber Vorst in seinem Schreiben an Ricalcati nicht verbergen konnte, er habe in Schmalkalden eine ansehnlichere Zahl von Verbündeten angetroffen, als er je geglaubt: „sie haben eine sehr große Macht", so erkannte doch auch Held die volle Bedeutung dieses Schmalkaldischen Tages an. „Ew. Majestät," schrieb er König Ferdinand am 5. März, „kann aus den beigefügten Schriftstücken ersehen, worauf ihre Absicht gerichtet ist: ein jeder soll sich mit ihnen verbinden dürfen, sie wollen niemand zu Recht zu stehen gehalten sein, außer nach ihrem Belieben, und das Konzil muß nach ihrem Willen gehalten werden. Es wird also die ganze Christenheit lutherisch werden müssen."

Neben der allgemeinen Verhandlung mit den versammelten Ständen führte Held eine spezielle mit dem Kurfürsten von

*) S. den Bericht des Nuntius vom 2. März 1537 in der von de Ram publizierten Sammlung seiner Schreiben im Compte rendu de la commission royale d'histoire (der Brüsseler Akademie) Sér. 3 t. 6 p. 296 ff.

Sachsen über die Anerkennung von Ferdinands Königswahl. Nachdem er am 16. Februar bei dem Kurfürsten gespeist, suchte er ihn mit den freundlichsten Worten für diese dem Kaiser ganz besonders am Herzen liegende Sache zu gewinnen. Der Kaiser, sagte er, wisse sehr wohl, wie der Kurfürst für seine Person friedlich und zur Ruhe geneigt, vermutlich auch nur durch andere zu seinem Widerspruche gegen die Wahl bestimmt worden sei. Um ihm seine volle Gnade erweisen und ihn in allen seinen Angelegenheiten fördern zu können, wünsche er dringend diesen Mißverstand aus dem Wege zu räumen. Daraus erwuchs dann eine sehr weitläufige Erörterung, welche sich durch die ganze Dauer des Schmalkaldischen Tages hinzog; man disputierte so eifrig, daß es öfter in die Nacht hinein dauerte. Schließlich aber gab der Kurfürst die Erklärung ab, die Wahl Ferdinands verstoße gegen das von Karl den Kurfürsten vor seiner Wahl in Frankfurt gegebene Versprechen, diene nur zur Verminderung seiner kaiserlichen Autorität und zum Schaden des Reichs, widerstreite der Goldnen Bulle und dem Recht, wobei er weder König Ferdinand, noch die anderen Kurfürsten mit spitzen Bemerkungen verschonte. Held erwiderte, er müsse zu seinem Bedauern wahrnehmen, daß die gnädigen Absichten der beiden Majestäten gegen den Kurfürsten bei ihm in geringer Achtung stünden. Damit es ja an keinem Verdrusse für ihn fehle, mußte Held endlich auch noch erleben, daß Ferdinands dringende Bitte um Hilfe gegen den Türken, welche ihm einige der protestantischen Reichsstädte bereits zugesagt hatten, hier in Schmalkalden mit der Motivierung abgelehnt wurde, die Stände könnten nicht zugeben, daß gegen bisherigen Brauch und Herkommen die Türkenhilfe durch Partikularhandlung aufgebracht würde, anstatt auf einem Reichstage eingehend beraten zu werden *).

Held faßte sein Urteil so zusammen: „Obwohl ich sie voll-

*) Politische Korrespondenz 2, 428 f.

ständig verhärtet bei ihrem Unternehmen und in ihrer Handlungsweise gefunden habe, so habe ich doch wegen der gegenwärtigen gefährlichen Zeiten nicht zum Bruch kommen wollen, sondern die Sachen in der Schwebe gelassen bis auf weiteren Befehl der kaiserlichen Majestät. Danach können nunmehr Eure Majestäten reifliche Erwägung anstellen und zu gutem Entschluß kommen. Und es ist meine Ansicht, daß ich nach Lage der Zeiten nicht umsonst auf diesem Tage gewesen bin und im Namen der kaiserlichen Majestät mit Mäßigung alles besorgt habe, was bei gegenwärtigen Zeitläuften möglich war." Er könne nicht ganz genau wissen, worauf die Lutheraner ihre Hoffnung setzen, „denn sie halten ihre Sachen in großer Heimlichkeit; dennoch bin ich unter anderem benachrichtigt worden, daß der König von Frankreich zu diesem Tage an die lutherischen Fürsten geschrieben und heimlich jemand beim Landgrafen gehabt hat". Er habe versucht, den Landgrafen auszuforschen, aber nichts weiter von ihm erfahren, als daß der König über das Konzil geschrieben habe; wie er aus verschiedenen Aeußerungen schließen müsse, seien sie durch Franz sehr in ihren Absichten bestärkt worden. Auch die Widerspenstigkeit des Kurfürsten in der Wahlfrage meinte er wesentlich daraus herleiten zu müssen, „daß man sich gewaltig auf die bösen Zeitungen verläßt, welche vor der Hand sind".

Da drängt sich denn doch die Frage auf: wie konnte Held, der genau wußte, wie es mit seinem kaiserlichen Herrn bestellt war, und daß eine Wendung der Schmalkaldener zu Frankreich denselben in eine ganz verzweifelte Lage bringen würde, wie konnte Held die Verhandlungen so leiten, daß die Gefahr eines Bruches wenigstens sehr nahe gerückt wurde? Die Erklärung kann wohl nur darin gefunden werden, daß er als sicher annehmen durfte, die Schmalkaldener würden unter keinen Umständen auf irgend eine, wenn auch noch so bescheidene Kooperation mit Frankreich eingehen. Schon in Wien hatte er Morone mitgeteilt, König Franz habe den Lutheranern sehr weitgehende

Anerbietungen gemacht, wenn sie sich von kaiserlicher Devotion lossagen wollten, „aber die Lutheraner haben keinerlei Vertrag gegen die kaiserliche Majestät annehmen wollen"*). In dieser Sicherheit konnten ihn die Schmalkaldischen Verhandlungen nur bestärken; denn nie wurde auch nur von ferne auf die Möglichkeit hingewiesen, daß man sich im äußersten Falle genötigt sehen könne, die Verlegenheiten des Kaisers für die eigene Sicherheit zu benutzen. Merkwürdigerweise hat selbst der Landgraf auch nicht einmal vertraulich dem Vizekanzler die Frage vorgelegt, was denn wohl der Kaiser thun werde, wenn man die Anerbietungen Frankreichs nicht länger zurückweise. Die europäische Situation blieb selbstverständlich, wie er das immer wieder bemerkt, nicht ohne Einfluß auf die Haltung der Protestanten; aber sie zu einer dauernden Sicherstellung zu verwerten, kam ihnen nicht in den Sinn, und so konnte Held die geheime Instruktion vom 31. Oktober ruhig in der Tasche behalten, ohne von ihr auch nur in vertraulichen Unterredungen je den vorsichtigsten Gebrauch zu machen. Der Kaiser hatte die Protestanten für gefährlicher gehalten, als sie waren.

Trotz alledem brachten die Nachrichten aus Schmalkalden am Hofe Ferdinands einen tiefen Eindruck hervor. Man müsse sehr fürchten, schrieb Morone am 16. März, daß die Lutheraner zu den Waffen greifen wollten. „Ja," fuhr er fort, „man hält es für gewiß, daß sie es thun werden, wenn sich ihnen die Gelegenheit bietet und der Türke vorrückt, und vielleicht strebt dieser Kurfürst (von Sachsen) nach der Kaiserwürde. Man versichert mir fest, daß die Praktiken der Lutheraner mit dem Könige von Frankreich und dem Wojwoden ununterbrochen fortgehen. So sieht man hier einen gewaltigen Brand entzündet, und wenn Gott nicht seine Hand ausstreckt, läßt sich kein guter Ausgang hoffen; dieser König und der Kaiser werden gezwungen werden, alles nur mögliche zu thun, damit es in

*) Nuntiaturberichte 2, 90 f.

diesem Jahre in Deutschland nicht zum Kriege komme.“ Man rede von der Berufung eines Reichstages, „und da werden, fürchte ich, auch die Guten gezwungen werden, sich vollständig von dem apostolischen Stuhle, um nicht zu sagen von der christlichen Religion, loszusagen, damit sie nicht Land und Leben verlieren“ *).

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß man dem Nuntius die Gefahr noch größer schilderte, als man sie ansah, damit Paul III. dem Kaiser mehr als bisher entgegenkomme. Aber auch König Ferdinand war doch der Meinung, daß die Lage durch die Schmalkaldischen Verhandlungen eine beträchtliche Verschlimmerung erlitten habe. Als er nach reiflicher Erwägung aller Umstände endlich am 14. April dem Kaiser unter Beifügung des Heldschen Berichts vom 5. März schrieb, fand er, daß die Dinge in jeder Beziehung schlecht stünden. Er habe gehofft, Held würde auf Grund seiner geheimen Instruktion und unter Berücksichtigung der schwierigen Lage vermieden haben, die Dinge so weit kommen zu lassen. Wenn die Lutheraner nicht so unumwunden den Willen des Kaisers, gegen sie am Kammergerichte vorzugehen, zu hören bekommen, vielmehr eine gewisse Hoffnung auf Stillstand oder Suspension erhalten hätten, würden sie nicht so schwierig gewesen sein. „Nichtsdestoweniger,“ fuhr der König fort, „finde ich, daß Dr. Matthias Held ihnen auf alles genügend geantwortet hat; da aber die Dinge soweit gekommen sind, bitte ich Euch reiflich nachzudenken, wie geholfen werden kann.“ Held hatte ihm am Schlusse seines Berichts geschrieben, er fürchte sehr, die Mitglieder des Kammergerichts, denen wie gewöhnlich die Besoldung nicht geschafft werden konnte, würden sich nicht mehr beschwichtigen lassen; wenn sie aber auseinandergingen, würde es für die gefährlichen Umtriebe der Protestanten gar keine Schranke mehr geben. Diese Besorgnis malte Ferdinand noch weiter aus: komme es

*) Nuntiaturberichte 2, 129 f.

zu einer vollständigen Auflösung des Kammergerichts, so würden die Lutheraner unter dem Vorwande, daß sie anders kein Recht finden könnten, sich ein Haupt wählen; die katholischen Fürsten aber würden sich möglichst vor Verwickelungen hüten, wenn der Kaiser nicht einschritte. Er möge Lunden, oder Held, oder beiden Auftrag geben, in aller Heimlichkeit mit den katholischen Fürsten (sie heißen schlechtweg princes chrestiens) zu verhandeln, ihnen alle Hoffnung auf den Kaiser zu erwecken, „auch mit ihnen über Handhabung und Verteidigung gegen die Unternehmungen zu traktieren, welche die Lutheraner machen wollten" *). Um durch die Verhandlungen nicht den Verdacht der Lutheraner zu erwecken, könne der Kaiser den Genannten ja auch eine Kommission an die lutherischen Fürsten geben.

In dem Briefe Ferdinands findet sich keine Andeutung, daß diese Idee, die katholischen Fürsten zu einer Defensive zu vereinigen, von Held eingegeben sei; man möchte fast vermuten, daß einige katholische Fürsten, namentlich Herzog Georg von Sachsen, welcher unmittelbar nach dem Schmalkaldischen Tage in Zeitz mit dem Kurfürsten und Landgrafen zusammen gewesen war, die Anregung dazu gegeben hätten. Der Plan schlummerte jetzt noch in vagen Umrissen. So antwortete denn auch der Kaiser, welcher Ferdinands Brief mit Helds Bericht am 9. Mai in Valladolid erhalten hatte, nur in ganz allgemeinen Wendungen. Er ersehe, schrieb er, aus den eingegangenen Nachrichten, daß sich die lutherischen Fürsten in Schmalkalden sehr übel gezeigt hätten (fort insolents et absolutz); dennoch würden sie, wenn man nur fest zu den katholischen Ständen hielte, nichts unternehmen. Das Vorgehen Helds erfährt vom Kaiser keinerlei Tadel; auf die Gedanken seiner geheimen Instruktion vom 31. Oktober zurückzugreifen kommt ihm nicht in

*) Comme aussi pour traicter avec eulx de manutancion et deffence contre les emprinses que vouldroient faire les Lutheriens. Vgl. meinen Aufsatz S. 281 f.

den Sinn. Im Gegenteile sollen Lunden und Held von ihm Vollmacht erhalten, nach ihrem und Ferdinands Gutdünken zu handeln. Die Hauptsache ist, in diesem schwierigen Moment die abtrünnigen Fürsten von Gewaltthätigkeiten zurückzuhalten, aber nicht etwa durch Nachgiebigkeit, vielmehr muß der Nürnberger Friede, wie ihn der Kaiser versteht, beobachtet werden. Hält Ferdinand die Berufung eines Reichstages für notwendig, um die Abtrünnigen im Zaume zu halten, so mag er es thun, aber einen möglichst entfernten Termin ansetzen; er kann dabei die Anwesenheit des Kaisers in Aussicht stellen. Als feste Maxime muß aber für Ferdinand gelten, daß er unter keinen Umständen auf eine „mächtige Hilfe" Karls zur Bekämpfung der Abtrünnigen zählen darf, dazu ist er außer stande; vielmehr muß er auf alle anderen Auswege sinnen, jedoch nur auf solche, die nicht „gegen unser Gewissen und gegen unsere Ehre" sind. Man sieht, große Sorge bereiten die Protestanten dem Kaiser auch jetzt noch nicht: man hat sie so oft beschwichtigt, es wird auch jetzt wohl gelingen. Sehr viel schwerere Gedanken machen dem Kaiser nicht nur der Krieg mit Frankreich und die wieder sehr ernst drohende Türkengefahr, sondern ganz besonders der Papst. Ueber ihn denkt er jetzt noch ebenso ungünstig wie im Oktober; ja sein Argwohn gegen ihn ist fortwährend gewachsen. Seine Neutralität ist nur Redensart, in Wahrheit begünstigt er Frankreich auf alle Weise: während er ihm gegen alles Herkommen die Kruzada verweigert, läßt er König Franz seine Geistlichkeit nach Belieben besteuern; die französischen Parteigänger dürfen sich auf dem Gebiete der Kirche sammeln; alle Bestrebungen des Papstes sind lediglich auf die Vergrößerung seines Hauses und seinen eigenen Vorteil gerichtet. Ferdinand soll ja von ihm keine wirksame Unterstützung gegen den Türken erwarten. Ueberhaupt ist von diesem Papste nichts für das Wohl der Christenheit zu hoffen*).

---

*) Karl an Ferdinand 15. Februar und 31. Mai. (Wiener Arch.)

Anfang Juni finden wir Held in Prag, wo er mit Ferdinand eingehende Beratungen über die jetzt in Deutschland zu ergreifenden Maßregeln pflog. Erst am 4. Juli schrieb Ferdinand darüber an den Bruder, leider sich wesentlich auf einen bis jetzt nicht aufgefundenen Brief Helds an den Kaiser berufend, dessen Inhalt er nicht wiederholen wolle. „Nur," heißt es dann, „bitte ich Euch sehr unterthänig, da die Dinge in diesem Zustande sind und es kein anderes Mittel gibt, um den Uebeln zu begegnen, welche aus den bösen Praktiken und Verschwörungen der Lutheraner erwachsen, die keinen Glauben und keine Treue mehr kennen, als das von Dr. Matthias empfohlene, daß Ihr dafür sofort und mit äußerster Eile sorgt." Worin nun dieses Mittel bestehen soll, hören wir nicht, sondern ersehen nur aus den weiteren Sätzen, daß es sich dabei um eine Geldleistung des Kaisers handeln wird, die ihm der Bruder sehr dringend ans Herz legt, weil man dadurch die Lutheraner verhindern wird, „irgend etwas gegen Ew. Majestät oder im Reiche zu unternehmen". Schon am 8. Juli kommt Ferdinand auf die Angelegenheit zurück: nur das von Held entwickelte Mittel wird helfen; von Milde ist gar nichts zu erwarten, sie wird die Lutheraner nur immer böser machen und die Katholiken werden gezwungen werden, sich mit ihnen abzufinden. „Nichts ist so sicher, als daß ohne den Abschluß der als wahres und einziges Rettungsmittel vorgeschlagenen Liga*) sie solche Dinge unternehmen werden, die man nachher nicht wieder gut machen kann." Sollten die Abtrünnigen die Hand bieten zu einer Verständigung, so werde man sie nicht zurückweisen, „wenn auch nur, um sie hinzuhalten, bis wir Eure Antwort haben"; er erwarte aber nicht, daß sie etwas Derartiges thun**).

---

*) La conclusion de la ligue sur ce advisee pour vray et seul remede.

**) Ferdinands Briefe vom 4., 8. und 15. Juli. (Wiener Arch.)

Trotz der auch in diesen Briefen herrschenden Unklarheit, welche mit vielen Worten immer dasselbe wiederholen und den praktischen Hauptpunkt zur Seite lassen, unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sich Ferdinand jetzt mit Held vollkommen über einen zu begründenden katholischen Bund geeinigt hat, dessen Genehmigung er dem Kaiser aufs dringendste empfiehlt. Er kann die Zustimmung des Bruders gar nicht erwarten. „Je weiter die Zeit vorrückt," schreibt er ihm den 18. August, „desto mehr sieht man die Gefahr." Held ist inzwischen in Baiern gewesen, hat mit Herzog Ludwig über seinen Plan verhandelt, der ihn sehr gut findet; so fehlt für die Ausführung nichts, als des Kaisers Billigung, die hoffentlich der Notwendigkeit vollkommen entsprechen wird.

Aber wie oft, so ging es auch jetzt; Karl wurde von anderen Dingen viel dringender in Anspruch genommen als von den Händeln im Reiche; seine Bescheide ließen nur zu oft lange auf sich warten *). Es geschah auch wohl, daß die bei den weiten Entfernungen unvermeidliche Verzögerung dem Kaiser ohne Grund schuldgegeben wurde. So war es in diesem Falle, wo die Schuld der Verzögerung mehr Ferdinand als Karl traf. Sobald dieser die Briefe des Bruders am 4. und 8. Juli mit dem ausführlichen Bericht Helds erhalten hatte, antwortete er nach kurzer Ueberlegung am 19. August: er habe alles wohl verstanden, besonders die Umtriebe und Praktiken der Abtrünnigen gegen die katholischen Stände, „und die Defensivliga, welche Ihr dagegen geplant habt". Ausführlich schreibe er darüber an Held. „Und in der That habe ich mich herbeigelassen, Eurem Rat in betreff der genannten Defensivliga zu folgen in dem Vertrauen, daß die Sache so geleitet wird, wie ich

---

*) So schreibt Held am Schlusse seines Berichts vom 5. März: Je me donne merveille, que la Mte. Imp.le veu telz urgens affaires ne fait escripre pardeça plus diligemment que jusques a ores nest advenu.

Dr. Held schreibe, worauf ich Euch bitte, wohl achtzugeben"*).

Es ist recht verdrießlich, daß auch dieses ausführliche Schreiben des Kaisers an Held bisher nicht hat aufgefunden werden können**); es würde gewiß auf die Politik Karls gegen die Protestanten ein helles Licht werfen. Wenn wir uns aber die Aeußerungen des Kaisers aus dem letzten Jahre vergegenwärtigen, können wir nicht zweifeln, daß er Held große Vorsicht empfohlen haben wird, damit es ja im Reiche nicht zu einem offenen Konflikt komme. Der Gedanke, dem Schmalkaldischen Bunde einen katholischen gegenüberzustellen, war ja eigentlich so selbstverständlich, daß man sich nur wundern kann, wie erst jetzt mit seiner Verwirklichung Ernst gemacht wurde. Auch der Kaiser hatte diesen Plan frühzeitig gebilligt. Wir erinnern uns, wie er im Frühling 1526 Herzog Heinrich mit der Vereinigung der gesamten katholischen Kräfte des Reichs beauftragte (2, 553). Während der schwierigen Verhandlungen des Jahres 1531 hören wir den Kaiser öfter die Hoffnung äußern, es werde sich wenigstens ein Defensivbündnis der katholischen Stände aufrichten lassen. Da aber weder in jenem noch in diesem Jahre etwas aus der Sache geworden war, verhielt sich der Kaiser jetzt natürlich zu dem von Ferdinand so eifrig empfohlenen Plane skeptisch: er hat sich „herbeigelassen"***), ihn zu billigen; von den sanguinischen Erwartungen Ferdinands ist er weit entfernt. Die späteren Berichte des Bruders veranlaßten ihn dann allerdings, etwas wärmer auf die Sache einzugehen. Am 7. Oktober schrieb er ihm, die jüngsten Berichte aus dem Reiche bewiesen, daß der Herzog von Sachsen (so nannte er den Kurfürsten gern) und der Landgraf von Hessen immer

*) Karl an Ferdinand, Monzon 19. August. (Wiener Arch.)

**) Wiederholte Nachforschungen haben ergeben, daß diese ganze Korrespondenz Helds mit dem Kaiser im Wiener Archiv nicht ist.

***) Seine Worte lauten: Et en effect me suis condescendu densuyr vostre advis touchant lad. ligue deffensive.

böseren Willen zeigten, um Deutschland in Verwirrung zu stürzen. Er hoffte allerdings, sie würden die Lust zu gewaltthätigen Unternehmungen verlieren, wenn sie den Rückzug des Türken und den für König Franz so wenig erfreulichen Verlauf des Kriegs in der Lombardei erführen. Nichtsdestoweniger wiederholte er seine Zustimmung zu dem Plane Helds und fügte hinzu: „von meiner Seite wird es an nichts fehlen" *).

Held konnte nun also an die Arbeit gehen, deren Fortgang aber dem ursprünglichen Eifer wenig entsprach. Im Juli bereits, hörten wir, hatte er die Zustimmung der bairischen Herzoge gewonnen. Dann schien er monatelang wie verschwunden. Herzog Heinrich von Braunschweig, der als einer der eifrigsten Parteigänger des Kaisers natürlich zeitig von dem Plane erfahren, wenn nicht ihn mit angeregt hatte, wurde, als er Ende Oktober noch immer nichts von dem Fortschritt der Sache hörte, ungeduldig und schickte einen Sekretär an Herzog Ludwig von Baiern, um sich nach dem Stande der Dinge zu erkundigen. Er fand es hochbeschwerlich, daß sich die Sache so verschleppe; bei so langsamem Betriebe müsse man fürchten, daß sie „offenbar" werde. An wem denn eigentlich die Schuld liege, daß noch nichts beschlossen worden sei? Er witterte schon jetzt, daß vielleicht der Kaiser ihren Hoffnungen nicht entspreche; er wünschte von Held zu wissen, was er eigentlich für Befehl vom Kaiser habe **).

Erst jetzt setzte sich Held wieder in Bewegung, um mit den Getreuen im Norden genauere Verabredung zu treffen. In Dresden wurde der Entwurf einer Bundesverfassung aufgesetzt, welcher die kaiserliche Autorität stark betonte, die Verbündeten

*) Karl an Ferdinand, Monzon 7. Oktober. (Wiener Arch.)

**) Für die Einzelheiten verweise ich auf meinen öfter angeführten Aufsatz bei Quidde S. 287 ff., dessen Angaben durchaus auf den Akten der Archive von München, Dresden und Wolfenbüttel beruhen.

auf den Wunsch des Kaisers vorgehen ließ, um sowohl in Religions- als in Profansachen die bestehende Ordnung zu schützen. Die Organisation dieser Defensivliga war wesentlich nach dem Muster des Schmalkaldischen Bundes eingerichtet, nur daß man der Exekutive weiter reichende Befugnisse zudachte. In diesen von der Macht der Protestanten am nächsten bedrohten norddeutschen Gebieten zeigte sich der Eifer für das Bündnis besonders lebhaft; die Herzoge Georg von Sachsen und Heinrich von Braunschweig überboten sich in Thätigkeit, und auch Kurfürst Albrecht von Mainz hatte den dringenden Wunsch, wenigstens seine norddeutschen Stifter Magdeburg und Halberstadt unter den Schutz des Bundes zu stellen. Sehr anders aber fand Held die Dinge am Rhein. Die Kurfürsten von Köln und Trier gaben ihm zwar sehr loyale Erklärungen, lehnten aber den Eintritt in die Liga unter allerhand schönen Vorwänden ab. Selbst der Kurfürst von Mainz ließ sich für sein rheinisches Hauptgebiet zu demselben nicht herbei. Von dem Pfalzgrafen hört man gar nichts.

Inzwischen hatte Ferdinand auf den 4. März 1538 zum definitiven Abschlusse des Bündnisses einen Tag nach Speier ausgeschrieben. Es war ein kleines Häuflein, das man dort durch Gesandte vertreten sah. Von all den zahlreichen Kirchenfürsten des Reichs hatten allein der Kurfürst von Mainz für einen Teil seines Gebietes und der Erzbischof von Salzburg es zweckmäßig befunden, sich an der Sache zu beteiligen. Wenn man diese Speierer Versammlung sah, hätte man meinen sollen, es handle sich da um eine weltliche, mit der Kirche in gar keinem Zusammenhang stehende Angelegenheit; denn nur weltliche Fürsten, die Herzoge von Baiern, Sachsen und Braunschweig gingen mit frischer Energie auf das Bündnis ein. Nun wurden aber gerade diese durch eine erhebliche Differenz getrennt.

Die bairischen Herzoge hatten ihre Teilnahme an des Kaisers Feldzug von 1536 sehr wenig belohnt gefunden. Nicht

nur sahen sie sich in ihrer Hoffnung auf Mailand getäuscht, sondern auch ihren Rat über die Behandlung der deutschen Angelegenheiten verschmäht. In ihrer Instruktion für Weissenfelder vom 12. Februar 1536 hatten sie nicht allein die Ansicht entwickelt, daß alle Bemühungen des Kaisers um das Konzil zwecklos sein würden, wenn er nicht vorher die Lutheraner gezwungen hätte, sich zum Gehorsam gegen dasselbe zu verpflichten; sie hatten dem Kaiser einen förmlichen Kriegsplan entworfen: zuerst müsse Herzog Ulrich vertrieben und an seiner Stelle der junge Christoph eingesetzt werden; darauf sei der Landgraf zu überfallen. Sobald diese zwei zu Gehorsam gebracht worden seien, würden Sachsen und die anderen „entgegenlaufen". In drei oder vier Monaten hofften sie das zu erreichen. Als Herzog Ludwig Anfang Mai mit seinem Haufen zu dem kaiserlichen Heere stieß, wiederholte er den Rat, den gefährlichen Zuständen im Reich ein Ende zu machen; der Kaiser aber erwiderte, er könne König Franz gar keinen größeren Dienst erweisen, als wenn er Krieg im Reich anfinge; in zwei oder drei Monaten hoffe er mit Frankreich fertig zu werden; die Protestanten würden sicher nichts wagen. Herzog Ludwig schrieb seinem Bruder mit Bedauern, alle seine Vorstellungen hätten beim Kaiser nichts vermocht: „in Summa, kaiserliche Majestät will keinen Krieg in Deutschland", bis er mit Frankreich in Ordnung. Herzog Wilhelm fand bald die Rolle, welche der Kaiser dem Bruder zuschiebe, wenig erfreulich. Er habe gehofft, Karl werde „ihn sonderlich im Rat auch gebraucht haben. Denn also nachzureiten und allein zu dienen und vor der Thür zu sitzen, ist beschwerlich und spottlich". Die Reputation der Herzoge müsse dadurch geringert werden. Sollte der Kaiser, wie es heiße, das Heer verlassen und nach Spanien gehen, so würde das der Anfang seines Falls sein. Dann „müßten wir auch sehen und temporisieren, auch unsere Praktiken darnach zurichten". Denn dann würde ohne Zweifel der größere Teil Deutschlands und Italiens vom Kaiser ab-

fallen*). Herzog Ludwig fühlte sich im kaiserlichen Heere immer unbehaglicher. Am 12. September schrieb er dem Bruder aus Aix: die Aussichten des Kaisers seien längst trostlos, er werde bei guter Gelegenheit abscheiden; hoffentlich habe sich Wilhelm mit Langey (von dessen heimlichem Besuche jener gemeldet) „wohl gehalten". Wilhelm antwortete am 21. Oktober: alle Protestanten jubelten über Karls Niederlage und verspotteten das Konzil; nur Krieg gegen sie könne helfen. Wenn der Kaiser auf ihren Rat nicht höre, sondern nach Spanien gehe, so müsse er sie entschuldigen, wenn sie an ihre Sicherheit dächten. Es wäre nie dahin gekommen, wenn der Kaiser jemals Ernst gegen die Protestanten gebraucht hätte, nur durch seine Milde sei der Abfall so gewachsen. Vor allem fänden die Lutheraner auch bei König Ferdinand „allen guten Willen"; dessen vornehmsten Rat Hans Hoffmann hatte schon die Instruktion für Weissenfelder eines vertraulichen Verhältnisses mit Herzog Ulrich und dem Landgrafen beschuldigt. Man sieht aus dieser intimen Korrespondenz der Brüder, wie weit ihre Ideen von denen des Kaisers selbst in der Zeit abwichen, wo sie ihm bewaffneten Beistand gegen den alten französischen Freund leisteten. Sich jetzt einfach in den Dienst der kaiserlichen Politik zu stellen, wie das die Herzoge Georg und Heinrich wünschten, schien ihnen keineswegs zweckmäßig. Zwar die katholische Liga konnten sie nicht wohl zurückweisen, aber sie sollte durchaus auf Religionssachen beschränkt bleiben. Sie fürchteten namentlich für Ferdinands Königswahl in Anspruch genommen zu werden. Ferdinand mußte ihnen ausdrücklich zusichern, daß von dieser Angelegenheit in der Liga gar keine Rede sein, dieselbe nur

---

*) Herzog Wilhelm an Herzog Ludwig 3. August. Herr Dr. Jochner am bairischen Staatsarchiv hat eine sehr sorgfältige Zusammenstellung aller auf diese Dinge bezüglichen Akten gemacht, die er die große Freundlichkeit hatte mir mitzuteilen.

auf Religionssachen gerichtet werden solle, um sie zur Beschickung des Speierer Tages zu bewegen*).

Dieser Wendung stellte nun aber Herzog Georg den entschiedensten Widerspruch entgegen. Er trug seinem Gesandten für Speier auf, in eine derartige Einschränkung unter keinen Umständen zu willigen, die Profansachen müßten durchaus unter den Schutz des Bundes gestellt werden. Unter diesen Umständen konnte der Speierer Tag zu keinem Abschlusse führen; überdies war doch die Zahl der bis dahin gewonnenen Genossen gar zu gering. Held wußte den Versammelten die beste Hoffnung auf die Heranziehung weiterer Mitglieder zu erwecken. Man beschloß demnach, fleißig dafür zu werben. In der Verhandlung selbst drang die bairische Ansicht durch, daß die Profansachen ausgeschlossen bleiben sollten; da aber Sachsen widersprach, bestimmte der Abschied vom 13. März, bis zum 14. April sollten sich alle Beteiligten gegen König Ferdinand über die Annahme des in Speier aufgestellten Entwurfs erklären. Der Vertreter des klugen Erzbischofs von Salzburg nahm selbst diesen Abschied nur auf Hintersichbringen an. Die norddeutschen Genossen waren mit diesem Ausgang höchlich unzufrieden. In einer gemeinsamen an König Ferdinand gerichteten Erklärung mißbilligten sie es, daß man in Speier alles gestrichen habe, wodurch der Kaiser „als unser aller Obrigkeit“

*) Welche Gesinnungen eben damals am bairischen Hofe gegen den Kaiser und seinen Bruder gehegt wurden, zeigt der von Friedensburg in den Nuntiaturberichten 2, 447 ff. mitgeteilte merkwürdige Bericht des venezianischen Sekretärs Cavazza vom 5. Juli 1538 über ein vertrauliches Gespräch, das Weissenfelder und Bonacorsi Grün mit ihm in München über die geheimen Absichten der Habsburger gehabt hatten, wonach dieselben ebensowohl die Republik von San Marco wie Baiern zu vernichten wünschten, um unbedingt über Italien wie über Deutschland zu herrschen. Die bairischen Räte wünschten zum Schutze gegen so verderbliche Anschläge im Auftrage ihrer Herrn ein enges gegenseitiges Schutz- und Trutzbündnis mit Venedig. Bonacorsi wurde sogar zur Betreibung dieses Bündnisses nach Venedig geschickt.

gesetzt werde. Die Ausschließung der Profansachen würde dem Bündnis allen praktischen Wert nehmen, da die Protestierenden jeden Tag mehr auch in solchen Sachen willkürlich vorgingen. Der Kaiser müsse durch ein offenes Ausschreiben den Ständen verkündigen, was ihn zur Aufrichtung dieses Bündnisses bestimmt habe und ihnen bei ansehnlicher Strafe verbieten, sich gegen dasselbe einzulassen. Ferdinand mußte selbst nach Dresden eilen, um Herzog Georg zur Nachgiebigkeit zu bestimmen, konnte aber in mehrtägigem Zusammensein dieses Ziel nicht ganz erreichen; noch aus Breslau mußte er den Herzog beschwören, doch an diesem Punkte nicht die ganze Sache scheitern zu lassen, da sich Held vergeblich bemüht habe, die bairischen Herzoge zur Aufnahme der Profansachen zu bereden. Endlich gab Georg, wenn auch sehr widerwillig, nach, und so konnte denn am 10. Juni in Nürnberg das zum Schutze der Religion geschlossene Defensivbündnis unterzeichnet werden.

Eine Erweiterung des Bundes war auch jetzt nicht gelungen; die Teilnahme blieb auf den Kaiser und seinen Bruder, den Kurfürsten von Mainz (für Magdeburg und Halberstadt), den Erzbischof von Salzburg, die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, Georg von Sachsen, Erich den Aelteren und Heinrich den Jüngeren von Braunschweig beschränkt. Bei dieser Schwäche des Bundes empfahl es sich denn freilich, den defensiven Charakter des zum Schutze der Religion geschlossenen Bündnisses recht nachdrücklich zu betonen: er sollte „allein zur Gegenwehr" dienen; die Verbündeten versicherten, sie würden niemand von den Protestanten „wider den aufgerichteten Friedstand zu Nürnberg überziehen". Ja man ging in der Versöhnlichkeit noch weiter. Bis dahin war immer nur von einer Liga der katholischen Stände die Rede gewesen; da diese aber in ihrer großen Mehrheit dem Unternehmen fremd blieben, versuchte man die Hand ins protestantische Lager hinüberzureichen. Am 12. Juni wurde ein Nebenvertrag unterzeichnet, welcher einmal die Organisation des Bundes als bereits vollzogen hin-

stellte, die Wahl der beiden Obersten (Herzog Ludwig für Ober-, Herzog Heinrich für Niederdeutschland), die Ernennung der Bundesräte u. s. w. anzeigte, dann aber die überraschende Ankündigung enthielt: damit auch solche Stände, bei denen sich das Luthertum bereits eingenistet habe, trotzdem „in dieses Bündnis mögen beredet werden“, soll ihnen zugesichert werden, daß sie bis zum Konzil bei ihrer Religion bleiben mögen, nur sollen sie keine weiteren Neuerungen vornehmen und sich den Beschlüssen des Konzils fügen*).

Das war nun doch ein höchst bezeichnender Ausgang der Heldschen Agitation, ein fast unbegreiflicher, und für die eifrigen Genossen des Bundes peinlich überraschender. Der alte Herzog Georg gab im Januar 1539 seinem Kummer in einem Schreiben an König Ferdinand lebhaften Ausdruck: der traurige Gang des Unternehmens, klagte er, stamme hauptsächlich daher, daß sich die rheinischen Kurfürsten, besonders die geistlichen, dem Bunde fern gehalten hätten, der doch wesentlich zu ihrem Schutze geplant worden sei. Ferdinand erwiderte, auch er fühle sich durch dieses Benehmen der geistlichen Herren beschwert, das er nicht erwartet habe. Held klagte unmittelbar nach dem Speierer Tage, bei den geistlichen Fürsten habe der „Geiz“ so gar überhand genommen, daß sie nichts Gutes thun könnten; ein jeder entschuldige sich mit der Unthätigkeit des anderen; so würden sie müßig sitzen, bis der allmächtige Gott sie alle miteinander strafe. Aber in dieser Passivität der Häupter des deutschen Katholizismus kam doch nur zum Ausdruck, was die gesamte katholische Welt im Reiche damals plagte: wie tot lag alles katholische Wesen da; jegliches Selbstgefühl, jede Zuversicht und Hoffnung war aus ihm gewichen. Dafür gibt es außer der Geschichte des katholischen Bundes nichts Lehrreicheres, als die Bekenntnisse der päpstlichen Nuntien. Was Vergerio früher darüber meldete, kennen wir bereits; ein weit trüberes Bild

*) Bucholtz 9, 368.

entwirft aber Morone. Gleich bei seinem Eintritt ins Reich muß er die traurigsten Wahrnehmungen in den von der ketzerischen Bewegung am wenigsten berührten Landschaften machen, in Tirol, Baiern und Oesterreich: das Volk ist überall wie verwirrt, da ein jeder glauben kann, was er will; in vielen großen Städten sind die Pfarren verlassen, weil es keine Priester gibt; wenn die Menschen der Kirche treu geblieben sind, finden sie niemand, der ihnen die Sakramente spendet; auch in diesen katholischen Ländern sind „Unzählige von den verschiedensten Ketzereien angesteckt" *). Im Oktober 1537 schüttet einmal der arme Ferdinand dem Nuntius sein Herz aus: mit den deutschen Prälaten sei es gar zu übel bestellt; wolle er einen rechtschaffenen Kaplan, so finde er ihn nicht, denn alle seien entweder unzüchtig, oder unwissend, oder dem Trunke ergeben, oder mit irgend einem anderen bösen Makel behaftet. Es gab ja eifrige Verteidiger der alten Kirche, die Fabri, Nausea, Cochlaeus u. s. w.; aber der Nuntius fand auch an diesen gepriesenen Vorkämpfern Roms gar viel auszusetzen, namentlich ihre unersättliche Habsucht. Sie plagten ihn wie seinen Vorgänger unablässig mit der Bitte um Pfründen und andere Gaben. Ferdinand selbst rühmt auch Morone wegen seiner Anhänglichkeit an die Kirche, aber seine Religion, meint er, „besteht mehr in natürlicher Herzensgüte und äußeren Zeremonien", und was seine Fähigkeit betrifft, so findet er ihn von langsamem, schwerfälligem Geist, geringer Sorgfalt im Regiment und infolgedessen von schwacher Autorität bei seinen Unterthanen. Der König wird wesentlich von seinen Räten geleitet, und unter diesen ist der einflußreichste und tüchtigste, Hans Hoffmann, Lutheraner und Gönner der Lutheraner. Wer aber, ruft Ferdinand einmal in einem Gespräch mit Morone aus, wer ist an dieser trostlosen

*) Vgl. damit den Klagebrief, den Herzog Georg am 12. März 1538 über die kirchlichen Zustände seines Landes an Morone richtete. Nuntiaturberichte 2, 444 f.

Zerrüttung der Kirche in Deutschland schuld? Der Papst, der in seiner nächsten Umgebung die schuldigen Reformen vermissen läßt, da in ihr Geiz und Laster jeder Art mehr als je herrschen. Hätte der Papst da Ordnung geschaffen, so würde das Beispiel bessernd auf die ganze Geistlichkeit wirken*).

Wohin wir blicken, überall dasselbe Schauspiel völliger Ermattung, Demoralisation und Mutlosigkeit. An dem Eifer Helds dürfen wir ja doch wohl nicht zweifeln, aber wie war es mit dem Manne bestellt, den wir eben über den Geiz der geistlichen Fürsten klagen hörten? Unablässig sehen wir ihn Morone um Verleihung kirchlicher Pfründen und Gnaden für sich und die Seinigen bitten. Und derselbe Mann, der im Februar 1537 den Protestanten jede Konzession verweigert hatte, gestand Morone im Oktober, wie er den Sinn der katholischen Fürsten kennen gelernt habe, sei eins von zwei Dingen unvermeidlich: entweder das allgemeine oder ein Nationalkonzil; da nun jenes durch die Zeitverhältnisse unmöglich gemacht werde, bleibe nur dieses übrig und da werde es sich dann wohl empfehlen, daß der Papst, um die katholischen Fürsten vor ihren eigenen, dem Luthertum höchst geneigten Völkern zu sichern, einige Dinge von geringerer Wichtigkeit, wie das Abendmahl unter beiderlei Gestalt und die Priesterehe nachgebe**). Davon wollte Morone aber gar nichts hören, der doch an seiner eigenen Person die Erschlaffung des katholischen Wesens so deutlich be-

*) Nuntiaturberichte 2, 83. 114. 123. 182. 227. Wo möglich noch düsterer schildert der venezianische Botschafter Francesco Contarini die kirchlichen Zustände Oesterreichs. Fabri, schreibt er am 1. Januar 1535, versichere ihm, in Wien sei der größere Teil des Volks und selbst der Vornehmen lutherisch und ohne Ferdinands und seine Anstrengungen würden es alle sein. Am 22. Februar meldet er: Fabri predige zwar jeden Morgen in St. Stephan, aber nur sehr wenige hörten ihn; sogar die meisten von Ferdinands Hofe beobachteten die Fasten nicht. Rawdon Brown 5. 13. 16. Vgl., was der soeben erschienene vierte Band von Hubers Geschichte Oesterreichs S. 93 ff. über diese Dinge zusammenstellt.

**) Morone's Bericht vom 12. Oktober 1537.

wies. Denn statt dieser ernsten Gefährdung seiner Kirche mit mutiger Thatkraft zu begegnen, ließ er alsbald die Hände matt sinken, fand seine Kraft der Aufgabe keineswegs gewachsen und bat dringend und immer wieder um seine Abberufung.

Die Begründung des katholischen Bundes, sollte man meinen, hätte der Vertreter des Papstes mit der wärmsten Teilnahme fördern sollen; derselbe scheint ihn aber herzlich wenig interessiert zu haben, denn wir hören von ihm nur sehr selten darüber. Und als ihn schließlich Ferdinand Ende April 1538 auffordert, den Papst um Eintritt in den Bund zu bitten, was thut er da? Der König hat ihm eine sehr übertriebene Schilderung von der Macht und den Aussichten der Liga entworfen: man hält es für gewiß, daß fast alle geistlichen und weltlichen katholischen Fürsten ihr beitreten werden, sie wird die bösen Anschläge der Lutheraner in der Wurzel treffen. Morone zweifelt nicht an der Richtigkeit dieser Schilderung, aber welchen Rat schreibt er nach Rom? Es scheine ihm gut, lautet derselbe, daß Se. Heiligkeit jetzt nicht eintrete, aber die gute Absicht zeige, es zu seiner Zeit zu thun, und sich so entschuldige: er wünsche den Entschluß aller anderen katholischen Fürsten und die förmliche Aufrichtung des Bundes abzuwarten. Die Gründe, mit denen Morone dieses Verfahren empfiehlt, sind zum Teil geradezu drollig: wenn der Papst jetzt schon einträte, könnten die anderen Fürsten von der Beteiligung abgeschreckt werden, weil sie eine Praktik des Papstes mit dem Kaiser argwöhnten. Den Kern der Sache traf das andere Argument: wenn der Papst jetzt schon einträte, könnte ihm ein sehr viel größerer Beitrag aufgebürdet werden; außerdem würde es für ihn viel ehrenvoller sein, wenn ihn nach Abschluß des Bundes die sämtlichen Mitglieder desselben ersuchten*).

Man sieht, es ist überall das gleiche Versunkensein in kleinlichsten engsten Egoismus. Der gewaltige Ansturm, der

*) Nuntiaturberichte 2, 281 f.

die alte Kirche in Deutschland, Skandinavien und England so gut wie vollständig über den Haufen geworfen hat, der sie jetzt auch in Frankreich ernstlich zu bedrohen anfängt, dessen Stöße sogar in Italien gespürt werden, er hat der argen Verweltlichung der katholischen Kirche in zwanzig Jahren noch nichts anhaben können. Wie die geistlichen Fürsten in Deutschland spekulieren und lauern, wer wohl die Oberhand behalten werde, um dann dem Sieger die Hand zu reichen*), so spekuliert mehr als sie alle der Papst. Ihm liegt nur an der Vergrößerung seines Hauses, an der Förderung seiner kleinen Sonderinteressen, haben wir den Kaiser immer wieder klagen hören. Von dieser Ueberzeugung finden wir jetzt auch den gutgläubigen Ferdinand erfüllt. Wer, ruft er dem Nuntius im Oktober 1537 zu, wer ist an allem Unheil, an dieser trostlosen Zerrüttung schuld? Der Papst! Sie, der Kaiser und er, haben sich durch die beharrliche Verteidigung der Kirche die Völker Deutschlands, die Fürsten des Reiches und ihre eigenen Unterthanen zu Feinden gemacht, der Papst aber kehrt ihnen den Rücken, hält es mit dem Franzosen, dem Bundesgenossen des Türken und dem Freunde der Lutheraner.

Fassen wir die Gesamtheit dieser Verhältnisse ins Auge, so müssen wir urteilen, daß einem energischen und klugen Vorgehen des Schmalkaldischen Bundes damals nichts hätte Widerstand leisten können. Denn wenn es auch in diesem Bunde, wie wir sahen, an bedenklichen Schwächen und Schwierigkeiten keineswegs fehlte, er war doch in jedem Betracht dem katholischen Gegner unendlich überlegen. Man hat wohl über die Uneinigkeit seiner Mitglieder, die Schwerfälligkeit seiner Verhandlungen geklagt; wenn man aber sein Wesen mit dem des katholischen Bundes vergleicht, wird man nicht in Abrede stellen können, daß für die damaligen deutschen Zustände bei ihm sich

---

*) So charakterisiert sie Herzog Georg in seinem Schreiben an König Ferdinand vom 21. Januar 1539.

eine überraschende Frische und Uneigennützigkeit zeigt. Freilich war es ja beklagenswert, daß eine Stadt wie Nürnberg, welche in den Anfängen der Bewegung allen Reichsstädten so ruhmreich vorangegangen war, jetzt in engherziger Klugheit dem Bunde fernblieb, daß auf der andern Seite die meisten norddeutschen Städte, weil sie sich selbst von keiner Gefahr bedroht wähnten, den Bund hemmten; aber das waren doch verschwindende Ausnahmen: die Gesamtheit der deutschen Protestanten bewies einen höchst anerkennenswerten Gemeinsinn und warmen Eifer für die große Sache. Unter den Männern, welche die Geschäfte des Schmalkaldischen Bundes hauptsächlich besorgten, finden wir nicht wenige, auf denen unser Blick mit berechtigtem Stolz ruhen darf. Niemals wohl hat Deutschland einen besseren Bürger, einen reineren Menschen, einen frommeren Protestanten besessen als z. B. der Straßburger Jakob Sturm war, in dem die neue Lehre sich so recht als die Kraft bewährte, das gesamte Leben veredelnd zu durchdringen. Aber eins vermochte dieses gesunde frische Leben des deutschen Protestantismus nicht zu erzeugen: die Kraft, sich aus den Banden des Reichschaos zu befreien, ein klares unbefangenes Urteil über die Weltlage zu gewinnen, oder auch nur über die Möglichkeit, die nächsten eigenen Interessen zu sichern. Auf dem Schmalkaldischen Tage vom Februar 1537 hatten die Protestanten prinzipiell dem Kaiser den Handschuh hingeworfen, sie hatten alle seine Aufstellungen kategorisch verneint und namentlich über das Konzil Forderungen erhoben, welche jeden Ausgleich ausschlossen. Thatsächlich verweigerten sie dem Kaiser den Gehorsam. Sie konnten das wagen, da dem Kaiser im Augenblicke die Macht fehlte Gehorsam zu erzwingen. Wie aber, wenn dieser Augenblick vorüberging?

Diese Frage haben sie sich niemals scharf vorgelegt. Sie haben das ganze Jahr 1537 hindurch ihre zuversichtliche Haltung bewahrt, ja gesteigert, so daß ihre Gegner, wie wir hörten, mehr als einmal das Schlimmste von ihnen fürchteten, aber sie

haben nichts gethan, um eine definitive Entscheidung zu ihren Gunsten herbei zu führen. Die Verhandlungen mit Frankreich und England sind fortgelaufen*), allerlei Ideen aufgetaucht, aber schließlich ist die Zeit dahingegangen, ohne daß etwas geschah. Da kam die Nachricht von ernstlichen Friedensverhandlungen zwischen dem Kaiser und König Franz. Man hätte das längst erwarten sollen, da Frankreich weder bei dem Schmalkaldischen Bunde noch bei England Unterstützung fand und der Krieg schon seit dem Herbste 1537 stockte; aber erschreckt fuhr man auf und suchte, als es zu spät war, ein Verhältnis mit Frankreich zu gewinnen.

König Christian von Dänemark, welcher sich fortwährend, wenn auch mehr der Absicht als der That nach, durch Habsburg bedroht wußte und nicht wie die deutschen Stände in einem

*) Am 5. März 1537 richtete u. a. der Bund an König Franz ein Schreiben, worin er sich entschuldigte, daß er auf des Königs frühere Werbungen nicht so habe antworten können, wie derselbe es gewünscht; auch jetzt könne er nicht des Königs Aufforderung gemäß eine Gesandtschaft an ihn schicken, da vieler abwesenden Fürsten und Städte Boten dazu keine Vollmacht besäßen. Das Schreiben beteuerte die freundliche Gesinnung des Bundes gegen den König und forderte ihn dringend auf, dafür zu sorgen, daß das Konzil nicht in Mantua, wo es nicht frei sein könne, sondern an einem passenden Orte in Deutschland gehalten werde. Franz erwiderte darauf am 23. Mai, kluge Männer hätten längst erkannt, nullum aliud propugnaculum adversus immodestum illud immodicumque totius orbis imperium quam mutua nostra amicitia opponi posse. Eine wortreiche Expektoration über die alte und innige Verbindung Frankreichs und Deutschlands enthielt den Vorwurf, daß die Schmalkaldener von jener Einsicht zu wenig durchdrungen wären. In Betreff des Konzils erklärte er sich wohl einverstanden, aber nur in allgemeinen unverbindlichen Wendungen. Schon Ende März schrieben der Kurfürst und der Landgraf abermals an den König, welcher im Juni die Kurfürsten durch den Landgrafen zu einer Vermittlung zwischen ihm und dem Kaiser auffordern ließ. Der Kurfürst von Sachsen war dazu bereit, aber die Mehrheit der Kurfürsten trug Bedenken, sich ohne Vorwissen des Kaisers „der Dinge zu beladen", wie Sachsen und Hessen dem König am 10. November 1537 meldeten. (Marb. Arch.)

Abhängigkeitsverhältnisse zum Kaiser stand, hatte im Winter 1537 Peter Suavenius nach Frankreich geschickt, um zu forschen, wie eine nähere Verbindung mit König Franz nicht nur für ihn, sondern auch für den Schmalkaldischen Bund herzustellen sei. Anfang 1538 kehrte Suavenius zurück und berichtete dem Landgrafen und Jakob Sturm über das Resultat seiner Verhandlungen. Hauptsächlich hatte er mit Graf Wilhelm von Fürstenberg geredet, welcher natürlich nichts mehr wünschen konnte, als seine deutschen Glaubensgenossen in ein festes Verhältnis zu Frankreich zu bringen. Er erzählte dem Dänen, in den eben an der spanischen Grenze stattfindenden Verhandlungen erstrebe der Kaiser nichts eifriger, als daß sich König Franz nach geschlossenem Frieden gegen die protestantischen Stände gebrauchen lasse. Damit dieselben keinen Angriff fürchteten, sollten Karl und Franz ein Heer angeblich gegen den Türken rüsten, das dann aber seine Waffen gegen die Protestanten kehren werde. Er, der Graf, habe den König oft daran erinnert, was er besonders in diesem Kriege Deutschland zu danken habe; denn ohne die deutschen Knechte würde er von Land und Leuten vertrieben worden sein. Franz habe ihm darauf versichert, er werde nie etwas gegen die deutschen Protestanten thun. Aber, bemerkte der Graf, ohne ein festes Bündnis sei auf derartige Zusicherungen kein Verlaß. Wenn also die Protestanten wirkliche Sicherheit gewinnen wollten, müßten sie sich zum Bündnis mit Frankreich entschließen. Suavenius erwiderte darauf, drei Hindernisse ständen einer solchen Verbindung entgegen: zuerst, daß sich die protestantischen Stände dem Kaiser als ihrem Oberherrn mit Eiden und Pflichten verwandt fühlten und sich schwerlich denselben zuwider an eine fremde Nation hängen würden; sodann, daß ihre Glaubensgenossen in Frankreich aufs heftigste verfolgt würden; endlich das Bündnis des Königs mit dem Türken. Der Graf entgegnete mit weitläufigen Erörterungen, die im wesentlichen darauf hinausliefen, die Auffassung der Protestanten von ihrer

Pflicht des Gehorsams gegen den Kaiser als irrig zu bezeichnen, da man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Was aber die religiöse Stellung des Königs Franz angehe, so hänge er für seine Person gar nicht an Rom; wollte er jedoch die papistischen Mißbräuche abthun, so liefe er Gefahr, daß er von seinen eigenen Leuten entweder totgeschlagen oder auch des Reichs entsetzt würde. Was Suavenius mit dem Könige selbst gehandelt hat, geht aus seinen Briefen an den Landgrafen und Jakob Sturm nicht hervor; er berichtet nur, beim Abschiede habe ihm der König seine Bereitwilligkeit erklärt, mit den Protestanten ein Bündnis zu schließen; zur Verhandlung darüber möchten sie eine Botschaft an ihn senden; er werde nie mit dem Kaiser gemeinsame Sache gegen sie machen. Dieselbe Erklärung gab ihm auch Montmorency*).

Dem Landgrafen berichtete Suavenius auch persönlich über das, was er in Frankreich erfahren habe. Alsbald schrieb Philipp an den Kürfürsten, es scheine ihm wichtig in dieser Sache nichts zu versäumen, „denn uns dünkt, daß nächst Gott an dem König viel werde gelegen sein". Auf dem bevorstehenden Bundestage in Braunschweig hoffte er in dieser Richtung etwas zu erreichen; die Dreizehn von Straßburg forderte er auf wegen der wichtigen Dinge, die auf diesem Tage beschlossen werden müßten, Jakob Sturm zu demselben zu senden und ihm wegen der Anträge Frankreichs Instruktionen zu geben. Um

---

*) Die Briefe des Suavenius im Marburger Archiv. Ebenda findet sich die Kopie einer „Relation Dr. Moners" an Sachsen und Hessen über eine von ihm etwa im Februar 1538 mit König Franz geführte Verhandlung, welche die Mitteilungen des Suavenius in allen Stücken bestätigt, „wie das aus der schrift, so Kgl. Würden auf unser vleißig bitten durch seinen Secretär hat geben lassen, clerlich und eigentlich zu vernemen." Da der König mit Moner über eine von ihm beabsichtigte Beschickung des Braunschweigischen Tages verhandelte, welcher Ende März begann und Mitte April endete, so kann die Relation nicht wohl, wie ein Archivvermerk meint, in den Mai 1538 gesetzt werden.

aber seinerseits keinen Augenblick zu versäumen, schickte er sofort Ludwig von Baumbach an König Franz*).

Diesem mußte natürlich sehr viel daran liegen, in dem Augenblicke, wo die ernstlichen Friedensverhandlungen vor der Thüre standen, dem Kaiser die Besorgnis vor einem Bündnisse mit den Protestanten erwecken zu können. Er betrieb deshalb die Sendung einer stattlichen Botschaft derselben aufs eifrigste. Wenn aber der Landgraf meinte, nächst Gott werde viel auf Frankreich ankommen, so dachte ein großer Teil seiner Bundesgenossen darüber ganz anders. Mit vollem Nachdruck finden wir die Gesinnung des deutschen Bürgertums in einem Schreiben Ulms an Straßburg ausgesprochen, worin die schwäbische Reichsstadt jeden Gedanken an eine Verbindung mit König Franz in sittlicher Entrüstung zurückweist. Der Schmalkaldische Bund, meint sie, habe die Aufgabe Gottes Wort zu schützen, er habe sich bisher den Namen christlich verdient; solle der sich nun in „zeitliche Sachen" einlassen und zwar mit diesem Könige, der seine Glaubensgenossen martere, peinige, von Hab und Gütern verjage, der, was noch viel erschrecklicher, sich mit dem gemeinen Feinde, dem Türken verbunden habe, dessen „Schande und Leichtfertigkeit" jedermann kenne? Ulm hatte Straßburg im Verdacht, daß es um weltlicher Interessen willen das Bündnis mit dem gottlosen Könige suche; ob man jetzt in Straßburg ahnte, was der Moment bedeute? Ob wenigstens Jakob Sturm den Zusammenhang der Dinge erkannte? Jedenfalls war in der Instruktion für die Gesandten zum Braunschweigischen Tage von Frankreich mit keiner Silbe die Rede. Soviel wir bis jetzt von den Verhandlungen dieses Tages wissen, müssen wir annehmen, daß sich die Stände nicht einmal zu einer Sendung an Frankreich herbeiließen. Wohl

---

*) Landgraf Philipp an Kurfürst Johann Friedrich 11. Januar, an Graf Wilhelm von Fürstenberg 9. Januar 1538 und Instruktion für Baumbach im Marburger Archiv. Vgl. Politische Korrespondenz 2, 468.

aber wurde bekanntlich in Braunschweig König Christian von Dänemark in den Bund aufgenommen, und er hat dann zusammen mit den beiden Bundeshauptleuten und den Herzogen Ernst und Franz von Lüneburg wirklich eine Verhandlung über ein Bündnis mit Frankreich eingeleitet*).

Die für diese Gesandtschaft aufgesetzte Instruktion bezeichnet einen merkwürdigen Umschwung in den Anschauungen der Fürsten von Sachsen und Lüneburg. Wenn König Franz, heißt es darin, ihnen durch Suavenius eine freundliche Warnung habe zu teil werden lassen vor den gefährlichen Bestrebungen des Hauses Oesterreich und Burgund, dessen Endziel die Aufrichtung einer erblichen Monarchie sei, so müßten sie nach vielfältigen eigenen Erfahrungen dem leider zustimmen. Besonders spreche dafür auch, daß der Kaiser sich bei König Franz darum beworben habe, „daß sich sein Lieb und Kgl. Würden wider uns, ihre Blutsverwandten, verbrüdern und verpflichten sollte, uns als ungehorsame, sonderlich von wegen der Religion, helfen zu Gehorsam zu bringen und strafen", auch in das von Kaiser und Papst betriebene Konzil zu willigen in der Weise, daß jedermann in der ganzen Christenheit mit Gewalt gezwungen würde, sich seinen Beschlüssen zu unterwerfen. Sie werden es nie vergessen, daß König Franz auf derartige Zumutungen nicht eingegangen ist, und hoffen, daß er dieselben in Zukunft ebenso zurückweisen werde. Da sich nun der König zu einem ehrlichen Bündnis bereit erklärt und sie sich von den widerwärtigen Gesinnungen des Kaisers überzeugen müssen, so senden sie diese Botschaft, welche aber mit König Franz in aller Vorsicht, niemals in Gegenwart geistlicher Personen, verhandeln soll**).

---

*) Ulm an Straßburg 22. Februar 1538. Politische Korrespondenz 2, 470 f. Der leider unvollständige Bericht über den Braunschweiger Tag 2, 476 ff.

**) Marburger Archiv.

Sachsen und Hessen fanden es zweckmäßig, für ihre Gesandten eine besondere Instruktion aufzusetzen, welche uns noch deutlicher erkennen läßt, wie es damals mit den Anschauungen der beiden Bundeshauptleute und mit den Ansichten vieler Mitglieder des Bundes bestellt war. Sie hätten, erklärten die beiden Fürsten, die früher namentlich durch Langey überbrachten Anträge Frankreichs vornehmlich aus Rücksicht auf den Kaiser abgelehnt, was König Franz gewiß würdigen werde. Obwohl der Kaiser ihnen schon vor sieben Jahren in Augsburg schwer gedroht und seitdem öfter in gleichem Sinne gesprochen habe, hätten sie dennoch an ihm festgehalten; nun sie aber hörten, was er bei dem Könige gegen sie werbe, sendeten sie an denselben, um zu erfahren, ob der Kaiser wirklich derartige Forderungen erhoben habe. Wenn das der Fall sei, „so müßten wir es dafür verstehen, daß wir am Kaiser einen steten ungnädigen Herrn haben und uns nicht anders denn endlichen Verderbens und Ueberziehens von ihm versehen sollten, da es doch unsere Voreltern und wir selbst um das Haus zu Oesterreich und Kaiserliche Majestät viel anders verdient". Daran schloß sich eine ausführliche Verteidigung ihres religiösen Standpunktes, den die Könige von Frankreich und England durch häufige Botschaften kennen gelernt, sodann der Opposition Sachsens gegen Ferdinands Wahl, die nur im Widerspruch mit den Reichsrechten und Karls Wahlkapitulation habe stattfinden können. Sie bitten den König, sich in diesen Dingen durch den Kaiser nicht gegen sie bewegen zu lassen, auch nicht in das Konzil zu willigen, wie es in Italien beabsichtigt werde. Wenn der Kaiser sie überziehe, könnte es geschehen, „daß das Reich in eine Erbschaft komme"; was das für Frankreich und andere Länder bedeuten würde, brauchten sie nicht zu schildern. Wenn nun der König in Bezug auf die kaiserlichen Forderungen und das Konzil ihre Wünsche erfülle, „so wären wir geneigt, uns mit Sr. Kgl. Würden in Verständnis auf ehrliche und bequeme Konditionen und Artikel einzulassen" und ihre Ver-

bündeten zu demselben zu bestimmen, damit dann ohne Verzug eine stattliche Botschaft des gesamten Bundes mit „großer Gewalt“ abgefertigt werde. Sie müssen aber dem König im Vertrauen sagen, daß ihre Mitverwandten noch heute zum großen Teile in dem Wahne stehen, „daß sie nicht wohl begreifen mögen, als sollte der Kaiser wider uns dermaßen praktizieren und in solchem ungnädigen Vorhaben wider uns sein.“ Deshalb bitten sie den König, er möge sie in stand setzen, ihre Mitverwandten zu überzeugen. Sie hoffen, daß dann das Bündnis zwischen dem Könige „und uns, beinahe dritthalben Teil des Reichs deutscher Nation, erfolgen sollte, dergleichen in vielen Zeiten nicht gewesen wäre“. Sie würden mit dieser ihnen vom König anvertrauten Kundschaft so vorsichtig verfahren, daß dieselbe ihren Mitverwandten nur einmal vorgelegt und weiter von niemand gesehen würde*).

Erstaunt müssen wir hier fragen: erfuhren wirklich Sachsen und Hessen jetzt zum erstenmal von den wahren Absichten des Kaisers und seinen beharrlichen Bemühungen, Frankreich gegen sie zu gewinnen? In der That scheint es, daß sie von dem Inhalt der Verträge von Madrid und Cambrai keine zuverlässige Kunde besaßen; daß sie aber König Franz erst jetzt davon unterrichtet habe, wie unermüdlich der Kaiser bei ihm gegen sie arbeitete, daß Langey in seinen zahlreichen Verhandlungen mit ihnen über diesen entscheidenden Punkt geschwiegen haben sollte, ist doch nahezu undenkbar. Wir werden vielmehr zu der Annahme gedrängt, daß dem Kurfürsten von Sachsen (vom Landgrafen wissen wir es ja längst) jetzt erst durch die

*) Mehrfach korrigiertes Konzept o. D. im Marburger Archiv. Alle diese Schriftstücke müssen nach Braunschweig verlegt werden, wie eine Aufzeichnung in demselben Archiv beweist: „Uff Dinstag nach Letare (2. April) 1538 ist durch den Kurfürsten zu Sachsen und Landgrafen Philipp zu Hessen sampt wenigen irer reth bedacht“ eine doppelte Botschaft zu senden an König Franz selbst und an seine Räte, die er nach Verabredung mit Dr. Moner zur bequemeren Verhandlung mit den protestierenden Ständen nach Nancy schicken wollte.

Verhandlungen mit Held, durch das ernstlich nahe gerückte Konzil, durch die weit geöffnete Kluft zwischen den protestantischen und den kaiserlichen Bestrebungen das Verständnis für die Weltlage und zugleich durch die dem Schmalkaldischen Bunde zugewachsene Macht die Zuversicht gekommen sei, nach dieser neuen Einsicht bis zu einem gewissen Punkte zu handeln. Freilich auch jetzt nur bis zu einem gewissen Punkte.

Denn der Bündnisentwurf, welcher der Gesandtschaft mitgegeben wurde, steht doch wieder in einem gewissen Widerspruche zu den in der sächsisch-hessischen Instruktion entwickelten Gedanken. Sehr verständlich ist, daß der Zweck des Bündnisses nur in gegenseitigem Schutz bestehen sollte, damit die Verbündeten „soviel friedlicher und fester bei einander sitzen und leben, bei unser aller hergebrachten Ehren, Würden und Freiheiten soviel besser und ruhiger bleiben mögen“. Dieser defensive Zweck wird nur in allgemeinen, sich wesentlich wiederholenden Wendungen bezeichnet. Bestimmt in den Vordergrund gestellt wird nur ein Punkt: kein Teil soll ohne Wissen und Willen des andern in das Konzil willigen. Wenn ein Teil „dahin gedrungen werden wollte, solch Konzil wider unser aller Wissen und Willen zu besuchen“, oder wenn er zum Gehorsam gegen die Beschlüsse desselben gezwungen werden sollte, „alsdann sollen wir deshalben wider einander mit Worten und Werken nichts thun“. Ferner werden Dänemark und die deutschen Verbündeten in keiner Weise irgend einen Angriff auf Frankreich oder eine Beschädigung desselben unterstützen; auch wollen sie im Fall eines ungerechten Angriffs auf Frankreich dasselbe nicht hindern, Knechte in ihren Landen zu werben. „Und hierinnen wollen wir, die obengenannten Kurfürsten und Fürsten niemand ausgenommen haben, denn die Kaiserliche Majestät unsern allergnädigsten Herrn in Händeln und Sachen, das heilige römische Reich deutscher Nation und dessen Freiheiten belangend.“ Dagegen wird der König von Frankreich und seine Nachkommen Deutschland und Dänemark gegen alle Feinde nicht verlassen,

sondern sie, ihre Freiheiten und Herkommen mit höchstem Vermögen schützen und der großen Entfernung wegen auf ihr Begehren eine gewisse Summe Sonnenkronen in einer bestimmten deutschen Stadt erlegen*).

Man sieht, dieser Entwurf (den aber die Gesandten dem Könige nicht mitteilen, ja nicht einmal verraten sollten, daß sie etwas derartiges hätten) hielt sich in den Grenzen so ängstlicher Vorsicht und Passivität, daß eine ernstliche Wirkung von einem solchen Bündnisse nicht erwartet werden konnte. Vor allem ließ sich kaum denken, daß Frankreich unter den gegenwärtigen Umständen auf einen Vertrag eingehen würde, der ihm in unerfreulicher Erinnerung an den Wahlbund von 1532 eine sofortige Geldzahlung zumutete, ihm aber fast nichts verhieß. Denn die Werbung deutscher Knechte hatte es auch bisher in allen Kriegen mit dem Kaiser erreicht und die etwaige größere Bequemlichkeit derselben wurde durch die Ausnahme des Kaisers aufgehoben. Freilich wollten die deutschen Fürsten den Kaiser nur in Reichssachen ausnehmen; da sich aber die Kämpfe zwischen ihm und Frankreich stets um Mailand drehten, welches ebenso wie Savoyen dem Namen nach zum Reiche gehörte, so konnte Frankreich nie sicher sein, ob ihm der engbegrenzte Beistand wirklich werde geleistet werden. Endlich wurde der Antrag eines so verklausulierten Bündnisses jetzt außer von Dänemark nur von einigen, freilich sehr einflußreichen Fürsten des Schmalkaldischen Bundes gestellt, die aber doch ohne Zustimmung ihrer Mitverwandten nie thätig werden konnten, soweit an Thätigkeit überhaupt gedacht wurde. Immerhin mochten diese Verhandlungen wenigstens dazu beitragen, König Franz vom Eingehen auf die gegen die Protestanten gerichteten Wünsche des Kaisers abzuhalten. Am 10. Juni schrieb er dem Landgrafen, er werde durch den Papst in aller Weise zum Frieden mit dem Kaiser im Interesse der Christenheit und ihrer

*) Konzept im Marburger Archiv.

Vereinigung gegen den Türken gedrängt; unter ehrenhaften Bedingungen sei er ja immer zu diesem Frieden geneigt gewesen, zu dem sicherlich auch der Landgraf und seine Freunde raten würden. Ehe er aber einen weiteren Schritt thue, habe er den Landgrafen von seiner Absicht in Kenntnis setzen und versichern wollen, daß er bei keinerlei Vertrag seine deutschen Freunde und Verbündeten vergessen und nie etwas thun werde, das ihnen zum Nachteil gereichen könne. Der Ueberbringer dieses Schreibens, Herr de la Fosse, werde dem Landgrafen darüber genauere Mitteilungen machen.*)

*) Französisches Original im Marburger Archiv.

Der Frankfurter Anstand.

Erst jetzt wird der Leser recht verstehen, wie sehr dem Kaiser daran liegen mußte, die Welt glauben zu machen, in Aiguesmortes sei ihm eine vollkommene Verständigung mit König Franz gelungen. Für den Gang der deutschen Bewegung hing gar viel davon ab, daß die Schmalkaldener sich mit der Besorgnis erfüllten, der Kaiser habe für die Ausführung seiner Absichten gegen sie von Frankreich keine Behinderung mehr zu fürchten. Nun aber konnte es in gar keiner Weise der Wunsch des Königs Franz sein, ehe er vom Kaiser irgend etwas positives erreicht hatte, sich der wertvollen Anlehnung an die deutschen Protestanten berauben zu lassen. In den Verhandlungen hatte denn auch der Kaiser auf die Wiederholung seines alten Begehrens, daß der König ihn gegen die deutschen Ketzer unterstütze, verzichten müssen. Ueberdies hatte er eben erfahren, zu einem wie kümmerlichen Ergebnisse der große Plan Helds zusammengeschrumpft war. Was ließ sich von diesem katholischen Bunde hoffen, der gar nicht daran denken konnte, der mächtigen Schmalkaldischen Gemeinschaft die Spitze zu bieten? Die Welt zeigte dem Kaiser nichts als unermeßliche Schwierigkeiten. Er mußte darauf Bedacht nehmen, auf irgend eine Weise mit Frankreich in einem erträglichen Verhältnisse zu bleiben; das

konnte aber nur gelingen, wenn es im Reiche still blieb, und im Reiche konnte es nur still bleiben, wenn man einen ganz andern, als den von Held beschrittenen Weg einschlug. Zu einer gewaltsamen Niederwerfung des deutschen Protestantismus ließ sich Frankreichs Beistand niemals hoffen, wohl aber zu einem Versuche, durch friedliche Verhandlungen die Schroffheit der religiösen Gegensätze zu mildern. Denn eine solche Milderung lag doch auch sehr im französischen Interesse.

Wir wissen nicht, wie und durch wen dieser neue Gedanke unter den beiden Mächten gefördert worden ist; wenn aber selbst Held, wie wir sahen, gegen Morone schon im Oktober 1537 die Notwendigkeit betont hatte, die Gegner durch gewisse Konzessionen zu beschwichtigen, wenn, wie wir weiter sehen werden, selbst Ferdinand bei all seinem Eifer und mitten in seinen Bemühungen für den katholischen Bund nicht abgeneigt war, auf die von Brandenburg angeregten freundlichen Verhandlungen mit den Schmalkaldenern einzugehen, so verstehen wir, daß auch der Kaiser solchen Ideen nicht unzugänglich bleiben konnte. Seine nächste und dringendste Aufgabe war und blieb ja doch der Kampf gegen den Türken; zu demselben hatte er sich gegen den Papst und Venedig verpflichtet; zu demselben trieb ihn die Not seiner spanischen und italienischen Länder. Wie sollte er aber die Kräfte dafür finden, wenn die Dinge im Reiche noch länger der bedrohlichen Richtung folgten, in welcher sie sich seit dem Februar 1537 bewegten?

Man irrt, wenn man bei dem Kaiser immer klare, bis in ihre letzten Konsequenzen ausgedachte Pläne voraussetzt (es kommt das ja überhaupt in der Politik wie im Kriege viel seltener vor, als manche annehmen); nur sehr selten ist er vielmehr in der Lage gewesen, solche Pläne zu verfolgen, sondern meistens genötigt gewesen, sich durch die zwingende Not der Verhältnisse hindurch zu winden, die Dinge hinzuhalten, Zeit zu gewinnen. Nicht mehr wollte es bedeuten, wenn er jetzt mit Frankreich übereinkam, zu versuchen, ob man die

Abtrünnigen nicht auf freundschaftliche Weise heranziehen könne.*) Diese bemerkenswerte Wendung der kaiserlichen Politik mußte sofort auf das Schicksal des katholischen Bundes zurückwirken. Hatte Karl nie viel von ihm erwartet, so erschien er ihm jetzt in jeder Hinsicht unbequem, zumal, seitdem er wußte, wie außerordentlich die Kunde von seiner Entstehung die Schmalkaldener aufregte.

Schon wenige Wochen nach dem Speierer Tage erfüllte sich die deutsche Luft mit höchst bedrohlichen Gerüchten. Während die Teilnehmer an jener Versammlung nur auf vorsichtige Defensive sannen, traute man ihnen die gefährlichsten Absichten zu: zunächst, hieß es, solle Augsburg niedergeworfen werden. Anfang Mai schrieb der Landgraf an diese Stadt, da sich „die Läufe so irrig und sorglich erzeigen," so möchte es sich empfehlen, neben anderen Vorbereitungen auch Zürich, Bern und Basel im Falle der Not um Beistand anzugehen.**) Der sonst so beruhigte Kurfürst von Sachsen sah die Lage fast noch schwärzer. Er glaube, schrieb er dem Landgrafen am 10. Mai, der Kaiser und sein Bruder hätten es auf ihre und ihrer Mitverwandten Verjagung von Land und Leuten abgesehen. Sobald ihnen das gelungen sei, würden sie darauf denken, „wie sie das heilige Reich zu einem erblichen Reich und Monarchie bringen möchten." Dann wäre es um das ganze Reich, das göttliche Wort und des Reiches Freiheit geschehen. Wenn der Landgraf, als jetzt regierender Hauptmann, eine Berufung der Kriegsräte oder der gesamten Stände des Bundes nötig finde, werde er kommen. So gefährlich schienen

*) Karl an Marie den 18. Juli: a este advise de en premier lieu persuader aux desvoyez de nostre ancienne religion, de se reduire et accorder amyablement. (Lanz 2, 287). Covos und Granvelle verabredeten das mit dem Kardinal von Lothringen und dem Connetable Montmorency, also zwei eifrigen Vertretern der katholischen Richtung in Frankreich.

**) Politische Korrespondenz 2, 481 ff.

nun dem Landgrafen doch die Dinge nicht; er erwiderte, eine Berufung der Kriegsräte sei noch nicht nötig.*)

Beide thaten die geeigneten Schritte, um sich zuverlässige Informationen über die Zwecke der katholischen Liga zu verschaffen. Der Kurfürst schrieb an Herzog Wilhelm von Baiern, der Landgraf an König Ferdinand und Held. Herzog Wilhelm antwortete schon am 27. Mai, er habe seit einiger Zeit erfahren, daß sich der Kurfürst und seine Religionsverwandten entschlossen hätten, „den Krieg vorzunehmen und den Anfang zu machen." Dem Kurfürsten habe er das nicht zugetraut; seitdem aber seine widerwärtigen Nachbarn (Württemberg und Augsburg) in den Schmalkaldischen Bund gezogen worden und ein tägliches Gewerbe nach Hauptleuten und Reisigen stattfinde, sei er in die Notwendigkeit gekommen, sich zur Verteidigung seiner Lande und Rechte in Stand zu setzen. Nur seine Mißgönner könnten ihm Angriffspläne gegen den Kurfürsten oder andere Schuld geben; er werde nichts gegen den Nürnberger Frieden unternehmen. Der Kurfürst erwiderte, ihm und seinen Bundesgenossen liege nichts ferner, als ein Angriffskrieg; ihre Einung sei lediglich „auf notwendige Gegenwehr und Rettung gerichtet." Ganz in demselben Sinne erklärte sich Herzog Wilhelm durchaus der Wahrheit gemäß am 21. Juni über Natur und Zweck des jetzt abgeschlossenen Nürnberger Bundes. Derselbe sei „auf der kaiserlichen und königlichen Majestäten Verordnen und Befehl" als „ein christliches Verständnis und Bündnis" lediglich zu dem Zwecke gegründet, „daß wir vermöge des jüngst zu Augsburg gemachten Reichsabschiedes bei unserer christlichen Religion auch gemeinem Landfrieden unvergewaltigt und unbetrübt bleiben, auch wider den mit Euer Liebden und anderen protestierenden Ständen zu Nürnberg gemachten Friedstand nichts gehandelt werde, und steht also dieses Bündnis allein zur Gegenwehr."

*) Marburger Archiv.

Inzwischen hatte auch der Landgraf von König Ferdinand Antwort erhalten, welche ohne Zweifel mit der des Herzogs Wilhelm übereingestimmt haben wird. Aber der Kurfürst schrieb trotz alledem am 30. Juni, Ferdinands Brief scheine aus „lauter gefärbten Worten, wie an den Orten der Gebrauch ist," zu bestehen; er meine, es sei gar nicht darauf zu vertrauen. Auch in Kadan und Wien habe man den Protestanten „viele und überschwengliche Erbietungen" gemacht, aus denen aber gar nichts geworden sei. Auch dem Berichte des Herzogs Wilhelm, meinte er, sei nicht ganz zu glauben, obwohl er zugeben mußte, Helds Pläne schienen nicht ganz gelungen zu sein. Der Landgraf aber folgerte aus dem Schreiben des Herzogs, jetzt hätten die Protestanten mehr als je das Recht, sich mit Frankreich und England zu verbinden, eine Ansicht, welcher der Kurfürst vollkommen zustimmte. Zunächst regte der Landgraf eine gemeinsame Interpellation an Herzog Georg an, ob er in dem von ihm in Nürnberg eingegangenen Bündnis sie beide kraft der alten Erbeinigung ausgenommen habe, woraus sich dann eine gereizte Korrespondenz entwickelte. *)

Die Besorgnisse der Protestanten wurden noch beträchtlich gesteigert, als sie Ende Juli ungenaue Nachrichten über den zwischen dem Kaiser und König Franz abgeschlossenen Frieden erhielten. Namentlich der Kurfürst befürchtete, König Franz möchte sich dem Kaiser gegen die Protestanten verpflichtet haben. Die Dinge nahmen allmählich einen so bedrohlichen Charakter an, daß sich Königin Marie veranlaßt fühlte, beruhigend einzugreifen. Bereits Anfang Juni schickte sie einen ihrer vertrauten Räte, Naves, an den Landgrafen, um mit diesem gefürchtetsten Haupte der Ketzer eine Anknüpfung zu versuchen. Der Landgraf erklärte sich außerordentlich entgegenkommend: nicht allein gegen den Türken würden er und die Seinigen dem Kaiser allen erwünschten Beistand leisten, sondern auch

*) Marburger und Dresdener Archiv.

dafür sorgen, daß er zu geringen Kosten in Deutschland ein Heer von 40—50 000 Mann gegen Frankreich aufbringe, wenn er ihnen nur einen ständigen und satten Frieden gewähre. Da sie aber von den verschiedensten Seiten gehört, daß der Kaiser sie überziehen wolle, hätten sie sich dagegen natürlich versichern müssen; auch durch Verhandlungen mit Frankreich. Ganz besonders erhob er lebhafte Beschwerde über Helds Treiben. Während sie vom Kaiser ein freundliches Entgegenkommen erwartet hätten, sei ihnen Held auf dem Schmalkaldener Tag so begegnet, daß er „die Sachen ganz umgestülpt, dermaßen, daß sie alle erschrocken gewesen, als ob man sie vor den Kopf geschlagen." Seitdem habe es Held noch ärger gemacht und bei verschiedenen Ständen des Reichs für den Kaiser geworben mit der Erklärung, kaiserliche Majestät sei des Willens, die protestierenden Stände des Reichs zu strafen und zu überziehen. Königin Marie konnte daraufhin nicht wohl weiter gehen, ohne von dem Bruder ermächtigtigt zu sein. Erst nach einigen Monaten *) sandte sie Naves zum zweitenmale zum Landgrafen. Er bekam vor allem den Auftrag, zu erklären: wenn der Landgraf und seine Verbündeten durch die Praktiken Helds mit dem Verdacht erfüllt worden seien, daß der Kaiser sie überziehen wolle, so wisse die Königin genau, daß Held einen solchen Auftrag nicht gehabt habe, daß nur böswillige Erfindungen sie mit solcher Besorgnis erfüllen könnten. Der Kaiser wolle nicht Krieg oder Unruhen in Deutschland, wünsche vielmehr alles in Milde und Güte beizulegen.

Aber selbst diese Erklärungen, welche allerdings Held mehr zu desavouiren schienen, als sie wirklich thaten, *) konnten die

*) Lanz, Staatspapiere, wo S. 255 ff. der Bericht von Naves über seine erste Verhandlung mit dem Landgrafen, setzt S. 270 diese zweite Verhandlung in den November; da aber der Kurfürst von Sachsen dem Landgrafen bereits am 13. September über dieselbe schreibt, muß sie vielmehr Ende August oder Anfang September stattgefunden haben.

**) Denn keineswegs wurde damit der Auftrag Helds, den katholischen Bund zu bilden, in Abrede gestellt, sondern nur, daß der Kaiser ihn zu

aufgeregten Gemüter noch nicht beruhigen. In einem vertraulichen Schreiben an den Landgrafen vom 13. September hielt Kurfürst Johann Friedrich daran fest, „daß es gewißlich darauf stehen soll, daß man uns auf künftigen Frühling wolle überziehen und bekriegen." Der Kaiser werde dazu mit einer stattlichen Zahl spanischen Kriegsvolks nach Deutschland kommen. Allerdings habe ja Königin Marie durch Naves die Versicherung erteilen lassen, der Kaiser hege keine derartigen Absichten und habe an Helds Praktiken keinen Gefallen; aber alle Umstände stimmten so zusammen, daß man auf böse Absichten der Feinde schließen müsse. Der Landgraf möge dem allem nachdenken. „Stille zu sitzen," schloß der Kurfürst, „und des Backenstreichs oder des Widerteils Vorsprung zu erwarten will schwer sein; aber demselben zuvorzukommen will auch nicht geringe Bedenken haben." Der Kurfürst wurde zu dieser ängstlichen Ansicht jetzt besonders dadurch geführt, daß Zeitungen aus England und Oesterreich ihn mit der Besorgnis erfüllten, der Kaiser habe König Franz zu der Verpflichtung bestimmt, ihn nicht nur gegen den Türken, sondern auch gegen alle andern Feinde zu unterstützen, worunter natürlich die Protestanten verstanden würden*). Des Kaisers Ausstreuung, er habe sich mit König Franz aufs innigste verbunden, trug darin gute Frucht.

Die so oft in früheren Jahren vom Landgrafen aufgeworfene Frage, ob man den Angriff der Gegner abwarten oder ihm zuvorkommen solle, wurde jetzt also vom Kurfürsten, und zwar wiederholt, gestellt. Der Landgraf, als jetzt regierender

---

Schritten ermächtigt habe, aus welchen der Verdacht entstehen könnte, er wolle mit Waffengewalt gegen die Protestanten vorgehen.

*) Kurfürst an Landgraf 30. August. Auch am 17. September sah er die Dinge noch so an: aus der Relation ihrer von Frankreich zurückgekehrten Gesandten ersehe er, daß das Gemüt des Königs Franz durch die Zusammenkunft mit dem Kaiser sehr geändert sei; er fürchte, daß unter ihnen „ein sonderlicher Verstand" abgeschlossen worden sei. (Marburger Archiv.)

Hauptmann des Schmalkaldischen Bundes, gab darauf eine eingehende Antwort. Er könne wohl glauben, schrieb er am 25. September, daß an dem feindlichen Vorhaben etwas sei, ob es aber ganz gewiß sei, stehe doch noch in Zweifel. Ein Angriff des Türken könne alle schlimmen Anschläge vereiteln. Ehe man einen Entschluß fasse, müsse man die feindlichen Absichten so genau kennen, daß man die ganze Welt davon überzeugen könne; denn sonst „würden wir einen großen Abfall und Abgunst aller Menschen und Potentaten, auch unserer eigenen Unterthanen, auf uns laden.“ Sodann entstehe die große Frage: woher das Geld zu einem Kriege nehmen? Die Stände des Bundes seien überhaupt langsam im Zahlen. Die dreizehn Stimmstände müßten den Krieg einmütig oder doch wenigstens durch Mehrheit bewilligen und beschließen, daß das Geld sofort durch Einzahlung von sechs Monatsraten gesichert werde; sonst könnten sie beide mit dem Kriegsvolk in große Not kommen. Ferner müsse man die Sache so heimlich behandeln, daß man sich der deutschen Knechte versichere, damit die Feinde auf Spanier und Italiener angewiesen blieben, welche in der Schlacht schlecht stand hielten und dem deutschen Kriegsvolke von Natur verhaßt wären. Trotz alledem würde es ein „gar beschwerlicher, harter und sorglicher Krieg“ sein; denn entweder falle man ins Oberland ein: dann ständen Sachsen und Hessen dem Feinde offen; oder man überziehe Herzog Heinrich und den Bischof von Magdeburg: dann wären Württemberg und die oberländischen Städte dem Feinde preisgegeben. Am besten würde wohl sein, in die Lande der Herzoge Heinrich und Georg zu fallen, und sobald dieselben erobert, ins Oberland zu ziehen. Da müsse man aber doch bedenken, welche Macht den Protestanten gegenüber stehe: Der Kaiser, König Ferdinand, Frankreich, Polen, Italien, Böhmen, alle katholischen Fürsten des Reichs, die katholischen Eidgenossen, Portugal und Venedig. Sei es nicht doch besser, nach einem „leidlichen, ehrlichen Frieden und Vertrag“ zu streben? Das

beste würde sein, wenn Gott einen beständigen leidlichen Frieden schenkte. „Denn der Krieg ist ungewiß, aber der Friede gewiß." Wie schreckliche Folgen müsse ein solcher Krieg für das innere Leben deutscher Nation haben! Sehr nachdrücklich gegen die Offensive des Schmalkaldischen Bundes erklärte sich Jakob Sturm in wiederholten ausführlichen Erörterungen, welche er auf die Frage des Landgrafen an diesen richtete; nichtsdestoweniger kam der Landgraf noch am 28. Oktober darauf zurück, wie beschwerlich es doch sei, solange zu warten, bis die Gegner ihren Vorteil ersehen. *)

Ist es nicht ein wunderliches Schauspiel, so beide Teile mit der gleichen Besorgnis vor einander erfüllt zu sehen? Ein jeder fürchtet von dem andern angegriffen zu werden, während beide nur Verteidigung beabsichtigen, und diese Furcht treibt dem Gegenteile von dem entgegen, was man will. Ganz besonders eigentümlich aber berührt es, die Schmalkaldener, nachdem sie während des Kriegs zwischen dem Kaiser und Frankreich stillgesessen haben, in demselben Moment in unruhige Bewegung kommen zu sehen, wo diese beiden die Waffen niederlegen, für sie also die zwei Jahre lang bestandene Gunst der europäischen Lage aufhört. Trotz allen Sendungen, Korrespondenzen und Beratungen sind sie über den wahren Stand der Dinge schlecht unterrichtet. Sie fürchten das ärgste von dem ohnmächtigen katholischen Bunde, obwohl die Häupter desselben ihnen den ausschließlich defensiven Charakter desselben nachdrücklich beteuern; sie fürchten einen Angriff des Kaisers trotz den Versicherungen der Königin Marie in demselben Augenblicke, wo er mit König Franz eine friedliche Behandlung verabredet hat, und sie bleiben in ängstlicher Aufregung auch dann noch, als die Glieder des katholischen Bundes verzagt die

---

*) Jakob Sturm an den Landgrafen 13. Juni und 11. Oktober. Politische Korrespondenz 2, 499 und 521. Ebendort ein reiches Material zur Beleuchtung der deutschen Dinge im Sommer und Herbst 1538.

Hände sinken lassen, weil sich der Kaiser gegen sie in unbegreifliches Schweigen hüllt.

Denn so wie wir die wirkliche Lage des Kaisers kennen, verstand es sich für ihn von selbst, daß er an den ohnmächtigen Nürnberger Bund keine Kraft verschwenden mochte. Er fand es aber auch nicht nötig, sich darüber zu erklären, sondern ließ die Sache einfach schlafen. Freilich hatte er ja auch, als er Ende Juli nach Spanien zurückgekehrt war, alle Hände voll zu thun; aber für diejenigen deutschen Fürsten, welche infolge seiner Aufforderung den katholischen Bund geschlossen hatten, war sein Schweigen nichtsdestoweniger im höchsten Grade peinlich, am meisten für Herzog Heinrich von Braunschweig, der ja mit dem größten Eifer auf die Sache eingegangen war. Da er auch von Held nichts hörte, schickte er Mitte Oktober an ihn einen Boten mit dem Auftrage, zu erforschen, wie es eigentlich mit der Sache stehe. Er erwarte, schrieb er in der Instruktion für denselben, Helds Ankunft „so begierig, wie die Altväter in der Vorhölle der Erlösung erwartet haben." Von großen Potentaten werde ihm geschrieben, Held sei beim Kaiser in Ungnade gefallen, was er aber gar nicht glauben könne. Allerdings sei es ihm auffällig, daß König Ferdinand das im Juni geschlossene Bündnis erst vor ungefähr einem Monate habe besiegeln lassen. Ein so langer Verzug müsse Bedenken erregen; er könne es nicht verstehen. Die andern Bundesgenossen hätten wenig Glauben daran, daß es dem Kaiser Ernst damit sei, etwas gegen die Lutherischen vorzunehmen, „anders dann daß man beide Teile gern mit den Haaren zusammenknüpfen wollte." Sie wollten nicht eher an des Kaisers Ernst glauben als bis sie sein Mandat zur Bestätigung des christlichen Bündnisses sähen; gegen dasselbe würden so viele Praktiken getrieben, daß ihnen das Herz verzage. Er habe sich nur des Kaisers und des Reichs wegen auf die Sache eingelassen, und jetzt sitze niemand tiefer im Bade, als er und Held; aber er wolle bis zum Ende standhaft bleiben in der Zuversicht, daß

ihm der Kaiser wohl aus diesem Bade helfen werde. Leider beeilten sich die Bischöfe, für welche Held gut gesagt habe, gar nicht, wollten erst sehen, ob der Kaiser oder die Lutherischen die Oberhand behielten: „Die wollte Se. Fürstl. Gnaden lieber strafen helfen als die Lutherischen." Auch der Kurfürst von Mainz werde von den andern Kurfürsten korrumpiert und wolle „das Brett am dicksten Ort nicht bohren helfen"*).

Dieser Kurfürst Albrecht war seinerseits in großen Sorgen. „Unsere Sache schläft," klagte er Herzog Heinrich am 7. Oktober, „und weiß niemand, ob es gehauen oder gestochen ist." Held liege versteckt bei Worms, wolle von nichts wissen, schreibe niemand, während Briefe vom Hofe der Königin Marie meldeten, er sei in großer Ungnade beim Kaiser. Am 19. November antwortete Held auf die Fragen Herzog Heinrichs, bald solle er alles hören. „Ich bin in guter Hoffnung, es sollen die Sachen recht von statten gehen, obwohl Kaiserliche Majestät etwas langsam ist." Weiter wisse er jetzt nichts zu melden. Dagegen mußte er am 5. Dezember dem Herzoge Ludwig von Baiern gar böse Dinge mitzuteilen: Der Herzog dürfe nicht zweifeln, daß der Landgraf und Herzog Ulrich „einen Zug auf nächsten Frühling zu thun vorhaben und werden unterstehen, denselben so zeitlich als immer möglich anzufangen." Sie ständen in großer Rüstung, gewönnen auch früher kaiserlich Gesinnte und hofften im nächsten Jahr allem nach ihrem Wunsch ein Ende zu machen und dann selbst Herren und Meister zu sein. Der Schmalkaldische Bund werde sich anfangs zurückhalten, bis er den Erfolg sehe, unterdessen aber heimlich so viel als möglich rüsten. „Sie haben große und in ihrem Sinne gewisse Anschläge der ganzen deutschen Nation gewaltig zu werden." Jetzt mußte Held wissen, daß des Kaisers Politik auf etwas ganz anderes gerichtet sei, als was er mit diesem

---

*) Instruktion Herzog Heinrichs vom 15. Oktober im Marburger Archiv (Akten Herzog Heinrichs d. Jüng.).

unwahren Briefe trieb; es war eine unverantwortliche Hetzerei. Er behauptete, der gefährlichen Anschläge der Gegner gewiß zu sein, er fürchte nur, man werde zu spät dazu thun; deshalb werde er zum Kaiser nach Spanien postieren in der Hoffnung, etwas gutes bei ihm auszurichten*).

Endlich am 17. Dezember gestand er Herzog Heinrich die Wahrheit: bis zur Stunde sei vom Kaiser kein Bescheid noch Resolution gekommen. Obwohl er über alle Sachen „vorlängst mehr als überflüssig" an den Kaiser berichtet habe, fordere derselbe wiederholt sein persönliches Erscheinen. Aus andern Briefen vom kaiserlichen Hofe entnehme er, man werde ihm gern die Schuld zumessen wollen, wenn er die Reise nach Spanien nicht machte und ein Unrat im Reich entstände; so wolle er denn in Gottes Namen die Reise antreten, da er immer vor andren geplagt sein müsse und an dieser Sache (dem katholischen Bunde) zum höchsten gelegen sei. Er hoffe, den Kaiser bald anzutreffen und etwas gutes auszurichten, auch bald zurückzukehren. Indessen möge der Herzog an den Kaiser schreiben und ihm die Dringlichkeit von Helds Rückkehr ans Herz legen, auch die übrigen Mitglieder des Bundes veranlassen dasselbe zu thun**).

Sollte man es für möglich halten, daß der Kaiser seinem Vizekanzler damals noch keinerlei genauere Mitteilung über die Wendung seiner Politik gemacht habe, daß er ihn in der alten verlassenen Richtung fortgehen ließ? Jedenfalls läßt sich schwer annehmen, daß Held von der Entscheidung erfahren habe, welche der Kaiser im November für den Gang seiner deutschen Politik getroffen hatte, wenn er auch unmöglich sich darüber täuschen konnte, was es zu bedeuten hatte, daß der Kaiser fast ein halbes Jahr auf seine Meldung vom Abschlusse des katholischen

*) Die Briefe des Kurfürsten Albrecht und Helds an Herzog Heinrich im Wolfenbüttler, das Schreiben Helds an Herzog Ludwig im Marburger Archiv.

**) Wolfenbüttler Archiv.

Bundes in absolutem Schweigen verharrt war. Ehe wir jedoch dem Gange dieser deutschen Angelegenheiten weiter folgen können, müssen wir uns zu dem Kaiser nach Spanien versetzen, da von dem, was dort geschah, doch sein gesamtes Verhalten wesentlich abhing.

Nicht nur, weil er durch das Bündnis mit dem Papste und Venedig dazu verpflichtet war, sondern seiner eigenen dringendsten Interessen wegen waren die Gedanken des Kaisers vollständig, wie er seinem Botschafter in Rom schrieb*), von dem Unternehmen gegen den Türken ausgefüllt. Alle seine diplomatischen Verhandlungen, alle finanziellen Maßregeln zielten lediglich darauf ab, die große Expedition womöglich im Frühling 1539 mit imposanter Macht zur Ausführung zu bringen. Die Freundschaft mit König Franz mußte zu dem Zwecke auf das sorgfältigste befestigt werden, damit der König, wenn auch nicht, was freilich das wünschenswerteste gewesen wäre, sich selbst an dem Unternehmen beteilige, wenigstens demselben keinerlei Schwierigkeiten bereite. Zunächst schien in der That von französischer Seite alles wünschenswerte zu geschehen. Als endlich am 12. August die Gesandtschaft der Schmalkaldener bei König Franz Audienz erhalten hatte, um ihre Bitten in betreff des Konzils und eines Verteidigungsbündnisses vorzutragen, beeilte sich der König dem kaiserlichen Botschafter darüber eingehende Mitteilung zu machen, dem er ebenso die eifrigen Bemühungen König Heinrichs anvertraute, die politischen Beziehungen wieder intimer zu gestalten. Nach beiden Seiten wollte der König Antworten gegeben haben, wie sie der Kaiser nur wünschen konnte. Nichtsdestoweniger beschäftigte diesen auch das Verhältnis zu England angelegentlich. Der Plan, König Heinrich durch eine Doppelheirat nahe heranzuziehen, gewann im Sommer 1538 neues Leben: über die Vermählung des Königs mit der Herzogin-Witwe von Mailand, Karls Nichte,

*) Karl an Graf Aguilar 7. September. Gayangos VI. 1, 35.

und seiner Tochter Marie mit dem portugiesischen Infanten Dom Luis wurde zuerst in England, dann am Hofe der Königin Marie eifrig verhandelt. Ein befriedigender Abschluß ließ sich freilich weder mit der einen noch mit der andern Macht so bald, als der Kaiser gewünscht hätte, erreichen; ja es währte nicht lange, so traten auf französischer Seite wieder italienische Wünsche hervor, welche neue Trübungen der Freundschaft fürchten ließen. Der Kaiser erkannte, daß er seine Rüstungen von französischen Stimmungen nicht abhängig machen dürfe, sondern sie so einrichten müsse, daß er jedenfalls ohne französischen Beistand auf einen Erfolg hoffen könne.

Das erforderte nun aber gewaltige Anstrengungen. Nach einer Erklärung, welche der Kaiser im Oktober aufsetzen ließ, müsse das Heer wenigstens aus 60 000 Mann zu Fuß (30 000 Deutschen, je 15 000 Spaniern und Italienern) und 5000 Reitern, die Flotte wenigstens aus 200, vielleicht 300 Galeeren bestehen *). Für die Rüstungen zur See wurden bereits Anfang September die nötigen Befehle nach den Niederlanden und an sämtliche spanische Häfen erteilt. Der Kaiser wurde nicht müde, sowohl Venedig, als namentlich dem Papste zu beteuern, seine ganze Seele verlange nach diesem Entscheidungskampfe mit den Ungläubigen, in dem er selbst den Oberbefehl führen werde. Da war nun aber die große Frage: woher die Geldmittel für ein so gewaltiges Unternehmen bekommen, nachdem die Finanzen des Kaisers durch den seit Frühling 1535 fast ununterbrochen geführten Krieg aufs äußerste waren erschöpft worden. Allerdings wußten die Freunde des Kaisers in Deutschland schon im März gar wunderliche Dinge zu erzählen von einer fabelhaften Masse Goldes, welche aus Peru gekommen sein sollte **),

*) Am 3. November schlossen die drei beteiligten Mächte in Rom ein Abkommen, welches die angegebene Stärke der Expedition festsetzte. Gayangos p. 53 ff.

**) Held schrieb dem Kurfürsten von Trier von einer „merklich großen summa gelds aus den Indien" (Wiener Archiv) und Scheurl, der sich

aber an Karls Hofe war von einem solchen Märchenglück nichts zu spüren. Allerdings äußerte der Kaiser später gegen den venezianischen Botschafter, er denke den Türkenkrieg hauptsächlich mit indischem Golde zu bestreiten*), aber in Wirklichkeit mußten doch die europäischen Gebiete dafür energisch in Anspruch genommen werden. Namentlich trug sich der Kaiser mit dem Plane einer großen Finanzoperation in Spanien.

Wir erinnern uns, wie er zu Ende des Jahres 1526 den außerordentlichen Schritt gethan hatte, um von Castilien größere Mittel zu bekommen, nicht nur wie gewöhnlich die Vertreter der privilegierten siebzehn Städte, sondern auch hohen Adel und Klerus zu Cortes zu berufen (2, 662 f.). Obwohl nun dieser Versuch vollständig gescheitert war, griff dennoch der Kaiser jetzt zu demselben Mittel und berief am 6. September Granden, Prälaten und Prokuradoren auf Mitte Oktober nach Toledo. Am 1. November ließ er zuerst den Granden, welche sich in beträchtlicher Zahl zusammengefunden hatten, am nächsten Tage den Prokuradoren eine ausführliche Darstellung über die Lage des Reichs vorlesen**). Er betonte darin zunächst die

---

überhaupt von den kaiserlichen Agenten die seltsamsten Dinge aufbinden ließ und sie dann geschäftig über Deutschland verbreitete, wußte von acht oder gar zehn Millionen Goldes zu erzählen, welche der Kaiser aus Peru erhalten haben sollte. (Briefbuch 2, 202 f.)

*) Venezianische Depeschen vom Kaiserhofe S. 240.

**) Gedruckt Sandoval 2, 356 ff. Mit der vielfach konfusen Darstellung Sandoval's stimmen die ausführlichen Mitteilungen Sepulveda's 2, 65 ff. in manchen Einzelheiten nicht überein. Ein aktenmäßiger Bericht über diese wichtige Versammlung, wofür doch nach Danvila 2, 115 die Materialien in Spanien keineswegs zu mangeln scheinen, fehlt bis jetzt. Nur über die Verhandlungen der Granden hat Cánovas del Castillo nach den gleichzeitigen Aufzeichnungen des Grafen von Coruña in der España moderna, Januar 1889, S. 96 ff. eingehende Mitteilungen gemacht. Die eigentümlichen Ansichten, welche Häbler, „Die wirtschaftliche Blüte Spaniens im 16. Jahrhundert", über diese Cortes und den Wunsch Karls, ihre Macht zu vergrößern, vorgetragen hat, sind von Bernays, „Zur inneren Entwicklung Castiliens unter Karl V." (in Quidde's Zeitschrift 1, 388 ff.) widerlegt worden.

Notwendigkeiten, welche ihn wiederholt sehr gegen seinen Wunsch zu längerer Abwesenheit von Spanien gezwungen hätten. Er beteuerte wie immer seine Unschuld an den Kriegen mit Frankreich und lenkte den Blick der getreuen Castilianer vornehmlich auf das, was er namentlich in den letzten neun Jahren zur Abwehr des furchtbaren Feindes der Christenheit, des Türken, habe thun müssen. Durch diese ununterbrochenen Anstrengungen für auswärtige Kämpfe seien nun aber die Finanzen in äußerste Verwirrung geraten. „Die Kosten," hieß es, „sind so groß und maßlos gewesen, daß sie gar keine Schätzung zulassen." Um sie zu decken haben weder die Bewilligungen aller seiner Reiche, noch die Einkünfte der königlichen Domänen, noch das ausgereicht, was der Papst an Kreuzzugsbullen, Zehnten und sonst gewährt hat. Der König hat von seinem Besitz und Einkommen große Summen verkaufen und verpfänden müssen, aber auch das hat nicht genügt; denn er hat gewaltige Summen leihen müssen, die er nicht zurückzahlen konnte, und durch die hohen Zinsen für dieselben wächst die Schuld fortwährend. Wenn er auch einen großen Teil von dem, was ihm noch geblieben ist, verkaufen oder verpfänden wollte, könnte er die Schuldenlast dennoch nicht abwerfen. Das, was er jetzt noch einzunehmen hat, genügt nicht einmal für die ganz gewöhnlichen Bedürfnisse der Verwaltung und des Hofhalts. Er hat deshalb diese allgemeinen Cortes berufen, um mit ihnen zu erwägen, wie geholfen, wie die erdrückende Schuldenlast getilgt und für die notwendigen Bedürfnisse des Reichs gesorgt werden kann. Nachdem dieser Bericht verlesen war, wiederholte der von seiner Familie umgebene Herrscher persönlich die dringende Aufforderung, der Not des Reichs abzuhelfen.

Ueber das nun, was der König zur Erreichung eines so großen Zweckes vorschlug, fehlen leider alle genaueren Angaben. Wir hören nur, daß er eine Verbrauchssteuer auf Lebensmittel gefordert habe, deren Ertrag nach einer venezianischen Relation

auf 800 000 Dukaten jährlich berechnet worden wäre*). Wir wissen nur von den Verhandlungen der Granden genaueres und das bietet ein sehr trübes Bild von der politischen Intelligenz und dem Patriotismus des hohen Adels Castiliens. Es war doch in der That seltsam, von Karl zu verlangen, er solle immer in Spanien bleiben, keine Kriege führen, dann werde er mit den bisherigen Einnahmen reichen, da doch unter den gegebenen Verhältnissen das eine so unmöglich war wie das andere, und selbst wenn er beides gekonnt hätte, die ungeheure Schuldenlast dadurch nicht beseitigt worden wäre. In Wirklichkeit hatten diese vornehmen Herren nur eins im Auge, ihre bisherige Steuerfreiheit trotz aller öffentlichen Not unberührt zu erhalten. Neben diesem beschränkten Egoismus bewiesen sie eine erstaunliche Unfähigkeit, nur sich selbst in erträglicher parlamentarischer Ordnung zu erhalten. Was sie aber mit der wiederholten Forderung, mit den Prokuradoren der Städte beraten zu können, eigentlich beabsichtigten, ob sie daran dachten, gemeinschaftlich mit den Städten den ständischen Organismus zu kräftigen, oder ob sie nur ihre Opposition gegen die geforderte Steuer durch die Zustimmung der Städte haben stärken wollen, ist nicht klar. In dem, was wir bis jetzt von ihren Verhandlungen wissen, ist keine Spur der Einsicht zu entdecken, daß sie die Not der Krone hätten benutzen können, um sich wieder einen regelmäßigen Einfluß auf die öffentlichen Geschäfte zu gewinnen. Sie blieben bei der hartnäckigen Verweigerung der geforderten und jeder anderen Steuer, so daß sie der König am 1. Februar unwillig verabschieden mußte.

Günstiger stellte sich der Klerus, dessen Interesse von der königlichen Forderung weniger direkt berührt wurde und der außerdem wußte, daß Karl ihm jede mögliche Vermehrung seines jetzt schon erdrückenden Reichtums gönnte. Aber die Städte wollten von der neuen Steuer nichts wissen, auch dann

---

*) Albèri I, 1, 300.

nicht, als die Regierung ihnen dafür gewisse Erleichterungen in anderen Lasten antrug. Und so endete die lange und verdrießliche Verhandlung damit, daß die Städte nur ein außerordentliches Servicio von 400000 Dukaten, in drei Jahren zu erheben, bewilligten. Damit war natürlich für die finanzielle Not des Kaisers nichts wesentliches gewonnen. Kaum sind die Cortes geschlossen, so berichtet der venezianische Botschafter wiederholt von großer Geldverlegenheit des Kaisers, während Scheurl, welcher sich von den kaiserlichen Agenten einreden ließ, was ihnen beliebte, in Deutschland verbreitete, die Spanier seien voll Begeisterung für ihren König und hätten ihm Hilfe „mit großem Volk und Geld" bewilligt, einige meldeten von acht Millionen Goldes*)!

Faßt man das bisher berichtete zusammen, so ergibt sich für den Kaiser die zwingende Notwendigkeit, der mit König Franz getroffenen Verabredung gemäß den Versuch zu machen, ob in Deutschland durch freundliche Verhandlungen mit den Protestanten wenigstens eine vorübergehende Beruhigung der aufgeregten Gemüter und infolge davon ein Beistand des Reichs gegen den Türken herbeigeführt werden könne. Ende November, da er schon voraussehen konnte, daß die Verhandlungen mit den Cortes schwerlich zu dem gewünschten Resultate führen würden, that er die entscheidenden Schritte dafür. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg, welcher noch immer unentschieden zwischen den beiden Kirchen schwankte**), hatte König Ferdinand im Mai bei einer Zusammenkunft in Baudissin dringend ans

---

*) Briefbuch 2, 217.

**) Ueber seine Stellung s. die Meldungen Vergerio's aus dem November 1535 (Nuntiaturberichte 1, 534 ff.). Er war nicht allein durch das seinem Vater gegebene Versprechen, an der alten Kirche festzuhalten, gefesselt, sondern hatte diese Verpflichtung durch einen am 24. Oktober 1535 in Köln an der Spree unterzeichneten Vertrag mit seinem Onkel, Kurfürst Albrecht, und Herzog Georg erneuert. (Das Dokument im Dresdener Archiv.)

Herz gelegt, „eine Art Eintracht“ zwischen den katholischen und evangelischen Ständen zu versuchen, weil nur so die von Ferdinand dringend gewünschte Hilfe des Reichs gegen den Türken erreichbar sei*). Ferdinand war einigermaßen auf den Gedanken eingegangen**) und im Verlaufe des Sommers hatten dann weitläufige Verhandlungen Joachims mit Sachsen und Hessen stattgefunden, die aber natürlich bei der damaligen Stimmung kein Ergebnis haben konnten. Inzwischen berichtete dann Ferdinand über den Plan an den Kaiser, welcher endlich am 22. November sich in einem ausführlichen Schreiben an Kurfürst Joachim zustimmend erklärte. Er habe, sagte er, durch seinen Bruder von den Verhandlungen des Kurfürsten mit den Protestanten über einen Frieden in der Religion erfahren und daß diese ihn und den Pfalzgrafen als Vermittler vorschlügen. An alledem habe er seinen Gefallen, da er immer geneigt gewesen sei, die Religionssache „durch gütliche, friedliche Wege und Mittel zu vereinigen und beizulegen,“ und daran noch festhalte. Er hätte aber gern gesehen, wenn ihm die Artikel mitgeteilt worden wären, auf welche die Protestanten eingehen wollten, damit er sich darüber erklären könne. Er hoffe, daß ihre Forderungen von der Art seien, daß sie „erheblich und allen Teilen leidlich“ befunden würden. Um jeden weiteren Zeitverlust zu vermeiden, habe er in die Friedenshandlung gnädiglich gewilligt, seine Vollmacht dem Erzbischof von Lund und dem Vizekanzler Held erteilt und König Ferdinand schreiben lassen, er möge aufs förderlichste dafür einen Tag an gelegener Malstatt ansetzen und seine Räte dahin verordnen. Ebenso habe er an Pfalzgraf Ludwig geschrieben und ihn gebeten, persönlich auf dem Tage zu erscheinen. Kurfürst Joachim bitte

*) Morone's Depesche vom 2. Juni 1538. Nuntiaturberichte 2, 294.

**) Seine Schreiben an den Kurfürsten vom 28. Juni und 14. Juli äußern zwar große Freude über die Bemühungen Joachims, machen ihn aber darauf aufmerksam, daß der Erfolg von der Bescheidenheit der Lutheraner abhänge. (Berliner Archiv.)

er zusammen mit dem Pfalzgrafen die Vermittlung zu übernehmen; er werde es ihnen immer danken *).

Die Instruktion für Lund wurde erst am 30. November ausgefertigt. Sie war nach allen Richtungen so auf Schrauben gestellt, daß sich der Kaiser zu gar nichts verpflichtete. Der Erzbischof sollte nach Zeit und Umständen handeln, wie er sie in Deutschland finden werde. Die Aufgabe sei, die Abtrünnigen soweit als irgend möglich durch Milde zurückzuführen (retirer). Müsse man ihnen, wie anzunehmen, für Vergangenheit und Zukunft etwas nachgeben, so dürfe es doch nur in Dingen sein, „die für unseren heiligen Glauben nicht wesentlich“ sind, und nur mit Zustimmung des heiligen Stuhles und unter Mitwirkung und Einwilligung des allerchristlichsten Königs, damit man ihm und seinem Bruder nichts vorwerfen könne. Erscheine es nicht ratsam, den Legaten und Nuntius zu den Verhandlungen zuzuziehen, um die Abgewichenen nicht gleich vor den Kopf zu stoßen, so müßten doch diese Vertreter des heiligen Vaters ihre Einwilligung dazu geben. Recht nachdrücklich soll Lund bei jeder Gelegenheit das völlige Einvernehmen betonen, welches zwischen dem Kaiser und König Franz hergestellt worden, sowohl für das Unternehmen gegen den Türken, welches der König mit 30000 Dukaten monatlich fördern wird, als für diese Verhandlung mit den Protestanten. Sollte sich die Notwendigkeit eines Reichstages ergeben, so muß man sich versichern, daß auf demselben der Nürnberger Anstand beobachtet wird. Von allem ist sowohl der Papst als König Franz genau zu unterrichten, damit weder der eine noch der andere zu irgend welchem Argwohn sich veranlaßt sehe. Sollte der König, wie er angeboten, jemand zu den Verhandlungen schicken, so ist demselben alles vertraulich mitzuteilen. Dem Kurfürsten von Sachsen und dem Landgrafen soll er versichern, daß der Kaiser nichts

*) Karl an Kurfürst Joachim, Toledo 22. November 1538. (Berliner Archiv.)

wünscht als die Ordnung der Glaubenssache, die Abwehr des Türken und die Ruhe Deutschlands; sind sie, wie sie sich kürzlich geneigt erklärt, dazu bereit, so wird der Kaiser sie in seine Gnade aufnehmen und die ganze Vergangenheit vergessen, wie er das auch König Franz versprochen hat. Wahrscheinlich wird ja die Verständigung über die Glaubenssache nicht so bald zu erreichen sein; das alsdann notwendige Provisorium wird nur auf möglichst kurze Zeit und unter Bedingungen gewährt werden können, welche Nachteile ausschließen, und lediglich, um die Abgewichenen nicht zur Verzweiflung zu treiben und sie zu bestimmen, daß sie die Türkenhilfe nicht verweigern. Schließlich trug der Kaiser Lund auf, ja nicht sein Recht auf das Herzogtum Geldern zu vergessen und dafür zu sorgen, daß er endlich von Unterhaltung des Kammergerichts befreit werde*).

Diese Instruktion ließ, wie man sieht, Lund freie Hand, so zu verfahren, wie Zeit und Umstände erforderten, die wirklich bindende Anweisung aber lag für ihn in den ihm genau bekannten Absichten seines Herrn, welcher sich natürlich vorbehielt, das Resultat der unter der Vermittelung von Brandenburg und Pfalz zu führenden Verhandlungen anzunehmen oder abzulehnen. Es lag also in diesen Akten vom Ende November an sich nichts, worüber die Mitglieder des katholischen Bundes ein Recht gehabt hätten, sich sehr zu beschweren. Dieses Recht erhielten sie aber in hohem Grade dadurch, daß der Kaiser sie als gar nicht vorhanden behandelte, daß er ihnen, nachdem er sie seit dem Juni auf die Bestätigung des in seinem Auftrage geschlossenen Bundes hatte warten lassen, von den mit den Protestanten beabsichtigten Verhandlungen keine Kenntnis gab, sie noch viel weniger zur Teilnahme an denselben einlud. Erst am 2. Februar 1539 machte König Ferdinand dem Herzoge Georg beiläufig Mitteilung davon, daß der Kaiser den Erzbischof von Lund mit dem Auftrage herausgeschickt habe, mit

*) Lanz, Staatspapiere S. 277 ff.

den Protestanten über Beilegung der Streitigkeiten in der Religion zu handeln, wofür er einen Tag auf den 20. dieses Monats nach Frankfurt angesetzt habe. Der Herzog fand es mit Recht im höchsten Grade anstößig, daß der Kaiser solche Verhandlungen mit den Gegnern eingeleitet habe, ohne den Mitgliedern des katholischen Bundes davon irgend eine Mitteilung zu machen; sie könnten doch wenigstens beanspruchen, bei diesen Verhandlungen neben dem Kaiser vertreten zu sein. Die katholischen Fürsten hätten ja freilich ähnliche Erfahrungen schon früher gemacht, denn der Augsburger Abschied sei doch nur deshalb ganz wirkungslos geblieben, weil sich der Kaiser mit den Lutheranern auf besondere Abmachungen eingelassen habe. Wenn der Kaiser so fortfahre, werde es im Reich immer schlimmer werden. Sollten der Kaiser und sein Bruder die Stände der christlichen Vereinigung im Stiche lassen, so würden diese genötigt werden, sich auf andern Wegen Friede und Ruhe zu sichern. Wenn die Lutheraner ihren Willen durchsetzten, die Thätigkeit des Kammergerichts still zu stellen, so würde den Katholiken nichts übrig bleiben, als sich ebenfalls vom Kammergerichte zu befreien. Trefflich hätten die Lutheraner ihre Sache durch beharrliche Verweigerung der Türkenhilfe gefördert; unter Umständen würden die katholischen Stände denselben Weg einschlagen müssen. Der Herzog war so entrüstet über das Verfahren des Kaisers, daß er sich anschickte, für diese empfindlichste Opposition ernstlich Propaganda zu machen*). Lund aber machte er darauf aufmerksam, wenn er sich jetzt auf Verhandlungen mit den Abgewichenen einlasse, so dürfe er nicht vergessen, daß dieselben sich durch den Nürnberger Abschied in nichts hätten hindern lassen, ganz nach Belieben neue Stände sich anhängig gemacht und sich alles gegen ihre katholischen

*) Georgs Instruktion vom 5. Februar 1539 zu dem Pilsener Tage des katholischen Bundes, auf dem nichts nennenswerthes beschlossen wurde. (Dresdener Archiv.)

Mitstände erlaubt hätten. Der christlichen Einigung sei Abbruch hauptsächlich dadurch geschehen, daß der Kaiser sie nicht, wie mit Held verabredet worden, durch den Druck veröffentlicht, überhaupt gar kein Mandat darüber habe ausgehen lassen. Infolge dessen habe sich niemand zum Eintritt in den Bund bereden lassen, weil niemand an die Sache Glauben gehabt*).

Noch schärfer tritt uns diese Mißstimmung der eifrigen Katholiken in den Berichten entgegen, welche ein bairischer Abgesandter um dieselbe Zeit vom kaiserlichen Hofe erstattete. Der oben erwähnten Bitte Helds entsprechend hatten die bairischen Herzoge zu seiner Unterstützung den seit langen Jahren in allerlei Geschäften benutzten Bonacorsi Grün nach Spanien geschickt. Als derselbe Ende Januar zum erstenmale beim Kaiser in Helds Gegenwart Audienz erhielt, bekam er zwar die schönsten Worte über die großen Verdienste seiner Herren um die heilige Kirche zu hören, aber gar nichts über den wirklichen Stand der Dinge. Daß Lund Auftrag zu freundlichen Verhandlungen mit den Protestanten erhalten habe, wurde ihm nicht verraten; wohl aber konnte er merken, daß nicht der von ihm hochverehrte Held, sondern der ihm aufs äußerste verhaßte „Bischof von Lundi" jetzt der Vertrauensmann des Kaisers für die deutschen Angelegenheiten sei. Held war freilich unermüdlich, in ausführlichen Denkschriften die Wichtigkeit des katholischen Bundes darzulegen, und daß gegen den Türken nichts ausgerichtet werden könne, ehe der Kaiser zuverlässige Ruhe in Deutschland geschaffen habe; aber am 19. März mußte Bonacorsi melden, seit Ende Januar habe Held keine einzige Audienz beim Kaiser erlangen können. Ueber das ganze Wesen am kaiserlichen Hofe sprach er seine lebhafte Entrüstung aus. „Der gute Vizekanzler," schrieb er, „thät wahrlich gern das beste, er ist aber ein Deutscher, darum muß er desto weniger

---

*) Herzog Georg an Lund, Dresden 2. März 1539. (Dresdener Archiv.)

gelten." Er habe für den Kaiser einen ausführlichen Bericht über das Verfahren der Schmalkaldener gegen das Kammergericht aufgesetzt, aber mit welchem Erfolge, wisse man nicht. „Es geht noch viel heilloser und langsamer an diesem Hofe zu" (als früher). Wenn ihn doch Gott nur bald aus diesem „Fegfeuer" befreite! Es gehe ihm aber nicht allein so: „es beklagt sich Gott und die Welt über das heillose Wesen." König Ferdinands Gesandter sei ebenso unzufrieden wie er. Der böse Lunden habe den Landgrafen sogar wegen seiner jüngsten Gewaltthat *) gerechtfertigt. Von ihm wie von dem kaiserlichen Botschafter am französischen Hofe Scepperus sei das schlimmste zu fürchten. Von Augsburg solle Lunden 2500 Goldgulden und auch von Zapolya Geld erhalten haben. „Seine Schelmereien brechen mit Gewalt auf." Das sei freilich nichts besonderes. „Denn die Gewaltigen an diesem Hofe haben gern Geld und fördern alle Sachen des Geldes wegen, ob sie mit Gott oder wider Gott sind." Speziell richtet er diese Anklage gegen die höchsten Räte Karls: „Der Granvell und der Kofos regieren den Kaiser und gedenken allein, wie sie reich werden" **).

Nach diesen Berichten des bairischen Gesandten und nach der vorhergegangenen freundlichen Anknüpfung mit den Protestanten hätte man erwarten sollen, daß die Bitten der katholischen Liga um Bestätigung ihres Bündnisses vom Kaiser zurückgewiesen würden. Statt dessen sprach er am 20. März die feierliche Ratifikation der „christlichen Einigung" aus; erkannte ausdrücklich an, daß Held in dieser Angelegenheit nach seinem Auftrage gehandelt habe, und erklärte, daß er diesen Auftrag bereits im Jahre 1536 erteilt habe, wonach man fast annehmen möchte, Karl habe diese Idee schon in jener allgemeinen deutschen Instruktion für Held im Herbst 1536 geäußert.

*) Wegen der in der That argen Gefangennahme eines Sekretärs Herzog Heinrichs.

**) Diese Berichte Varacorsi's aus Toledo vom 29. Januar bis 19. März 1539 im Münchener Reichsarchiv. Religionsacta Bd. 2.

So standen nun also die beiden divergierenden Strömungen der kaiserlichen Politik hart neben einander: in Toledo wurde die katholische Liga ratifiziert, in Frankfurt verhandelte Lunden freundlich mit den Protestanten. Allerdings waren diese sich anscheinend widersprechenden Richtungen nur täuschende Spiegelungen desselben immer gleichen Wesens: der Kaiser zeigte sich den einen so, den andern so, war aber immer derselbe. Das tritt uns besonders beredt in der Weisung entgegen, welche König Ferdinand nach eingehender Rücksprache mit Lund seinen Kommissären für die Frankfurter Verhandlung erteilte. Wenn man bedenkt, wie stark damals das Bedürfnis Ferdinands war, die Lutheraner zur Bewilligung der Türkenhilfe zu vermögen, so muß man über die unbeugsame Starrheit staunen, welche uns in diesem Dokument entgegentritt. In allen vorausgegangenen Verhandlungen hatte sich Ferdinand in die Forderungen der Protestanten fügen müssen. Er hatte gewünscht, daß der Tag in Nürnberg oder Mainz gehalten werde: da die Protestanten Frankfurt vorzogen, hatte er nachgegeben. Es war ja doch im höchsten Grade gegen sein und des Kaisers Interesse, daß bei dieser Gelegenheit die Mitglieder des katholischen Bundes, denen die Verhandlungen mit den Protestanten überhaupt widerwärtig sein mußten, auch noch dadurch verletzt wurden, daß man sie gar nicht zu denselben zuzog. Da aber die Protestanten erklärten, mit keinem Teilnehmer der Liga verhandeln zu wollen, so durften dieselben nicht eingeladen werden, nicht einmal der Erzkanzler des Reiches, während die Kurfürsten von Trier und Köln mit einer Einladung beehrt werden durften *). Endlich fand man es nötig, von der Teilnahme eines Vertreters der Kurie abzusehen, und zwar, ohne die Zustimmung derselben eingeholt zu haben. Nach all diesen Vorgängen erscheint es geradezu unbegreiflich, wie Ferdinand

*) Korrespondenz Ferdinands mit Joachim und dieses mit dem Kurfürsten von Sachsen im Berliner Archiv.

in der Instruktion für seine Kommissäre vom 5. Februar einen Ton anschlagen mochte, als sei er unbedingt Herr der Situation. Sie war genau in dem Geiste abgefaßt, in welchem vor zwei Jahren Held in Schmalkalden geredet hatte; Held hätte sie kaum schroffer schreiben können. Der Nürnberger Friede, wie ihn der Kaiser verstand, dieses Abkommen, welches der Realität der Verhältnisse schon zur Zeit seines Entstehens keineswegs entsprach, mit dieser Realität aber heute in flagrantem Widerspruche stand, sollte schlechthin aufrecht erhalten werden. Die vermittelnden Kurfürsten wurden aufgefordert, „die Protestierenden von ihrem bisher gebrauchten unbilligen Vornehmen und Vorhaben" abzubringen, vornehmlich insofern, daß sie sich nicht wie bisher „anmaßten", solche, die im Sommer 1532 nicht zu ihnen gehört hätten, zu sich zu ziehen, dieselben vielmehr „wiederum zu ihrem billigen und schuldigen Gehorsam weisen wollten. Denn wo die Protestierenden ferner in solchem ihrem unbilligen Vornehmen fortfahren, könnte oder möchte das Ihre Kaiserl. Majestät nicht gedulden." Das Kammergericht wurde durchaus gegen alle Anfechtungen der Protestanten in Schutz genommen; es thue lediglich seine Pflicht, wenn es gegen die Einziehung von Klöstern und andern geistlichen Gütern einschreite, da niemand in solchen Verletzungen Religionssachen erblicken könne. Von irgend einer den Protestanten zu machenden Konzession war in diesem wunderbaren Aktenstücke keine Spur zu entdecken*).

Die beste Kritik desselben schrieb einer der Kommissäre Ferdinands, Dr. Frankfurter, selbst. In seinem Berichte vom 6. März beklagte er sich bitterlich über diese Instruktion, die er kürzlich erst, nach Lundens Ankunft, kennen gelernt habe. Weder Lunden noch sein Kollege Lamberg hätte den vermittelnden Kurfürsten darüber vortragen wollen. So sei er

*) Der den Vermittlern überreichte Auszug aus dieser Instruktion im Berliner Archiv.

denn dazu genötigt gewesen, habe aber wegen ihrer großen Länge und mancher in ihr enthaltenen Widersprüche notwendig gefunden, den beiden Vermittlern nur einen Auszug vorzulegen und zwar mit der ausdrücklichen Bedingung, daß sie denselben den Protestanten nicht mitteilten, sondern daraus nur nähmen, was zu gütlicher Handlung dienstlich sei. „Denn wir besorgten, nachdem die Instruktion scharf ist, wenn die also vorkäme, es sollte wohl mehr Verhinderung als Förderung verursacht haben, besorgten auch, nachdem hievor zu Augsburg auch viel Schärfe gebraucht und aber nichts danach gefolgt ist, es würde da auch so gehen"*).

Dr. Frankfurter hatte sehr recht. Die beiden Vermittler erklärten diese Instruktion für vollkommen unzulässig; auf Grund derselben werde sich nie eine Verständigung erzielen lassen. Um sich davon zu überzeugen, brauchte man nur einen Blick auf die Forderungen zu werfen, welche die Protestanten Anfang März den Vermittlern übergaben. Sie begehrten einen dauernden Frieden, nicht bis zum Konzil oder nächsten Reichstag, sondern bis zur völligen Ausgleichung der Glaubensstreitigkeiten. Alle Prozesse in Glaubenssachen, auch wenn es sich um Kirchengüter und dergleichen handelt, sollen verboten, alle bisherigen Urteile derart kassiert sein. In zweifelhaften Fällen muß ein aus beiden Parteien gleichmäßig zusammengesetztes Schiedsgericht entscheiden. Das Kammergericht ist mit unparteiischen Richtern zu besetzen. Jeder Reichsstand hat das Recht zu reformieren. Jeder Unterthan, welcher der Religion seiner Obrigkeit nicht folgen kann, hat das Recht, auszuwandern; will er aber im Lande bleiben, so muß er geduldet werden, so lange er keinen äußerlichen Anstoß gibt**).

Man sieht, das ging doch noch erheblich über die einstigen

---

*) Kopie dieses Berichts im bairischen Staatsarchiv. Bundssachen de a. 1539—43 nr. 18 fol. 9 ff.

**) Politische Korrespondenz 2, 560 f.

Schweinfurter Forderungen hinaus. Wie sollte zwischen diesen protestantischen Forderungen und den starren Verneinungen König Ferdinands eine Vermittelung gefunden werden? Es war für die beiden Kurfürsten und ihre Räte eine harte Arbeit, welche schließlich, nach fast zweimonatlicher Bemühung, doch nur zu einer abermaligen Scheinverständigung führte, mit der beide Teile gleich unzufrieden sein mußten. Die Aufgabe wurde nicht wenig dadurch erschwert, daß sowohl im Nordwesten, an der unteren Weser, als im Südwesten, an der Kinzig, ziemlich beträchtliche Kriegshaufen sich sammelten, jene, wie die Protestanten meinten, für Herzog Heinrich bestimmt, diese unter Graf Wilhelm von Fürstenberg: jeder Teil fürchtete mehr als je vom andern überfallen zu werden. Freilich trieb diese gegenseitige Besorgnis dann doch auch wieder zur Nachgiebigkeit. Trotzdem standen die Protestanten zuletzt auf dem Punkte, die Verhandlungen abzubrechen. Die Uebermacht war unzweifelhaft auf ihrer Seite. Die vom Kaiser so stark betonte französische Unterstützung hatte sich nicht eingestellt, im Gegenteil konnten die beträchtlichen Werbungen des Grafen Wilhelm wohl nur aus französischem Antriebe erklärt werden. Aber zuletzt gaben die Protestanten doch den dringenden Vorstellungen der Vermittler nach und nahmen am 19. April einen „friedlichen Anstand" an, der wieder nur ein nichts sicherndes Provisorium bot.

Die Hauptbestimmungen enthielten: Vom 1. Mai an soll den jetzigen Anhängern der Augsburgischen Konfession ein fünfzehnmonatlicher Anstand gewährt sein, während welcher Zeit niemand von ihnen der Religion wegen überzogen werden soll. Ebensowenig dürfen sie etwas gegen Angehörige der katholischen Kirche vornehmen. Daneben soll der Nürnberger Friede, wieder jedoch nur für die gegenwärtigen Anhänger der Augsburgischen Konfession, auch über die fünfzehn Monate hinaus in Kraft bleiben, aber nur bis zum nächsten Reichstage. In diesen fünfzehn Monaten sollen sie keine neuen Stände zu sich ziehen; ebenso will der Kaiser bei dem katholischen Bunde erwirken,

daß er in der angegebenen Zeit keine neuen Mitglieder aufnehme. Gegen Geistliche der alten Kirche soll in derselben Zeit nichts vorgenommen werden. Der einzige reelle Gewinn der Protestanten bestand darin, daß alle beim Kammergericht schwebenden Prozesse und namentlich die vor einiger Zeit gegen Minden ausgesprochene Acht suspendiert werden sollte. Aber selbst diese unsicheren Bestimmungen wurden noch in ihrem Werte reduziert. Einmal konnten sich die Protestanten nicht damit zufrieden geben, daß auch jetzt wieder der doch so wenig zuträgliche Nürnberger Friede nur für diejenigen gelten sollte, welche jetzt der Augsburgischen Konfession anhingen. Sie wußten vermutlich, daß Herzog Georg im Sterben lag (er war thatsächlich am 17. April gestorben) und daß nach seinem Tode sein Bruder Heinrich das Herzogtum Sachsen ihnen zuführen werde: sollten sie diesen wichtigen Zuwachs ihrer Macht von den wenn auch noch so prekären Wohlthaten des Friedens ausschließen? Auf der andern Seite glaubte Lund nicht verbürgen zu können, daß der Kaiser die Erweiterung des katholischen Bundes hindern werde. Deshalb wurde dann der Anstand von beiden Seiten zunächst nur für sechs Monate zugelassen, wobei es denn auch, da der Kaiser von Nachgiebigkeit in den beiden Punkten nichts wissen wollte, blieb. Die wichtigste Bestimmung des Anstandes war endlich wohl die, daß am 1. August in Nürnberg Vertreter beider Religionsparteien zusammentreten sollten, um von dem Zwiespalt des Glaubens „christlich, friedlich und gütlich“ zu reden „und auf eine christliche löbliche Vereinigung“ zu handeln. Aber auch darüber trat gleich hier ein bedeutsamer Widerspruch zu Tage: Lund wollte dem Kaiser das Recht wahren, zu diesem Religionsgespräch Vertreter der Kurie zuzuziehen, die Protestanten erklärten das für unnötig *).

Damit geschah ein weiterer Schritt zur Ausführung der

*) S. das Aktenstück bei Hortleder 1, 126 ff. Ueber die Frankfurter Verhandlungen hauptsächlich Politische Korrespondenz 2, 546 ff.

Abreden von Aiguesmortes; man wollte nicht nur äußerlich für eine Weile den Frieden im Reiche sichern, sondern sogar einen ernstlichen Versuch machen, die Abgefallenen in Güte zurückzuführen. In freilich verkleinertem Maße sollte also nun doch das vor fünfzehn Jahren vom Nürnberger Reichstage Beschlossene zur Ausführung kommen. Vom Konzil war in Frankfurt keine Rede. Wollte der Kaiser wirklich eine friedliche Verständigung über die Religion, glaubte er daran?

Jedenfalls wurden die Genossen des katholischen Bundes und die Kurie von diesen Frankfurter Abmachungen in der peinlichsten Weise berührt. Beide sahen in jeder Verhandlung mit den Ketzern einen verderblichen Irrtum. Held und Herzog Heinrich und die bairischen Herren klagten um die Wette über den verhängnisvollen Abweg, auf den sich der Kaiser durch ungetreue Räte verführen lasse. Die Kurie aber gab ihr Verdammungsurteil über dieses Frankfurter Machwerk in einer Instruktion für ihren Nuntius beim Kaiser ab, die man nicht ohne Interesse lesen wird *). Der Kaiser, hieß es darin, müsse den Frankfurter Anstand verwerfen, weil gegen seinen Willen und Befehl der heilige apostolische Stuhl von den Verhandlungen sei ausgeschlossen worden; weil die Hemmung des Kammergerichtes und jeder kaiserlichen Aktion für fünfzehn Monate den schwersten Nachteil bringen werde; weil die katholische Liga, der eben eine erfreuliche Verstärkung in Aussicht gestanden habe, dadurch gelähmt werde; weil alle katholischen Fürsten Deutschlands sich bitter über das Abkommen beschwerten und seine Genehmigung durch den Kaiser für unmöglich hielten. Eine volle Schale ihres Zorns ergoß aber die Kurie über den armen Lund, der doch in Frankfurt die katholischen Interessen mit äußerster Zähigkeit verfochten hatte. Er habe, so lautete die schwere Anklage, seinen Glauben und seinen Eid verleugnet und vergessen; er habe unendliche Wohlthaten des heiligen

*) S. dieselbe im Anhang.

Vaters mit schnödem Undanke gelohnt; er habe, wie Se. Heiligkeit sicher erfahren, sich von Augsburg und Dänemark bestechen lassen; er stehe endlich in verdächtigen Beziehungen mit der Königin Marie, von der er zum Gouverneur ihrer ungarischen Besitzungen ernannt zu werden wünsche, um dann der Kirche völlig den Rücken zu kehren und sich zu verheiraten. Ueber den Zustand des deutschen Reiches habe er den Kaiser durch falsche Berichte getäuscht u. s. w. Während aber dieser sein vertrauter Diener in den schwärzesten Farben gemalt wurde, ging die Kurie noch weiter und erhob eine förmliche Anklage gegen des Kaisers Schwester, Königin Marie. Sie begünstige heimlich die Lutheraner, ermutige sie durch heimliche Boten und entmutige die Katholiken. Auf den Tagen des Schmalkaldischen Bundes habe sie immer einen Agenten. Der Zutritt der rheinischen Kurfürsten zur Liga sei nur durch sie hintertrieben worden. Für diese Liga, um die er sich jahrelang nicht gekümmert hatte, war der Papst jetzt plötzlich Feuer und Flamme: der Kaiser müsse alles für ihre Vergrößerung thun und ebenso werde er dieselbe in jeder Weise fördern. Natürlich nicht, um die lediglich defensiven Zwecke der Liga zu begünstigen. Wenn er dem Kaiser riet, unter dem Vorwande des Türkenkriegs eine gewisse Zahl spanischer und italienischer Soldaten in Ferdinands Gebiet zu sammeln, so sollten dieselben wohl nicht dem Frieden dienen.

Als die Nachrichten vom Ausgange des Frankfurter Tages nach Spanien gelangten, fanden sie den Kaiser in tiefer Trauer. Wir haben oft von den schweren Sorgen gehört, welche ihm der leidende Zustand seiner Gemahlin bereitete. Nun sollte ihr zarter Körper noch einmal die Last eines Kindes tragen: unter ihr brach er zusammen. Schon im Februar wurde der portugiesische Hof durch bedenkliche Nachrichten über ihr Befinden erschreckt. Am 21. April schrieb Karl seiner Schwester Marie: „Heute wurde die Kaiserin von einem Sohne entbunden, der gestorben ist.“ Die Entbindung war eine höchst qualvolle ge-

wesen. Am dritten Tage trat Fieber ein. Die Aerzte gaben Karl zwar Hoffnung, aber bald schwanden die Kräfte. Er verließ das Lager der Kranken nicht, reichte ihr selbst öfter die Arzneien und die erleichternden Getränke. Als die Aerzte ihm gestehen mußten, daß keine Hoffnung mehr sei, teilte er ihr die bittere Kunde mit; sie möge nur noch an ihr Seelenheil denken. Ruhig bat sie um die Segnungen der Kirche, der sie mit voller Inbrunst ihr Leben lang angehört hatte. Und dann hatte sie noch eine bezeichnende Bitte: Karl möge nicht leiden, daß ihr Leib zum Zwecke der Einbalsamierung geöffnet werde, damit ihn niemand als er berührt habe. Am 1. Mai um Mittag entschlief sie*).

Dieser Schlag traf den Vielgeprüften ins Herz. „Se. Majestät," schrieb Granvelle der Königin Marie, „leidet unglaublich." Er zog sich in das Hieronymitenkloster Sisla bei Toledo zurück, wo er seinem Schmerze bis zum 27. Juni lebte. Wir besitzen kein Wort, in dem sich die Liebe der beiden Gatten zu einander ausgesprochen hätte. Die Briefe Karls an Isabellen, soweit wir sie kennen, sind rein geschäftsmäßig und ebenso diejenigen, welche sie an ihn richtete. Aber mit welcher Innigkeit sie an ihm hing, beweisen zahlreiche Thatsachen, und daß er diese Empfindung erwiderte, so weit es seine Natur gestattete, haben wir ein Recht anzunehmen. Während ihrer kurzen dreizehnjährigen Ehe war er fast sechs Jahre durch weite Entfernungen von ihr getrennt: wir wissen nicht, daß er ihr untreu geworden. Als im Sommer die Gesandten der Mächte erschienen, um ihr Beileid zu bezeugen, glaubte seine älteste Schwester Eleonore eine neue Ehe empfehlen lassen zu sollen: er wies sie zurück. Er hat nie an eine abermalige Verbindung gedacht. Die Erinnerung an seine geliebte Gemahlin hat ihn bis in den Tod begleitet. Jedes Jahr ließ er an ihrem Todes-

---

*) Sepulveda 2, 94 f. Gachard, Charles-Quint in der Biographie nationale p. 615.

tage ein feierliches Amt abhalten, bei dem er nie fehlte. Diese beiden habsburgischen Brüder haben der Welt, die von den Liebesgeschichten des französischen Königs, von der brutalen Fleischeslust Heinrichs VIII. und von dem wenig rühmlichen ehelichen Leben auch einiger protestantischen Fürsten zu erzählen wußte, das Muster makelloser Ehen geboten, und unter den Fürstinnen jener Tage möchten sich wenige an Reinheit des Herzens mit Isabella und Anna vergleichen lassen. Nun wird ja der Wert eines Fürsten nicht durch die Art seines ehelichen Lebens bestimmt; aber für das Bild der Persönlichkeit fällt dieses Moment gar sehr ins Gewicht. Und gerade die Zeitgenossen Karls, Franz I., Heinrich VIII., Landgraf Philipp haben es bewiesen, wie stark die fürstliche Wirksamkeit dadurch beirrt werden kann.

Für unsere Vorstellung schreitet der Kaiser in bescheidener Gestalt durch seine große Zeit. Von dieser Größe war ihm nichts beschieden, nichts von fortreißendem Schwunge, nichts von tiefdringender Einsicht, nichts von politischer Weisheit; in dem hoffnungslosen Labyrinthe, in das ihn die Geburt gestellt, hat er sich sein ganzes Leben abgemüht, ohne durch die bittersten Erfahrungen belehrt zu werden. Was hätten sie ihn freilich lehren sollen? Daß sein Reich in sich eine Unmöglichkeit sei? Hat das je ein Herrscher erkannt? Daß er das deutsche Reich ganz seinem Bruder überlassen müsse, auf die Kaiserwürde verzichten? Was wäre dann aus Türkenkrieg und Glaubenseinheit geworden? Mußte es für einen Herrscher von der ernsten katholischen Ueberzeugung Karls nicht eine hohe Aufgabe sein, die Christenheit gegen Mohammed und Luther zu verteidigen? Man hat gemeint, schon nach dem Tode seiner Gemahlin sei ihm der Gedanke gekommen, sich aus der Welt zurückzuziehen. Der Wunsch es zu können wohl. Aber die Unmöglichkeit es zu thun lag auf der Hand. Der zwölfjährige Philipp, der bei der Leichenfeier für die Mutter zusammenbrach, konnte das spanische Weltreich nicht lenken. Der Kaiser mußte

den Stein des Sisyphus weiter wälzen. Gerade jetzt ohne jede Aussicht. In der Heimat empörte sich das mächtige Gent. In Deutschland schien dem Schmalkaldischen Bunde nichts mehr widerstehen zu können. Da geriet der in gewissem Sinne gefährlichste Gegner des Kaisers, Landgraf Philipp, ins Straucheln. Aus der gereinigten Lehre hatte er ein reines Leben nicht zu schöpfen vermocht. Zu den vielen politischen Versäumnissen der deutschen Protestanten gesellte sich ein schweres sittliches Gebrechen ihres thätigsten Hauptes. Damit wurde dem Kaiser der Weg zum größten Triumphe seines Lebens gebahnt.

Anhang.

Ranke hat in den Analekten zu seinen römischen Päpsten einige Bruchstücke aus der Instruktion mitgetheilt, welche Paul III. dem Kardinal Montepulciano für die Verhandlung mit Karl V. über den Frankfurter Tag gab. Dieses Aktenstück ist aber für die damaligen Anschauungen der Kurie so charakteristisch, daß mir seine vollständigere Mitteilung wünschenswert erscheint. Ranke hat seine Bruchstücke nach einer Handschrift der Bibliothek Corsini gegeben; das folgende ruht auf zwei Kopien der Madrider Nationalbibliothek nach einer gütigen Abschrift des Dr. Bernays. Selbstverständlich wurde Montepulciano mit dieser Instruktion an den Kaiser nicht nach Deutschland, wie Ranke sagt, sondern nach Spanien geschickt.

Instruttione data da Paolo III al Cardinale Montepulciano all' Imperatore Carlo V sopra le cose della religione in Germania l'anno 1539.

Sono molte cause per le quali mossa la Santità di Nostro Signore è di costante opinione, che la Cesarea Maestà del tutto annichili la dieta die Francfordia, ne la confermi.

Prima per essere contra la mente di S. Maestà et instruttione data a Mons.re Lunden esclusa l' authorità di S. Beatitudine et della santa sede apostolica, della quale essendo S. Maestà suo figliolo primogenito parerebbe alienarsi confirmando quella tanto pestifera resolutione, come si è visto per li capitoli conclusi in essa dieta di Francfordia mandati di Germania.

Secondo S. Maestà deve considerare quanti mali seguiranno soprasedendosi nel giuditio della Camera Imperiale, alla quale soprasessione il Lundense ha consentito con grande et particulare pregiuditio di S. Maestà.

Tertio, che S. Maestà durante il termine de quindeci mesi non si possi prevalere delle sue ragioni nelle cose di Gheldria.

Quarto, che l' Elettore sassone habbi dichiorato apertamente non volere consentire all' elettione del serenissimo Re de' Romani, nel che fa conoscere l' animo suo, et che non si move per la causa della Religione, ma per altre piu occulte bene cognite a S. Maestà, la quale si può anco ricordare, come fu ingannata da detto Elettore, quando egli hebbe li Regali del Re de' Romani suo fratello, havendo data promissione de consentire a detta elettione in Vienna, et poi ricevuti li Regali partendosi re infetta.

Quinto che durante detto termine non si possi accettare nella lega catholica alcuno, è cosa molto dannosa, perche S. Maestà sa molto bene, che alcuni erano per entrare in detta lega, come gia haveva data commissione al Dottore Matthias suo oratore, et per essere detta lega molto bene fondata; quanto più si accrescerà, tanto più si debilitaranno le forze de' lutherani et sarà causa di redurli ó con amicabile compositione et concordia, ò con rafrenare li loro conati col timore, che haveranno delle armi et forze della confederatione catholica.

Sexto S. Maestà può havere visto per lettere di quasi tutti li principi catholici di Germania le querele, che fanno per la conclusione di quella dieta, et che niuno di loro tenghi, che S. Maestà sia per confirmarla, cum unus magnus princeps in Germania scripserit nihil unquam nebulosius esse actum, quam quod actum est per Lugdunensem (sic !) et regios commissarios nella dieta.

Si farà intendere a S. Maestà che Nostro Signore grandemente si duole de li mali uffitii et portamenti di Mons.re Lundunense in quella dieta, il quale dimenticatosi della fede, nella quale egli è nasciuto et cresciuto et del giuramento prestito a Sua Beatitudine et questa santa sede et d' infiniti beneficii ricevuti da Nostro Signore et ultimamente della instruttione datagli da S. Maestà habbia fuori d'ogni suo debito consentito alle dimande ingiuste de' lutherani con grandissimo pregiuditio

di Nostro Signore et sede Apostolica et manifestissimo detrimento et dishonore della Cesarea Maestà.

Item che S. Santità hà inteso per cosa certa che li doni et promissioni fatte a esso Lundenense l'hanno indotto a consentire a quelli capitoli. Primo perche la communità d'Augusta gli donò dui milla et cinquecento fiorini d'oro, poi gli fu fatta promissione di quattro milla fiorini singulis annis sopra li frutti del suo arcivescovato di Lunden occupati per quel Rè lutherano. Preterea per essere suddito del duca Juliacense, quale al presente tiene il ducato di Gheldria et è socero del duca elettore di Sassonia. Oltre di questo S. Santità con gran meraviglia havere inteso detto Lundense tenere manneggio con la ser.ma regina Maria, sorella di S. Maestà, per havere il governo di quelle terre di Ungaria, che sono di essa regina et che habbi detto, che chi havesse quelle terre et la rocca di Strigonia farebbe poco conto del Re de' Romani et del Re Giovanni, dove dimostra, quid iam incipiat meditari. Et che egli pensi pigliare moglie lasciando le cose della chiesa, non havendo mai voluto pigliare ordini sacri fino a hora. Che nelle cose d'Ungheria col Re Giovanni S. Maestà ha potuto vedere per la schedula, che gli portò il Calossense, la presuntione che esso Lundense non havendo di cio commissione alcuna piglio in promettere quel sussidio di quaranta milla persone avanti la publicazione della pace, causa da intertenere hora detta publicatione.

Che detto Lund. andò in Spagna senza essere chiamato da S. M. per dipingerli qualche bugia, delle quali s'intende lui esserne copiosissimo, dubitando, che come prima S. M. vedesse li concordati, non li accettasse, ma rescindesse del tutto, essendo con tanto disavantaggio di detta Maestà et del Re de' Romani suo fratello, causa di fargli perdere la gratia di loro Maestà et che Lutherani si lamentassero di lui et scoprissero le male attioni sue.

Che nella sua relatione hà esposto falsamente a S. M. che mosso dal timore di 12000 fanti, quali erano in ordine per Lutherani, consenti a quelli capitoli; perche quando egli gionse in Vienna, havendo commissione da S. M. d'intendere, se erano veri li moti et preparationi di gente de Lutherani, quali egli essendo arrivato scrissi quindici di dopoi in Spagna a S. M., che non dubitasse di tali moti, assicurandola non essere vera la fama, come si può vedere per sue lettere.

(Während des Frankfurter Tages hätten im Gegenteil die Lutheraner Grund gehabt, sich vor den im Norden gesammelten Truppen zu fürchten, weshalb denn auch Lunden auf ihren Wunsch Herzog Heinrich von allen derartigen Unternehmungen abgemahnt habe.)

Et perche nella medesima relatione esso Lundense espone a S. M., che s' ella volesse tollerare, che detti Lutherani stessero nelli loro errori, disponria a modo et volere suo di tutta la Germania, si farà intendere a S. M., che Nostro Signore è di molto contraria opinione, perche havendo primo S. Santità precipuo fondamento, che detta Maestà tanto catholica et ferma colonna et propugnaculo della fede di Christo et di sua santa chiesa habbi sempre anteposto la vera religione et il bene publico della christianità a ogni suo particulare commodo, et si stima essere fatta iniuria a S. M. di ricordarle tali vie, non mancandole molte altre lecite et honeste, con le quali finalmente le cose di Germania si possino ridurre, massimamente potendo S. M. rendersi certa, che Nostro Signore secondo la qualita delle forze non sia per mancare delli possibili aiuti, altre che un cieco vederia, che tale cosa non si può concludere, senza che tutta Germania si faccia lutherana, quale facendosi S. M. può bene vedere secondo la professione che loro fanno, quanto poca authorità havesse con loro S. M., escludendo essi secondo la loro setta ogni superiore et predicando sopra tutto la libertà . . . . .

Non vede il Lundense le fraudi de' Lutherani et come sempre habbino proceduto malignamente con S. M., et che sotto protesto di rassettare le cose della religione vanno procurando altro che religione.

(Das hätten sie auf den Reichstagen von 1526 und 1532 und in Kadan bewiesen. Dem Landgrafen und Herzog Ulrich sei es nicht um die Religion, sondern um die Eroberung Württembergs zu thun gewesen, und bei der Wiener Zusammenkunft habe der Kurfürst von Sachsen, sobald er die Regalien empfangen, die versprochene Anerkennung Ferdinands als römischer König verweigert. Endlich seien auf dem Frankfurter Tage viele Dinge ausgemacht, die mit der Religion gar nichts zu thun haben. Die katholischen Fürsten Deutschlands könnten unmöglich einen solchen Unfug länger ertragen.)

Anichilandosi adunque del tutto per le sopradette cose la dieta di Francfordia et essendo il consiglio di S. M. et

altri principi christiani, che per la mala dispositione di questi tempi non si possa per hora celebrare il concilio generale, non ostante che Nostro Signore gia tanto tempo l' habbia inditto et usato ogni opera e mezzo per congregarlo, pare a Sua Beatitudine, che sarebbe bene, che S. M. pensasse alla celebratione di una dieta imperiale per prohibire quelli inconvenienti, que potriano nascere et massimamente di uno concilio nationale, il quale facilmente si potria fare per catholici et Lutherani per la quiete di Germania, quando li catholici havendo visto infiniti disordini seguiti per causa di alcuni ministri della Cesarea et Regia Maestà, vedessero anco loro Maestà essere tarde alli remedii.

(Ein solches Nationalkonzil werde für den Kaiser und König Ferdinand nicht weniger schädlich sein, als für den apostolischen Stuhl. Aber ein Reichstag könne nur nützen, wenn ihm der Kaiser persönlich beiwohne.)

Et interea vedendo S. M., quanto bene et utile sia per portare la propagatione della lega catholica, attenda per hora a questa cosa principalmente et scriva al suo oratore in Germania, et parendoli ancora mandi alcuno altro, che quanto più si può con ogni mezzo procurino fortificare et accrescere detta lega catholica, acquistando et guadagnando ogn' uno, ancora che nel principio non fussero cosi sinceri nella vera religione, perche a poco a poco si potriano poi ridurre, et per adesso ci importa più il togliere a loro che acquistare a noi, alla qual cosa gioveria molto, quando S. M. mandasse in Germania quella più quantità de denari ch' ella potesse, perche divulgandosi tale fama confirmarebbe meglio li confederati di essa et animarebbe gli altri, che più facilmente intrassero, vedendo che li primi nervi della guerra non mancariano. Et per maggior corroboratione di detta lega catholica S. Santità si risolverà di mandare una ò più persone a quelli principi catholici per animarli similmente con promissione di aiuto di denari et altri effetti, quando le cose s' incammineranno di sorte per il benefitio della religione et conservatione della authorità della sede apostolica et della Cesarea M., che si veda da buon senno la spesa dovere fare frutto . . . Nè sarebbe male tra questo mezzo sotto titolo delle cose turchesche mandare qualche numero di gente spagnuola ò italiana in quelle bande et intertenerlo nelle

terre del Re de' Romani suo fratello, accioche bisognando l' aiuto fosse presto in ordine.

(Der Papst wird auf jeden Fall jemand an die katholischen Fürsten senden, um sie zu ermutigen und die Beschlüsse des Frankfurter Tages zu verdammen. Der Kaiser möge die Gutgesinnten darauf hinweisen, daß er mit dem Könige von England in Verhandlung stehe, um ihn zur wahren Religion zurückzuführen. Da in Polen questa maledetta setta lutherana einzudringen drohe, möge der Kaiser jemand dahin senden, der mit dem Nuntius zusammenwirke.)

Si farà similmente intendere a S. M., che volendo Nostro Signore havere giusta escusatione appresso Iddio et il mondo per il governo del Pontificato, al quale da la bontà divina è stato chiamato, non può mancare di non dolersi paternamente havere inteso per via d' alcuni gran personaggi, che la Regina Maria sorella di S. M. secretamente presta favore alla parte de' Lutherani, animandogli dove può, etiam con mandarli huomini a posta disfavoreggia la causa de' catholici et impedisce quelli effetti principiati da li buoni ministri di S. M.

Nostro Signore è molto bene informato, che dopo fatta la confederatione de' Lutherani in Smalcaldia, ove detta Regina tenne sempre un suo huomo, havendo li ministri di S. M. dato ottimi principii et fondamenti alla lega catholica, nella quale ci sono quelli principi, che S. M. haveva concluso per li elettori del Reno, ciò è Coloniense, Treverense et Palatino, di sattoscrivere alli capitoli di detta lega catholica, quando essendo pervenuto all' orechie della Regina, ella subito scrisse al Treverense, che non facesse cosa alcuna, perche non era di volontà della M. Cesarea, et cosi fù impedita quella santa opera; et il simile fece intendere alli altri; et il Trevirense per escusare mandò quelle lettere a chi all' hora procurava quella sottoscrittione, come S. M. haverà potuto sapere.

(Auch bei einer anderen Gelegenheit habe sie den katholischen Interessen entgegengehandelt.)

Pertanto Nostro Signore ricorda a S. M., che non potendo persuadersi, che quella serenissima Regina discesa da principi tanto catholici et cresciuta con S. M. et Re de' Romani, cosi ferventi propugnatori della fede di Christo et sua santa chiesa, da se potesse incorrere in tale enormità, ma più presto per consiglio di mali ministri, si sforzi di dare quelli

rimedii, che a S. M. pareranno più necessarii et per salute dell' anima et per l' honore di questo mondo, levando quelli fomenti, che notriscono et causano simili mali, et interim farà intendere alli sopradetti elettori la satisfattione grande, che S. M. haverà, che entrino in detta lega usando in ciò ogni opera et mezzo possibile a persuader tale effetto a detti elettori e Sua Beatitudine non è per mancare con scrivergli et con mandargli huomo a posta.